This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MÄRKISCHE STREIFZÜGE

VON

AUGUST TRINIUS

ERSTER BAND

J.C.C.BRUNS
VERLAG MINDEN I.W.

'84

3 Bde.
(Bd. 1 u. 2 in 2. vel. Aufl.)
1887
M. 3 Holzst.-Vign.

Berlin Bibl. I, 6

Bd. 3 EA

Märkische Streifzüge.

Von

A. Trinius.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Jagdschloß Königs-Wusterhausen.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1887.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Vorwort zur 1. Auflage.

Es ist ein bunter, zwanglos gewundener Blüthenstrauß, welchen ich hiermit dem freundlich gesinnten Leser biete: übermüthige Feldblumen und sittsam dreinschauende Gartenzöglinge, die ich auf meinen Streifzügen kreuz und quer durch die Mark, zwischen Oder, Elbe und Havel, in heiteren und ernsten Stunden dankbaren Herzens sammelte.

Historisches und Landschaftliches wechseln mit Genrehaftem und persönlich Erlebtem, wie es hier der Gegenstand erheischte, dort die Stimmung des Tages mir unbewußt eingab; aber so verschiedenartig und launisch auch die Behandlung der einzelnen, hier gebotenen Kapitel erscheinen mag, eins umschließt sie alle: das Band aufrichtigster Anhänglichkeit und Liebe für das freundliche Stückchen Erde, welches ich so oft durchwanderte, und das trotz der sprüchwörtlichen Bescheidenheit seiner Gaben eine ungeahnte Fülle des Interessanten, Schönen und Herzerfreuenden mir offenbarte.

Denn so verschmäht auch die Mark noch immer draußen im lieben deutschen Reiche ist, es muß doch ein seltsam tiefer Zauber sein, der über ihre blauen, träumerischen Seen hinweht,

in ihren verschlafenen Kiefernwäldern webt, auf den einsamen Edelsitzen und verfallenen Burgen wohnt und in Sage und Lied immer wieder unser Gemüth gefangen nimmt, daß man die eigene, sonnige Thüringer Heimath darüber vergessen kann.

Wohl ist die Mark nur ein einfaches, scheues und verschlossenes Kind, das nicht der Rede bunte Pracht kennt, dessen innig schlichter Ton aber zu Herzen geht, weil er von Herzen kommt, dessen warmer, klarer Blick uns wohlthut wie Himmelsblau und Frühlingssonnenschein. Was sie allein von uns fordert, ist Liebe; Liebe zu ihrer Geschichte, Liebe für ihre Bewohner.

Und ist die Mark wirklich nur ein Stiefkind der Natur geblieben, so müssen wir sie darum doppelt lieb haben, das auszugleichen, was ihren Schwestern in reicherem Maße zu Theil ward. Was sie uns giebt, ist echt und treu, aber es will gesucht sein. Und das ist nicht Jedermanns Sache. Es bedarf schon eines feineren Naturempfindens, soll man ihr wahrhaft gerecht werden, und wessen Augen nur noch an wildgrotesken Felsgebilden und brausenden Meereswogen sich ergötzen können, der ziehe nimmer über den einsamen Teltow oder pilgere die schwermüthigen Seeen der wendischen Spree entlang. Doch wer es wagt, der wird bald Strapazen und Einsamkeit überwinden und vergessen, und er wird heimkehren, einen Schatz köstlicher Erinnerungen und reicher Erfahrungen mit sich führend.

Was aber die Mark vor so vielen anderen Landestheilen auszeichnet und ihr einen unvergänglichen, eigenen Reiz verleiht, das ist der breite, historische Glanz, der, von dem Herrscherhause ausgehend, bis in die entferntesten, heute weltvergessenen Winkel seine leuchtenden Strahlen geworfen hat und in zahllosen Erinnerungszeichen aus Stein und Erz mächtig zu uns spricht, der ruhmvollen Hohenzollern Glück und Leid im Wechsellauf vergangener Jahrhunderte uns kündend. Und darauf darf der Märker stolz sein. —

Was ich hier in bescheidener Form biete, es soll nur An-

regung geben, selbst hinauszuwandern und hellen Auges, heiteren Sinnes Umschau in der freundlichen Heimath zu halten, die Liebe und das Interesse für sie und ihre gewaltige, glanzvolle Geschichte ohne Gleichen zu wecken, zu fördern und zu befestigen und immer weiteren Kreisen theilhaftig zu machen.

Und je anspruchsloser das Maß der Erwartungen des Einzelnen sein wird, um so reicher und lebenssprühender wird dann der Quell des Neuen und Ueberraschenden fließen, und das Gemüth wird dankbaren Sinnes Stunden der reinsten, selbstlosen und edelsten Freuden feiern, wie sie eben nur die ewige, unergründliche Natur dem Menschenherzen zu geben vermag.

Berlin, im Oktober 1883.

A. Trinius.

Vorwort zur 2. Auflage.

Mit aufrichtiger Freude erfüllt es mich, hiermit diesen ersten Band meiner „Märkischen Streifzüge“ in einer neuen Auflage darbieten zu können.

Wie ich einerseits dabei bestrebt gewesen bin, inzwischen eingetretene lokale Veränderungen, wie hier und da eingeschlichene kleine Irrthümer thunlichst zu berichtigen, so habe ich andererseits geglaubt, durch eine ausführlichere Behandlung einzelner Kapitel, sowie durch reicheres Einstreuen von Sagen aus unserem noch viel zu wenig gekannten, märkischen Sagenschatze, dem Werkchen eine größere Vollständigkeit, wie lebendigere Anregung zu verleihen.

Möchte auch dieser Auflage dieselbe Gunst beschieden sein, welche die erste bei ihrem Erscheinen in so unerwarteter und wohlthuender Weise überall gefunden hat.

Berlin, im November 1886.

A. Trinius.

Inhalt.

Nördlich von Berlin.

Schönhausen 3
Buch 28
Bernau 44
Hohenfinow 57
An den Ufern des Werbellin 74
Joachimsthal 84
Schloß Grimnitz 97
Am Liepnitz-See 109
Eine märkische Postfahrt anno domini 1883 122

An der Oberspree.

Schloß Köpenick 139
Die Müggelsberge 156
Schmöckwitz 167
Ein Spaziergang durch das Schenkenländchen
1. Königs-Wusterhausen und Mittenwalde 176
2. Teupitz 187

Havel-Landschaften.

Jagdschloß Grunewald 205
Im Lande der weißen Rüben 217
Zwischen Wannsee und Schwielow 228
Kloster Lehnin 240
Am Tegeler See 254
Auf dem Schlachtfelde von Groß-Glienicke 268

Quer über den Fläming.

Belzig und Burg Eisenhart 281
Das Treffen bei Hagelberg 299
Schloß Wiesenburg 313
Burg Rabenstein 328
Der hohe Golm 341

Benutzte Quellen.

Beckmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg.
Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg.
Berichte der Vereine für die Geschichte Berlins ꝛc. ꝛc.
Cylert, Friedrich Wilhelm III.
Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Kritzinger, Kloster Lehnin und seine Sagen.
Kuhn, Märkische Sagen und Märchen.
Kugler, Friedrich der Große.
Mühlmann, Geschichte der Stadt Belzig und Umgebung.
Pflug, Die Wendenkämpfe in der Mark.
Preuß, Friedrich der Große ꝛc. ꝛc.
Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts.
Briefliche und mündliche Mittheilungen.

Nördlich von Berlin.

Schönhausen.

Wenn man von Pankow, an der Kirche vorüber, dort, wo das Grabdenkmal von Schmelka, dem gefeiertsten Komiker des alten Königstädtischen Theaters, unter tiefhangenden Büschen hervorschaut, in die Schloßstraße einbiegt, gelangt man in wenigen Minuten nach dem königlichen Lustschlosse und dem Park von Schönhausen, nahe dem Dorfe Nieder-Schönhausen, welches letztere bereits im Landbuche als Schonhusen bassa erwähnt wird. Eine ehrwürdige Eichen- und Lindenallee begleitet uns anfangs, dann tritt zur Rechten der lauschige Schloßpark an uns heran.

Ueber die Panke schreitend, welche hier noch wie ein ausgelassenes, heiteres Kind mit hellen Augen singend über Steingeröll und Wurzelgeflecht angesprungen kommt, erblicken wir am Ende eines düsteren Baumganges die gelblich schimmernden Wände des Sommerschlosses. Es ist ein zweistöckiger, in seinem Aeußeren schlicht gehaltener Bau ohne Seitenflügel und stattliche Auffahrt, welcher im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Aenderungen erfahren hat.

Ehemals saß hier ein Ritter Hans von Waldow, später war das Schloß im Besitz des Hofmarschalls von Grumbkow, 1691 erstand es der Kurfürst Friedrich III. und ließ an der

Stelle des alten Wohngebäudes ein neues Schloß von Eosander von Göthe erbauen, welches seine Gemahlin Charlotte zuweilen bewohnte, bis sich endlich ihr bevorzugter Lieblingssitz am Spreeabhange des Dorfes Lützow, die prächtige Lützowburg, später Charlottenburg genannt, erhob.

Anfangs dieses Jahrhunderts lebte in Schönhausen der Herzog von Cumberland einige Jahre, und auch noch später hat das Schloß verschiedene Gäste in seinen Mauern gesehen. Seine eigentliche historische Bedeutung jedoch empfing es dadurch, daß es vom Jahre 1740—1796 der Gemahlin Friedrich's des Großen als Aufenthalt diente, welche den größten Theil jedes Jahres hier in Zurückgezogenheit lebte und im Dienste der Barmherzigkeit und aufopfernden Nächstenliebe den Kummer der eigenen Seele zu lindern und zu verscheuchen versuchte.

Im Erdgeschosse befanden sich ehemals das Cour-, Wohn- und Schlafzimmer der Königin. Es enthält außerdem noch eine prächtige, mit Cedernholz boisirte Gallerie, während im zweiten Geschosse vor allem der reich ausgestattete, marmorirte Festsaal, welcher auch durch das Stockwerk darüber noch geht, den Glanzpunkt des königlichen Wittwensitzes bildet. Die ganze Einrichtung des Erdgeschosses wie die des ersten Stocks, welche beide durch eine breite Doppeltreppe verbunden sind, athmen noch heute den Geschmack der Friedericianischen Zeit. Schmale, hohe Polstersitze, mit mattfarbiger, blumendurchwirkter Seide überzogen und mit versilberten Füßen und Rücklehnen; funkelnde Spiegelscheiben, abwechselnd mit eingelegten, seltenen Holzwandungen; Pendulen, Spieltische, broncene Wandleuchter, Ofenschirme, gemalte Schäferscenen mit Reifrock und Puderperrücke; krystallene, luftige Kronen, in deren geschliffenen Kugeln und spielenden, zierlichen Glöckchen das sich durch die Gardinen stehlende Licht des Tages buntschillernd und blitzend bricht: alles dies gewährt noch heute ein harmonisches Bild jener Zeit. Viele der hier befindlich gewesenen Oelgemälde sind freilich überall hin

verstreut, aber die Anzahl der zurückgebliebenen ist trotzdem noch eine schätzenswerthe. Außer einigen Porträts von Mitgliedern des königlichen Hauses früherer Jahrhunderte, wie fremder Fürsten und wackerer Kriegshelden, sind es besonders noch die von dem Prinzen August Wilhelm herrührenden Oelbilder, Landschaften um Oranienburg darstellend, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es ist dies der unglückliche Prinz, ein jüngerer Bruder des großen Königs, welcher bald nach der Schlacht bei Kollin, durch die fortdauernden Mißerfolge des ihm anvertrauten Truppentheiles, in Ungnade fiel und eine so harte Zurechtweisung erfuhr, daß er es vorzog, auf sein Schloß zu Oranienburg zurückzukehren, um hier, verbittert und jeden Zuspruch von sich weisend, am gebrochenen Herzen nicht lange darauf hinzusiechen. Vergebens aber suchen wir nach einem Bilde der Gemahlin Friedrichs II. Dieselben sind nach dem Hohenzollern-Museum gekommen oder in anderen Schlössern untergebracht worden.

Welch ein Unterschied zwischen dem Park von Charlottenburg und dem von Schönhausen! Dort, wo einst an jedem sonnigen Sommertage die lebenslustige, wißbegierige Sophie Charlotte mit Leibniz auf vergoldeter Galeere von Berlin herübergefahren kam, um unter den Linden des Spreeufers zu lustwandeln und mit ihren Fragen über die höchsten philosophischen Probleme den weisen Freund, oft mehr als billig, in die Enge zu treiben: dort lacht noch heute aus den Bosquets, den Orangen-Alleen mit ihren römischen Kaiserbüsten und üppigen Hortensienbüschen die heitere Anmuth jener geistreichen Fürstin; in Schönhause dagegen wohnt die Wehmuth und die Ruhe einsamen Friedens.

Fernab dem geselligen Hofleben, in dieser Stätte freundlichen Friedens, welche wie ein grünes Eiland, ohne äußere Abwehr, dennoch abgeschlossen von dem Lärm des Tages liegt, gewann das Herz der Königin allmählich wieder den stillen Muth, und vor dem Ernste fremder Leiden schwanden die eigenen lang-

sam dahin. Sie trug das Licht der Freude in die niedrigen Hütten; an ihrer Religiosität erstarkte das gesunkene Gottvertrauen der Verlassenen. Sie tröstete die Traurigen und trocknete die Thränen der Betrübten; sie ward eine Wohlthäterin im besten, schönsten Sinne, zu welcher das Volk in Liebe und Dankbarkeit gerührt aufblickte. Die Hälfte ihres Einkommens war allein für Wohlthaten bestimmt. Elisabeth von Braunschweig zeichnete sich durch Bescheidenheit, Demuth und Frömmigkeit aus. Von dem Schicksal zur Gattin Friedrich's II. bestimmt, gewann sie sich durch ihren tugendhaften Lebenswandel des Königs höchste Achtung bis zu seinem Tode. Mehr war ihr nicht beschieden. Das peinliche Gefühl, daß ihn ein bitterer Zwang zu dieser Verbindung genöthigt, hat der König niemals überwinden können. Diese Empfindung, die Erinnerung an die Härte seines Vaters haben eine tiefere Zuneigung zu seiner Gattin niemals in ihm aufkommen lassen.

In jener Stunde, da der strenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. die Augen für immer schloß, war auch das Schicksal Elisabeth's unwiderruflich besiegelt worden. Mit ihm war die letzte Schranke gebrochen, welche den gehorsamen Sohn bisher gehindert hatte, die ihm lästigen Fesseln abzuschütteln. Elisabeth war bei Lebzeiten ihres Gatten bereits eine Wittwe geworden. Die Zurückhaltung, welche ihrem Wesen eigen war, erleichterte dem König seinen Vorsatz, fortan nur dem Vaterlande und seinen Freunden zu leben. Sie trat ohne Murren von dem Schauplatz zurück, auf welchen sie ein rauher Wille gestellt, um in einsamer Zurückgezogenheit dem aufgehenden Gestirne ihres königlichen Gemahls mit warmer Theilnahme und stiller Treue durch alle Wandlungen zu folgen. Vielleicht fühlte sie auch, daß die schlichten Vorzüge ihres Herzens dem hochanstrebenden Geiste des jungen Königs nicht genügen konnten. Der Strahlenkranz um das Haupt Friedrich's des Einzigen verdunkelte ihr bescheidenes Bild; allein stieg er die Stufen des

Thrones hinan, um fortan, dem Adler gleich, sich kühn von Sieg zu Sieg zu schwingen, gefeiert, gefürchtet und bewundert. Es ward ihr nicht vergönnt, sich einen Platz in der Geschichte zu erwerben; in den Herzen Tausender aber lebte ihr Angedenken noch lange fort.

„Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein," sagte Friedrich einmal, „wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte." Und diese Achtung hat er ihr in den gewinnendsten Formen und mit zarter Aufmerksamkeit immer wieder angedeihen lassen. Aber nicht einmal in den ersten Monden der frohen Flitterzeit begegnen wir in seinen Briefen oder zahlreichen Freundes- und Liebesliedern einem süßen, tändelnden Worte, welches ihren Namen preist und das junge Glück besingt. Er weiß die einschmeichelndsten Töne anzuschlagen, wenn er alte, erprobte Freunde wieder an sich ziehen oder neue sich erwerben will, Huld und Lob spendet er mit vollen Händen; treue Waffenbrüder, Genossen seiner bitteren Jugendzeit, Dichter, Musiker, Maler und Philosophen sonnen sich in seinem Lächeln und verkünden der Welt den Aufgang eines neuen Gestirns; das Lob der Freundschaft, der er später nahe bei Sanssouci einen Tempel errichtet, rauscht in vollen Akkorden durch seine Leier — — für diejenige aber, welche seinem Herzen am nächsten stehen mußte, für seine Lebensgefährtin, versagten ihm Sang und Saitenspiel.

Sieben Jahre durfte sie in der Nähe ihres Gemahls weilen, bis mit seiner Thronbesteigung für immer eine Trennung zwischen ihnen eintrat. Die Tage in Rheinsberg hatten nicht vermocht, ein herzliches Verhältniß anzubahnen; es war eine Probezeit, welche Elisabeth nicht bestehen sollte. Vielleicht, daß Beiden ein Theil der Schuld beizumessen ist; sicherlich ist aber am schwersten der starre Wille des despotischen Vaters anzuklagen, welcher, trotz aller Einwendungen und Vorstellungen,

zwei sich so fernstehende Naturen zu der verhängnißvollen Eingehung einer so ungleichen Ehe zwang.

In Friedrich's Natur lag nichts Halbes und Unfertiges. Er war ein Mann. Sein kategorisches und oft rücksichtsloses Auftreten mag für die Betroffenen verletzend und herb ausgefallen sein; dennoch gab er auch hier nur immer wieder neue Beweise eines seltenen Charakters, der, in sich selbst gefestigt und durch Leiden geläutert, das einmal für richtig und heilsam Erkannte mit Entschlossenheit zu Ende führte. Jede Heuchelei war ihm fremd und verhaßt. Er hat, um nur ein Beispiel anzuführen, es oft als ein Unglück für einen Fürsten bezeichnet, nicht den Glauben seines Volkes theilen zu können; dennoch versuchte er niemals, sich oder andere über diesen Mangel wegzutäuschen. Weil er die freie Meinung achtete, durfte jeder in seinem Lande nach „seiner Façon" selig werden. Er rechtete niemals mit dem Worte, nur die That entschied bei ihm. Weil ihm aber jeder erlogene Schein von Glück und Tugend feige und naturwidrig erschien, fand er auch der Welt gegenüber den Muth, sich am Wendepunkte seines Lebens, wenn nicht förmlich, so doch räumlich von seiner Gemahlin für immer zu trennen. Nicht der König, nur der Philosoph entschied hier. Sein kühner, reger Geist strebte anderen Zielen zu. Die Tage von Rheinsberg hatten ihn die gewaltige Aufgabe erkennen lassen, welche seiner harrte. Sie hatten ihn zum Manne gereift, zum Fürsten geadelt, aber zugleich auch von seiner Gattin, die weder seinem Geiste, noch seinem Willen ebenbürtig war, entfremdet. Dennoch waren sie die schönsten Tage seines Lebens. Mitten im Gewühl der Schlachten schweiften seine Gedanken zurück zu dem lieblichen, wellenumsungenen Landsitz, wo die Musen und Grazien voll Uebermuth und Frohsinn geherrscht hatten. Allen Ruhm und Triumph, die Bewunderung Europas, hätte er gern für jene idyllische Zeit in Rheinsberg hingegeben. „Ich hatte damals meine kleinen Freu-

den und meine kleinen Widerwärtigkeiten, aber ich schiffte auf stillem Wasser," schreibt er einmal.

Auch vor Elisabeth's Sinnen mag manchmal jene Frühlingszeit ihrer kurzen Ehe heraufgetaucht sein wie ein bunter, holder Traum, den sie so gern für immer festgehalten hätte. Es war eine blühende, mit dem Reize anmuthiger Weiblichkeit geschmückte Wittwe, welche in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren das stille Schloß von Schönhausen bezog. Ehe wir aber die folgenden Jahrzehnte vorüberziehen lassen, sei es vergönnt, des Aufenthaltes in Rheinsberg zu gedenken, ohne den das überdies nur wenig bekannte intime Leben der beiden Gatten noch fremdartiger und seltsamer erscheinen muß.

Nach jener unglückseligen Katte-Tragödie hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm alles aufgeboten, um während der Prüfungszeit in Küstrin die Verzeihung des gekränkten Vaters wiederzugewinnen. Katte's letzten freundschaftlichen Wünsche und Ermahnungen, welche der Garnisonprediger Müller dem Tiefgebeugten überbrachte, machten einen nachhaltigen Eindruck auf das Gemüth des Kronprinzen und erleichterten dadurch zugleich das von dem Könige dem Geistlichen aufgegebene Geschäft, den Gefangenen zur heilsamen Umkehr zu bewegen, ihm die Größe seines Vergehens vor die Augen zu führen und die Lehren des göttlichen Worts in das Gemüth einzuprägen. Die Umwandlung des Sohnes erfüllte denn auch das Herz des Vaters mit Freude und Genugthuung. Ein Jeder schien nur noch bestrebt zu sein, das häusliche Verhältniß freundlicher zu gestalten und selbst mit schweren Opfern Gehorsam und Kindespflicht an den Tag zu legen. Die Lieblingsschwester des Kronprinzen, Prinzessin Wilhelmine, that den ersten Schritt. Sie reichte dem Erbprinzen von Bayreuth die Hand, und der König, von der Liebe seiner Tochter gerührt, versprach ihr die Befreiung des noch in Küstrin weilenden Bruders. Bei der Nachfeier ihres Hochzeitsfestes erschien Friedrich plötzlich unter

den Tanzenden. Die Selbstüberwindung seiner Schwester gab auch ihm die Nachgiebigkeit, welche der Vater von ihm wünschte, und indem er alle Absichten auf eine englische Heirath fallen ließ, erklärte er sich bereit, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern zu heirathen. „Nur müsse sie nicht gar zu albern und häßlich sein," fügte er hinzu. Trotzdem stiegen immer wieder Bedenken in ihm auf, sich zeitlebens an eine Frau zu binden, welche er vielleicht nicht lieben lernen könnte; doch die Aussicht auf gänzliche Befreiung beschwichtigte schließlich jene Mahnung und Warnung des Gewissens.

Die ihm bestimmte Frau mißfiel ihm nicht gerade. Elisabeth war eine gefällige Erscheinung, von angenehmen Gesichtszügen, verständig, vielseitig gebildet und von großer Herzensgüte. Am 10. März 1731 fand die Verlobung und am 12. Juni 1733 unter prächtigen Feierlichkeiten, doch in merklich gedrückter Stimmung, die Hochzeit in Salzdahlum statt. Unmittelbar darauf siedelte das junge Paar nach Neu-Ruppin über. Der Kronprinz, zum Oberst eines Regiments ernannt, erfreute von dort aus den Vater durch seine Verwaltungsberichte, sowie durch Uebersendung „langer Kerls". Kaum vernahm der König, daß sein gehorsamer Sohn die Besitzung Rheinsberg wünsche, als er auch schon durch Sachverständige den Kauf mit dem damaligen Eigenthümer, dem Oberstlieutenant von Béville, abschließen ließ.

So entfaltete sich denn an den Ufern des Rheinsberger Sees ein geselliges, künstlerisches und geistsprühendes Leben, welches allmählich die Aufmerksamkeit Europas auf sich zog. Trotz der freidenkerischen Richtung, welche sich hier mehr und mehr Bahn brach, trotz aller von dem bisherigen Hofceremoniell abweichenden Umgangsformen, ließ der Vater dennoch den Sohn gewähren; er kam sogar zwei Mal mit der Königin nach Rheinsberg, um für einige Tage Friedrich's Gastfreundschaft zu genießen. Obschon Rheinsberg oftmals „das Kloster"

genannt wird, waren Damen keineswegs von der Gesellschaft ausgeschlossen. Augenzeugen berichten, daß damals die lebensfrohe, liebenswürdige Kronprinzessin durch ihre Erscheinung zu den Freuden der Tafel, der Tänze und der phantastischen Maskenfeste viel beigetragen hat. Eine Zeit lang soll sie sogar nicht ohne Einfluß auf die Entscheidungen ihres Gemahls gewesen sein, und selbst bei kurzen Trennungen soll ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen stattgefunden haben. Außer ihr theilten sich in die Pflicht, die Gesellschaft zu beleben und zu zerstreuen, die Oberhofmeisterin Frau von Katsch, sowie die beiden Hofdamen Fräulein von Schack und von Walmoden. Sonst wurden nur selten befreundete Damen aus Berlin oder der Umgegend nach dem Musensitz eingeladen. Trotz der ausgesuchten Höflichkeit, welche Friedrich bis in sein hohes Alter Damen erwies, war er doch kein Verehrer des schönen Geschlechts; die Frauen haben niemals an seinem Hofe eine Rolle gespielt.

Aus diesem Rausch von Festen, Kunstgenüssen und philosophischen Studien durfte der Kronprinz wohl an seinen alten Freund, den sächsischen Geheimrath von Suhm, schreiben:

„Unter einem heit'ren Himmel, sitzend am Fuße der Buchen,
Forschen wir hier im Wolff, zum Trotz unsern Priestern.
Grazien und Scherze besuchen uns hier;
Doch haben auch andere Götter noch Zutritt.
Ergreift uns dann poetische Begeisterung,
Besingen wir Mars und Minerva
Und ehren wir Bacchus, das Glas in der Hand."

„So lautet das Bekenntniß, das ich Ihnen über das Leben ablege, welches wir an diesem beglückten Aufenthalte führen, wobei uns der Himmel lange erhalten möge." Aber das heitere Glück, welches auch auf das eheliche Leben seine Strahlen warf, und welches sicherlich Niemand dankbarer und inniger empfand, als Elisabeth, sollte bald für immer verblassen. Je mehr Friedrich's Genius die kleinen Naturen abstieß und immer enger die wahren und für würdig erkannten Freunde um sich

schaarte; je mehr sich sein Gesichtskreis erweiterte, je mehr auch tritt das freundliche Bild der einfachen, ihm herzlich zugethanen Gattin in den Hintergrund. Trotz der engsten Nähe lernte sie jetzt schon seine Gesellschaft entbehren. Leider blieb auch die Ehe kinderlos, „nur durch die Fügung des Himmels", wie Elisabeth sich später einmal äußerte. So wurden seine Freunde seine Familie.

Allen voran der edle Freiherr von Keyserling, die erste Bitte des Kronprinzen nach seiner Begnadigung in Küstrin. Derselbe ist in diesem Verhältniß bis zu seinem Tode geblieben. Friedrich liebte ihn wie einen Bruder, und in Wahrheit durfte er einst an einen anderen Freund schreiben: „Erinnern Sie sich, daß Cäsarion mein Alles ist?" Neben Keyserling nimmt Knobelsdorff eine bedeutende Stellung in Rheinsberg ein. Aus Italien zurückgekehrt, hatte er bald den Degen an die Wand gehängt, um zur Palette zu greifen, da ihn sein Genie längst zur Malerei und Architektur getrieben. So konnte es nicht fehlen, daß ihm Friedrich die vollständige künstlerische Renovation des Lustschlosses übertrug. Neben diesen Beiden finden wir noch Charles Etienne Jordan, welcher ursprünglich nur als litterarischer Geschäftsträger nach Rheinsberg hin empfohlen war, bald aber ein Vertrauter des jungen Fürsten wurde, welchem der ehemalige französische Prediger durch seine geselligen Tugenden unentbehrlich geworden war. Später tritt noch der Italiener Algarotti hinzu, ein junger, weitgereister Kaufmannssohn, welcher bis zu seinem Tode in ununterbrochener Freundschaft mit dem König stand. Neben ihm finden wir noch im Kloster Rheinsberg den hochbetagten, aber rüstigen kursächsischen Premierminister Graf Manteuffel, auch „Junker Kummerfrei" genannt, den Ingenieur-Major Senning, welcher den Kronprinzen in den Kriegswissenschaften unterrichtet hatte, und dessen Biederkeit Alle für sich einnahm, den Major von Stille, welcher vier Sprachen beherrschte und durch seinen positiven Kir-

chenglauben einen interessanten Gegensatz zu der philosophischen Anschauung seiner Genossen bildete; den Ritter von Chazot, gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Soldat, endlich den französischen Gesandten de la Chertadie, dessen einschmeichelndes, geselliges Talent das Gefallen Friedrich's am feinen französischen Umgangston noch steigerte. Lebhaft ward mit den alten auswärtigen Freunden korrespondirt, mit Duhan, dem wackern, treuen Jugendlehrer, mit Suhm, dem trefflichen Uebersetzer der Wolff'schen Metaphysik in die französische Sprache. Und nun die bunte Schaar der Künstler!

Antoine Pesne führte die großen allegorischen Plafond-Gemälde aus und lieferte im Verein mit Knobelsdorff eine vollständige Gallerie der Rheinsberger Freunde.

Friedrich, hingerissen von der Kunst des französischen Meisters, besang ihn in einer Ode, welche anhebt:

„Welch' staunenswerther Anblick trifft mein Auge!
Dein Pinsel, Pesne, setzt Dich in den Rang der Götter." —

Graun, der Kapellmeister, sein Bruder, der Concertmeister, sowie der Violinist Benda vervollständigen das Künstler-Ensemble. Bei munteren Gelagen und Maskenfesten kamen die Offiziere der Garnison aus Ruppin herüber und erhöhten mit ihrer sprudelnden Lebenslust die Freude an der Geselligkeit. Natürlich ließ es der Kronprinz auch nicht an beißenden Witzen fehlen; den „Biberius", den Minister und General von Grumbkow, schätzte er „à cause de sa bonne humeur à table", und von dem Universalgenie, dem geschmeidigen, intriganten Höfling par excellence, Baron von Poellnitz, heißt es sehr treffend: „ein infamer Kerl, den man nicht trauen muß; divertissant beim Essen, hernach einsperren." — Genuß und Arbeit gingen schon damals bei Friedrich Hand in Hand.

„Wir sind unsrer eine Mandel Freunde," schreibt er an Suhm, „welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeiten der Ruhe genießen. Es scheint, daß ich voll-

kommen glücklich sein würde, wenn Sie sich uns in unsrer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine heftigen Leidenschaften, und wir befleißigen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen." — Er hatte einen geheimen Ritterbund gestiftet, welcher zwölf der Erwähltesten umfaßte und als Patron den Ritter ohne Furcht und Tadel ersehen hatte. Friedrich selbst führte den Bundesnamen le Constant; das silberne Kreuz mit den Buchstaben F. C. P. (Friedericus Constans Princeps), welches er an einem grünseidenen Bande auf der bloßen Brust trug, wird noch heute im Hohenzollernmuseum aufbewahrt. — Doch nicht in diesem kleinen Kreise allein wirkte er anregend. — Die Fühlfäden seines Geistes streckten sich mehr und mehr nach allen Richtungen. Mit allen bedeutenderen Männern des In- und Auslandes trat er in schriftlichen Verkehr, nach neuen Anregungen begierig. Elisabeth aber fühlte mit wachsendem Kummer die täglich sich erweiternde Kluft zwischen ihnen. Von allen Heroen der Wissenschaft erschien selbstverständlich Voltaire der Rheinsberger Tafelrunde auf der höchsten Höhe. Sein blendender Geist und die Anmuth seiner Rede nahmen Friedrich's Herz am meisten gefangen. Von dem Studium der Wolffschen Philosophie bis zu dem französischen Freigeiste war kein langer Weg. Am 8. August 1736 schreibt der Kronprinz den ersten Brief an Voltaire. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Voltaire war über Friedrich's Brief hoch erfreut und sprach offen seine Bewunderung über die Wahrheitsliebe des jungen Fürsten aus: „Seien Sie überzeugt, daß Sie einst, wenn der Drang der Geschäfte und die Schlechtigkeit der Menschen einen so göttlichen Charakter nicht verderben, von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt geliebt sein werden. Die Philosophen, welche dieses Namens würdig sind, werden in Ihre Staaten fliehen, und so wie die berühmten Künstler in Menge demjenigen Lande zuströmen, in welchem ihre Kunst begünstigt ist, so werden die Männer, welche denken,

sich um Ihren Thron versammeln." — Ein emsiger, beide Theile anregender Briefwechsel entwickelte sich nun, welcher von Friedrich's Seite oft von zarten Aufmerksamkeiten und Geschenken begleitet war. „Denken Sie nicht," schrieb er einmal, „daß ich meinen Skepticismus übertreibe: es giebt Wahrheiten, die ich für bewiesen halte und an denen zu zweifeln meine Vernunft mir nicht erlaubt. Ich glaube z. B., es gebe nur einen Gott und einen Voltaire in der Welt; ebenso: Gott habe eines Voltaire bedurft, um dies Jahrhundert liebenswürdig zu machen." Ein andermal, als er ihm versprach, die „Henriade" in London in Kupfer stechen zu lassen und mit einem Vorwort aus seiner Feder zu begleiten, schrieb er: „Ein müßiger Prinz, dünkt mich, ist ein Geschöpf, das der Welt sehr wenig nützt. Ich will meinem Jahrhundert wenigstens so viel dienen, als ich kann und etwas zur Unsterblichkeit eines Werkes beitragen, das der ganzen Erde Nutzen schafft." — Im Jahre 1738 ward Keyserling nach Cirey gesandt, um das goldene Vließ zu holen, d. h. sämmtliche gedruckten und ungedruckten Werke des verehrten Mannes, und Voltaire händigte sie dem litterarischen Argonauten mit Freude ein und bemerkte dabei: „Man sagt, daß es Tyrannen gegeben habe, welche ihren Unterthanen das Eigenthum entrissen; aber die guten Unterthanen gaben willig alle ihre Güter den guten Fürsten." — Voltaire fuhr fort, den „jungen Salomo des Nordens" zu bewundern und sandte oft Freunde und berühmte Fremde mit Grüßen nach Rheinsberg. Inmitten all dieser viel- und weitverzweigten, Geist und Zeit in Anspruch nehmenden Verbindungen vergaß Friedrich doch niemals seine Familie, an welcher er mit Zärtlichkeit hing, durch mannigfache Beweise seiner unwandelbaren Freundschaft zu erfreuen. Vor allen seine Mutter. Ihr widmete er seine Lieder und dankte ihr immer wieder für Alles, was sie ihm einst gewesen und noch war. Die Königin, sowie die Markgräfin von Bayreuth, besaßen sein ganzes Herz. Auch seinen

übrigen Geschwistern gegenüber war er ein zärtlicher Bruder. Seinem Vater gegenüber aber verharrte er in einem gehorsamen, pflichtgetreuen, ja oftmals unterwürfigen Tone. Wahrhaft erstaunlich erscheint der Unterschied zwischen den deutsch geschriebenen, an den Monarchen gerichteten Briefen und denen, welche er in französischer Sprache an seine litterarischen und Herzensfreunde sendet.

Erst die letzten Jahre hatten den Kronprinzen gelehrt, wie segensreich Friedrich Wilhelm's I. Energie und musterhafter Ordnungssinn für den kleinen Staat geworden war, und er fühlte, daß auch auf der anderen Seite der König jetzt mit voller Ruhe, wenngleich ein gewisser Zwang nie mehr aus ihrem Verkehr wich, der Zukunft entgegensähe. Während seiner langwierigen Krankheit sprach sich denn auch der Monarch mehr als einmal dahin aus: er betrachte es als eine Gnade Gottes, daß er ihm einen so würdigen Sohn gegeben habe.

Sieben Jahre waren dahingerauscht, als dem Kronprinzen der bevorstehende Tod seines Vaters verkündigt wurde. „Meine jetzige Lage," schreibt er an Voltaire, „drückt meinen Kopf so zusammen, daß ich beinahe alle Denkkraft verliere."

Freitag Abend, den 27. Mai 1740 langte er in Potsdam an und sprach noch über eine Stunde mit dem Sterbenden über die inneren und äußeren Angelegenheiten des Königreiches. Drei Tage noch wurden die Unterredungen fortgesetzt; am Dienstag Morgen, den 31. Mai, legte der König die Regierung in die Hände seines Sohnes und nahm von seiner Familie, sowie von den höheren Beamten Abschied. Mit Stoicismus ertrug er die bittersten Schmerzen, bis er Mittags, zwischen 1 und 2 Uhr, verschied. Friedrich war König.

Aus dem Sterbezimmer des Vaters hatte sich Friedrich nach Charlottenburg geflüchtet, um hier dem ersten Schmerze, den ernsten Betrachtungen seiner neuen Pflichten, seiner großen Aufgabe sich hinzugeben. In dieser Stunde entschied er über Alles.

Seine Freunde erhielten keinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, sofern sie nicht wirklich dazu befähigt erschienen. Die Hofhaltung seiner Mutter richtete er fortan glänzender ein, um sie gleichsam für die Entbehrungen der Vergangenheit zu entschädigen. Als sie ihn mit „Ew. Majestät" anreden wollte, erwiderte er: „Nennen Sie mich immer ihren Sohn; dieser Titel ist köstlicher für mich, als die Königswürde!" Er ehrte sie bei jeder Gelegenheit und huldigte ihr in der rührendsten Weise bis an ihr Ende. Als der junge Herzog von Württemberg von ihm Abschied nahm, sagte er: „Begegnen Sie Ihrer Mutter mit Achtung; je größer diese sein wird, desto verehrungswürdiger werden Sie selbst sein." Er sorgte für Alle, welche seinem Herzen nahe standen. Die tief einschneidendste Veränderung trat jedoch in dem Verhältniß zu seiner Gemahlin ein.

Sie war, während Friedrich nach Potsdam an das Sterbelager seines Vaters geeilt war, mit ihrem kleinen Hofstaat in Rheinsberg zurückgeblieben. Darauf lud er sie ein, ebenfalls nach Berlin zu kommen. Nach den Trauerfeierlichkeiten trafen die Gatten zusammen. Was zwischen ihnen damals gesprochen worden ist, wer mag es ergründen? Es war eine Stunde, reich an Bitterkeit und herbem Schmerze. Mit einem auserlesenen Hofstaate siedelte Elisabeth dann nach Schönhausen über, welches Schloß ihr Friedrich als dauernden Wohnsitz angewiesen hatte. Geduldig fügte sie sich seinem Willen und ordnete sich dem Manne unter, den aus der Ferne zu bewundern und hochzuhalten sie nie aufgehört hat. Von jetzt ab sahen sie sich nur selten, meist zweimal im Jahre. Während der größeren Hoffeste im Winter schlug sie ihre Wohnung im Schlosse zu Berlin auf. Hier besuchte sie Friedrich an jedem Neujahrstage, um ihr seine Glückwünsche darzubringen. Dann speiste er während der Karnevalszeit einmal mit ihr zusammen, ohne jedoch mit ihr länger zu sprechen. An jedem Geburtstage der Königin fuhr des Morgens ein schlichter Hofwagen zum Schönhauser Thor hinaus. Ernst und gedanken-

voll sah man den König, in eine Ecke zurückgelehnt, sitzen. Elisabeth empfing ihn am Eingang zu ihren Gemächern, wo er dann eine Stunde weilte und mit ihr allein den Thee einnahm. Dann kehrte er wieder einsam nach Berlin zurück. Aber er ließ nie ab, seiner Gemahlin immer erneute Beweise seiner Hochachtung zu geben und sie durch Aufmerksamkeiten zu erfreuen. In diesen Wetteifer, der edlen, entsagungsstarken Fürstin die Huldigungen der Ehrfurcht darzubringen, theilte sich bald die gesammte königliche Familie, der Hof, die fremden Gesandten, sowie die zahlreichen Freunde des Königs. Es ist bekannt, mit welcher Gewissenhaftigkeit und argwöhnischen Strenge Friedrich darauf hielt, daß man seiner Gemahlin jederzeit die gebührende Hochachtung erweise, so daß die fremden Höfe öfters versuchten, durch Aufmerksamkeiten für die Königin sich in die Gunst bei dem Könige zu setzen.

Als einmal der französische Gesandte für Friedrich's Gemahlin ein Blumenbouquet aus der Porzellan-Manufaktur in Sèvres erbittet, schreibt er dabei: „Ne croiriez-vous pas, Monsieur, qu'il puisse se présenter quelque circonstance où ce présent d'un grand roi obligeât infinement cette princesse? J'ose encore vous dire, que les égards, qu'on a pour elle, flattent le roi de Prusse, quelleque soit d'ailleurs son indifférence, que je ne crois pas q'apparente; car on lui deplairoit beaucoup de manquer à ce qu'on lui doit.“ Wie bezeichnend sind diese Worte für den seltsamen Widerspruch in dem Charakter des Königs! Aber auch die Heroen der Wissenschaft, voran Voltaire, beeiferten sich, der Königin sich dienstwillig und ergeben zu erweisen. Elisabeth hatte einmal den Wunsch geäußert, den „Mahomet“ Voltaire's kennen zu lernen. Kaum hatte der Dichter davon gehört, so schrieb er auch schon, alle anderen Arbeiten zurückschiebend, eigenhändig das Trauerspiel von Neuem wieder und sandte es nach Schönhausen. In dem begleitenden Briefe aber heißt es zum Schluß:

„Je cherche moins peut-être à obéir à une Reine,

qu'à mériter, si je puis, le suffrage d'un excellent juge. Il n'est pas étonnant qu'on n'ait pas d'autre envie que celle de plaire à Votre Majesté, dès qu'on a eu le bonheur de l'approcher: mon zèle pour Elle sera aussi durable que mes regrets. Berlin est le séjour de la politesse et des arts, comme la Silésie est celui de la gloire. Puisse Votre Majesté faire long-temps l'ornement de l'Allemagne; et puisse le Roi, qui en fait le destin, jouir après de Vous, de tout le bonheur qu'il merite." — —

Elisabeth begann mit stiller Fassung ihr neues Heim einzurichten. Sie war zu jung, um auf alle Lebensfreuden Verzicht zu leisten. So sehen wir sie in den ersten Jahren noch oft als den Mittelpunkt glänzender Feste, aber nur zu bald macht das Lachen der Wehmuth Platz. Ihr frommer Sinn und die Freude am Wohlthun füllten bald ihr ganzes Thun aus. Dazwischen gab sie sich wissenschaftlichen Beschäftigungen hin und war eine Zeit lang selbst schriftstellerisch thätig. Ihr erstes im Druck erschienenes Werk führte den Titel: „Méditation à l'occasion de renouvellement de l'année." Auch die übrigen Schriften der Königin bestehen meist in religiösen und auf das Wohlthun gerichteten Betrachtungen. Daneben übersetzte sie deutsche Werke in das Französische und richtete sich allmählich eine damals viel bewunderte Bibliothek ein. Dem Vorbilde ihres Gemahls folgend, trat sie mit hervorragenden Männern in Verbindung; Geistliche und Gelehrte der nahen Residenz, wie Büsching, Silberschlag, Teller, Erman, Spalding und Zöllner, zog sie oft und gern zu ihrer Tafel. So sah sie mit Ruhe die Tage kommen und gehen.

Nachdem Friedrich noch einige Male flüchtig in Rheinsberg eingekehrt war, nahm er endlich Abschied für immer von diesem Traum seiner Jugend. Die Pflichten, welche er übernommen, forderten bald seine ganze Kraft. Seinen Freunden blieb er treulich zugewandt, aber das Vaterland ging ihm jetzt über alles.

„Von nun an dien' ich keinem Gotte,
Als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl ihr Verse, du Musik
Und alle Freunde, Voltaire selbst;
Mein höchster Gott ist meine Pflicht —"

sang er damals.

Durch neue Anbauten hatte er Charlottenburg verschönt. Kostbare Werke des Alterthums hielten dort ihren Einzug; Knobelsdorff und Pesne wetteiferten mit ihren Schöpfungen, um dem Parnaß und den Musen hier ein würdiges Heim zu schaffen. Während des Kanonendonners von Mollwitz und Czaslau träumte sich Friedrich bereits nach Charlottenburg zurück, wo er die unvergeßlichen Tage von Rheinsberg wieder heraufbeschwören zu können hoffte. Abermals aber rief ihn der Lärm der Waffen von dem neuen Musensitze. Endlich, am 28. Dezember 1745, hielt „der Vater des Vaterlandes" unter dem Jubel der Berliner seinen Triumph-Einzug in die Stadt. Der offene Wagen war mit Blumen und Lorbeerkränzen reich bedeckt und konnte sich nur langsam durch die Menschenmassen fortbewegen. Die Königin Elisabeth war aus Schönhausen herbeigeeilt, um den heimkehrenden Gemahl zu begrüßen. Im Schlosse fand ein feierlicher Empfang statt. Nachdem der König einem Jeden huldvoll gedankt, eilte er in die oberen Gemächer, und „oben in den Königlichen Zimmern", heißt es in einer damaligen Einzugsbeschreibung, „geschah hierauf von beyder Königinnen Majestäten die allerherzlichste und liebreichste Bewillkommnung". — Mitten in Berlins Jubel eilte jedoch Friedrich unbemerkt an das Lager seines alten Lehrers Duhan, um dem Sterbenden die Augen zuzudrücken. Wie hoch er die Verdienste dieses trefflichen Mannes anerkannte, dessen Händen einst der Soldatenkönig die Erziehung des Kronprinzen anvertraut, wie man überhaupt gern solche damals den Réfugiés für die Prinzen und Prinzessinnen überließ, geht aus einem Briefe des Kronprinzen aus Rheinsberg, den 2. Oktober 1736, am schönsten hervor. „Ich erinnere mich stets," schreibt er an

seinen Freund und Erzieher, „des herrlichen Zeugnisses, welches Alexander der Große seinem Lehrer gab, indem er erklärte, daß er ihm gewissermaßen mehr verpflichtet sei, als seinem Vater. Ich weiß wohl, daß ich weit unter diesem großen Fürsten stehe, halte es aber meiner nicht unwürdig, ihm in seinen guten Eigenschaften nachzuahmen. Erlauben Sie mir also, lieber Duhan, Ihnen dasselbe zu sagen. Von meinem Vater habe ich nur das Leben, sind aber Geistesgaben nicht viel mehr werth? Dir dank ich alles, Herr, ich muß es wohl bekennen.

„Wird je die Welt einst lobend meinen Namen nennen,
Dir dank ich, Duhan, Dir allein . . . ."

Auch Jordan und Keyserling hatte er im Sommer desselben Jahres bereits verloren. Die Lobrede auf Jordan schrieb der königliche Freund selbst für die Akademie, deren Vicepräsident Jordan durch Friedrich's Gunst seit dessen Thronbesteigung gewesen war.

Auch Suhm, welchen er bei seinem Regierungsantritt aus Petersburg an seinen Hof berufen hatte, war auf der Reise hierher in Warschau, am 8. November 1740, gestorben. Dieser Verlust ging dem jungen König sehr nahe. „Ich möchte," schrieb er damals, „lieber Millionen verloren haben. Man findet schwer einen Mann wieder, der so viel Geist mit so viel Gefühl und Aufrichtigkeit verband. Mein Herz wird trauern, tiefer, als man für die meisten Verwandten trauert. Suhm's Andenken wird so lange in mir währen, als ein Tropfen Bluts in mir rinnt und seine Familie wird die meinige sein." — So ließ er denn auch die Kinder seines verewigten Freundes erziehen und sorgte wie ein Vater für sie durch lange Jahre noch. — In Schönhausen war er nur ein einziges Mal in den letzten Jahren gewesen, am 23. Juli 1744, bei Anlaß der Feste zur Vermählung seiner Schwester Ulrike.

Wiederholt aber überraschte er seine Gemahlin durch Beweise seiner unerschütterlichen Achtung. Sie zu erfreuen, ließ er die Schönhauser Allee bis nach Pankow anlegen; aus dem Schlachtgetümmel sandte er ein kostbares Service.

„Ich bin nur noch an zerbrechlichen Waaren reich," schreibt er dabei an die Gräfin Camas, „aber ich hoffe, daß die, welche sie empfangen, sie für gutes Geld annehmen werden; denn wir sind Bettler, meine gute Mama: es bleibt uns nichts, als die Ehre, der Rock, der Degen und Porzellan."

Sanssouci war inzwischen geschaffen und am 1. Mai 1747 durch eine Tafel von zweihundert Gedecken prunkvoll eingeweiht worden. Ein reges, geistiges Leben entfaltete sich bald dort oben; dennoch fühlte der König oft eine Lücke in seinem Dasein. Die Mitglieder seiner Familie waren theils in Berlin, Schönhausen, Rheinsberg und Oranienburg zerstreut, seine Schwestern weitab verheirathet. Nur selten geschah es, daß Damen in Sanssouci zu Tisch erschienen. Wie ein strenger Abt im Stift, so lebte Friedrich in seinem Tusculum einsam seiner Pflicht. Witzig schreibt einmal die Markgräfin von Bayreuth: „J'aime mieux penser aux beaux esprits de Potsdam, à son abbé et à ses moines." — Die verlorenen Freunde hatte er durch neue zu ersetzen gesucht, und Voltaire's endliches Eintreffen in Sanssouci steigerte die Lust des Königs, nur noch der Philosophie in allen freien Mußestunden zu leben. „Wenn Sie hierher kommen," schreibt er an Voltaire, „so sollen Sie an der Spitze meines Titels stehen: Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire."

Der siebenjährige Krieg machte dieser Sorglosigkeit und den heiteren Musenfesten für immer ein Ende. Friedrich trat in die ernste und tragische Periode seines Lebens. Nach der Schlacht bei Kunersdorf sandte Friedrich die erste Nachricht von der Niederlage an den General von Finckenstein mit der Weisung, Berlin auf kurze Zeit zu räumen, da man nicht wissen könne, was die nächste Zeit bringe. Auf diesen Brief hin verließ Elisabeth schweren Herzens Schönhausen und wandte sich mit ihrem Hofstaat nach Magdeburg. Während ihrer Abwesenheit plünderten 1760 die Oesterreicher das Schloß in Schönhausen vollständig

und mißhandelten und tödteten die zurückgebliebene geringe Dienerschaft. Gemälde, Antiken und andere werthvolle Kunstgegenstände wurden zerschlagen, aus den Fenstern geworfen, verbrannt oder auch mit fortgeschleppt. Diese Nachrichten erregten selbstverständlich in Magdeburg die tiefste Betrübniß. Erst nach vierjähriger Abwesenheit sollte Elisabeth den verlassenen und gänzlich zerfallenen Wittwensitz wieder herstellen können.

Am 30. Mai 1763 kehrte der König in die Hauptstadt zurück. Elisabeth war bereits am 15. Februar unter großem Jubel wieder aus Magdeburg nach Berlin gekommen. Sieben Jahre waren verflossen, seit sie den König nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Die Berlinischen Nachrichten meldeten:

„Sobald als Se. Majestät aus der Carosse gestiegen waren, erhoben Sich Höchstdieselben sofort zu Ihro Majestät der Königin, wo Sie auf das Zärtlichste empfangen wurden und sodann das Souper einzunehmen beliebten."

Nach diesem Tage aber saß der große König wieder allein auf Sanssouci, während die Königin in der Stille segensreich fortwirkte, die Wunden, welche die letzten Jahre geschlagen hatten, zu heilen. Des Königs Achtung gegen sie blieb unwandelbar. Als sie einmal in den siebziger Jahren an der Gicht litt, während ihres Aufenthaltes in Berlin, fand zwar die Tafel in ihrem Zimmer statt; sie selbst aber erschien nicht, sondern saß in einem Nebenzimmer im Sessel. Da näherte sich ihr der König und erkundigte sich verbindlich nach ihrem Befinden, was bei allen Anwesenden und besonders in der ganzen Stadt, als es bekannt wurde, Theilnahme und Verwunderung erregte. Elisabeth hatte Potsdam nur zwei Mal auf der Reise nach Magdeburg berührt; Sanssouci selbst hat sie nie gesehen. Im Jahre 1783 fand in aller Stille das goldene Ehejubiläum statt. Die Königin war indeß nicht müde geworden, durch erneute Wohlthaten sich ein dauerndes Andenken in den Herzen der Armen zu errichten. Im Jahre 1784 legte sie noch am Rande des schönen Tannen- und

Buchenwäldchens, welches sich damals von Schönhausen nach Reinickendorf zog, eine Kolonie für eingewanderte Böhmen an, welche Königin-Plantage hieß, späterhin aber den Namen Schönholz empfing. Die Kolonisten wurden in Pankow eingepfarrt. Sie erhielten freie Wohnung und Ländereien und waren dafür verpflichtet, die Gartenarbeiten in dem königlichen Besitzthum zu verrichten. Ebenso ward eine Frei- und Gnadenschule für ihre Kinder in's Leben gerufen. Am Neujahrstage 1786 nahm Friedrich zum letzten Mal bei seiner Gemahlin im Schloß zu Berlin das Diner, in Anwesenheit des gesammten Hofes, ein. Es war das letzte Mal, daß er Elisabeth sah. Am 17. August desselben Jahres empfing die Welt die Trauerbotschaft, daß Friedrich der Große das Zeitliche gesegnet habe. Sein Testament hat für alle Zeiten die historische Unsterblichkeit seiner Gemahlin gesichert. Die Worte, welche er darin zu seinem Neffen und Thronfolger spricht, lauten: „Auch wird mein Neffe ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr, als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt." Dann heißt es ebenso würdig, wie rührend: „Elisabeth hat mir während meiner ganzen Regierung nicht die mindeste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe." — Noch elf Jahre sollte sie den König überleben.

Mit dem Regierungsantritt des neuen Herrschers schien es, als ob die Einförmigkeit ihres Daseins sich wieder freundlicher beleben sollte. Friedrich Wilhelm II., welcher immer eine aufrichtige Zuneigung für die Königin empfunden hatte, kam oft nach Schönhausen hinaus, um bei ihr zu diniren und sich in den prächtigen Parkanlagen zu ergehen. Die schon früher bei ihm hervorgetretene Neigung für das schöne Hoffräulein der Königin-Wittwe, Julie von Voß, ließ ihn fast jede freie Stunde dem Gegenstand seiner glühenden Neigung widmen, bis er das eingeschüchterte junge Mädchen zur Gräfin von Ingenheim erhob und als zweite Frau sich in Charlottenburg heimlich an die linke Hand trauen

ließ (vergl. das folgende Kapitel „Buch“). Auch die Prinzessinnen fanden sich häufig bei der sanften und gutmüthigen Großtante ein und erheiterten mit jugendlicher Munterkeit ihr Gemüth.

Am 24. August 1793 fand die Verlobung des Kronprinzen mit der lieblichen Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz statt und am Weihnachts-Heiligabend desselben Jahres die feierliche Vermählung. Dieser Jubeltag, welchen ganz Preußen feierte, brachte auch der Wittwe Friedrich's des Großen noch einmal die höchsten Ehren. Als die blühende Braut sich im Gemach der Königin die Krone aufgesetzt hatte, bewegte sich der prächtige Zug feierlich zu den Räumen der Greisin, um dieselbe ehrfurchtsvoll zu begrüßen und sie zu dem bevorstehenden Trauakte nach dem weißen Saale abzuholen. Welche Gefühle mögen wohl die Brust der edlen Frau bewegt haben, als sie Luise, deren anmuthiges Wesen über jene Tage einen Lichtglanz holden Frühlingsglückes verbreitete, im Schmuck der Myrte erblickte? Zwei Tage später fand die Trauung des Prinzen Louis mit der Schwester der jungen Kronprinzessin statt. Noch dreimal sah Elisabeth in Schönhausen den Frühling kommen und gehen und freute sich mit stiller Heiterkeit der freundlichen Natur. Ihr Herz hing an den grünen Bäumen, diesen einzigen Vertrauten ihrer bitteren Schmerzen. Im Spätherbst 1796 verließ sie Schönhausen für immer. Am 28. Dezbr. war plötzlich Prinz Louis gestorben, und noch gab sich der Hof den Empfindungen des jähen Schmerzes hin, als auch Elisabeth zu kränkeln begann. Es war ein hitziges Schleim- und Brustfieber, welches Anfangs allerdings nur milde auftrat. Noch bis zuletzt war sie trotz ihrer hohen Jahre geistig und leiblich frisch geblieben und bediente sich fast ganz allein. Nur eine einzige Kammerfrau war Nachmittags und Abends bei ihr, da sie die Einsamkeit über alles liebte und nicht gern viele um sich sah. Am 2. Januar legte sie sich Mittags, anstatt zur Tafel zu gehen, zu Bette.

„Ich bin so müde,“ sagte sie, „ich will recht ausschlafen.“ Niemand ahnte das bevorstehende Ende. Jedoch schon am fünften

Tage vermehrten sich die Phantasieen, und wenn dann wieder helle Stunden eintraten, betete sie zu ihrem Gott. „Ich habe Dir mein ganzes Leben hindurch vertraut und will Dir, Gott, bis in mein Grab vertrauen, stehe Du nur mir bei.“ Zuweilen auch zog sie eine Dose hervor, welche das Portrait ihres Gemahls enthielt. Dann betrachtete sie lange das Bild und küßte es still. „Es ist noch kein Tag vergangen,“ sagte sie, „daß ich mich nach seinem Tode nicht einer seiner guten Thaten erinnert hätte.“ Den alten Prediger Spalding wünschte sie gern um sich zu haben, damit er mit ihr bete; aber dann dachte sie an sein hohes Alter und schwieg still. „Er ist gerade so alt, wie ich,“ sagte sie, „das würde mir ein wahrer Trost sein, „ich kann den alten Mann aber nicht dem aussetzen.“ Aber gegen den Hofprediger Sack sprach sie sich aus und ward nicht müde, Gott zu danken für die Gnade, welche er ihr bis heute erwiesen. „Ich bin bereit zu sterben,“ sagte sie, „und bin mit allem in Ordnung, ich habe wissentlich nie einem Menschen an seinem Glücke geschadet, keinen beleidigt und habe so viel Gutes gethan, als nur immer in meinen Kräften stand. Soll ich noch leben, so gehe ich noch immer so mit und thue Gutes, aber ich sterbe auch ebenso gern, und wäre es undankbar gegen Gott, wenn ich mich nicht ganz seinem Willen unterwerfen wollte. Gott hat mir so viel Gnade erzeiget, ich habe ein hohes Alter erreicht und bis jetzt noch alle meine Kräfte gehabt, auch mein Gedächtniß und meine Geistesheiterkeit, wie viel Ursach habe ich, Gott dafür zu danken, und ich will mich gerne seiner Führung überlassen.“ Sie hatte fürchterlich zu leiden, aber kein Laut des Vorwurfs kam über ihre Lippen. Die Kammerfrau Helene Süßmilch hielt ihren Kopf im Schooße während dreiundzwanzig Stunden, weil es schien, als fühle sich die Greisin in dieser Lage wohler. Am 10. Januar fand die Begräbnißfeier für den gestorbenen Prinzen statt; drei Tage später, am 13. Januar 1797, verschied Elisabeth von Braunschweig. Aus der Ruhe ihres Schönhauser Parkes war sie in das Reich ewigen Friedens eingegangen. Sie war

bald zweiundachtzig Jahre alt geworden, ein Alter, in dem man dem Tode nicht grollt und ihn als ein Recht der Natur anerkennt. Auf ihren Sarg fielen von Tausenden der Armen, Leidenden und Elenden Thränen wahrster Herzenstrauer. Was ihr aber das Leben verweigert hatte, das versagte ihr auch der Tod. Friedrich der Große ruht neben seinem Vater in der Gruft der Garnisonkirche zu Potsdam, — Elisabeth ruht in Berlin.

Am 29. Januar, Abends 6 Uhr, ward ihr mit schwarzem Sammet ausgeschlagener und mit Silbergriffen verzierter Sarg von ihren Kammerherren auf den Wagen gehoben und prunklos und still nach dem Dom übergeführt. So hatte sie es bestimmt. Der Hof, die Generalität und die höheren Beamten waren zugegen, aber alles geschah in tiefster Stille. Nachdem das letzte Gebet verhallt war, stieg Hofmarschall Reuß, die Fackel in der Rechten, zur Seite des Sarges langsam in die Gruft mit hinab. Elisabeth hatte der Welt Lebewohl gesagt. Wie ein sanfter Stern war sie dahingegangen, der vor dem heiteren Frühroth des jungen, aufdämmernden Tages still verblaßt.

Bernhard Rode, dem unsere märkischen Kirchen so manchen Bilderschmuck verdanken, zeichnete damals ein Bild, welches dann, in Kupfer gestochen, bald in allen Schaufenstern Berlins prangte. Es stellte ein Grabmal dar, dessen Decke geöffnet ist. Ein Engel trägt aus der Gruft die verklärte Gestalt Elisabeth's und hebt sie zum Lichte des Himmels empor. Unten an den Stufen des Grabmals kniet ein Weib, klagend und abgehärmt, die weinenden Kinder um sich geschaart. Alle strecken die Hände zu der verewigten Wohlthäterin empor, doch der Engel hebt sie höher und höher hinauf. Da theilt sich drüben der Himmel, und eine Frauengestalt, licht und schön, edle Gaben der Liebe und Freundschaft in den Händen, senkt sich mit heiterem Lächeln zu den Flehenden nieder: Luise!

Buch.

Die helle Freudigkeit eines klaren, ſonnigen Märztages liegt heute nur der Erde. Schönhauſen mit ſeinem einſamen Park und dem verſchlafenen, ſtillen Schloſſe haben wir bereits hinter uns gelaſſen und von dem Gekläff einiger heroiſcher Dorfhunde empfangen, ſchreiten wir jetzt durch die Hauptſtraße von Franzöſiſch-Buchholz. Aber das lebendige Treiben, welches ſich ſonſt hier an jedem freundlichen Sommertage entfaltet, ſuchen wir heute vergebens. Wie ausgeſtorben liegt der Ort. Wo ſonſt das Klappern der Kaffeetaſſen melodiſch von den Tönen einer verirrten Drehorgel unterbrochen wird, und das dumpfe Fallen der Kegel einen ernſten Grundton zu dem heiteren Lärm vergnügter Sonntagsgäſte bildet, huſchen und ſpielen heute nur die Sonnenſtrahlen durch die öden Gärten und über die verdeckten Beete und Sträucher. Auf den Zäunen ſitzen die Spatzen hart aneinander und wiſpern und recken die klugen Köpfchen und raunen ſich die Dorfchronik in die neugierigen Ohren. Auf der Chauſſee und in den Gräben hat hie und da der Nachtfroſt die Lachen und Pfützen mit einer leichten Eisdecke überzogen, und ein paar rothnaſige, kleine Dirnen machen mit köſtlicher Unbeholfenheit Schlitter-

versuche. Auf das weite Land, welches sich jetzt vor uns ausbreitet, schaut der blaue Himmel nieder wie ein freundliches Menschenauge. Zu beiden Seiten zeigt sich manchmal ein stillversteckes Dorf, dessen Kirchthurm hell in die durchsichtige Luft aufragt, während in der Ferne der dunkle Strich einer langgestreckten Kiefernhaide die Landschaft abschließt. Ein leiser Ostwind trägt zuweilen das Geläute der Kirchenglocken halbverweht über die schlummernden Felder, auf denen in einzelnen Ackerfurchen noch eine letzte, dünne Schneeschicht an die rauhe Zärtlichkeit des Winters mahnt. Die freundliche Ruhe eines Sonntagnachmittags liegt auf der träumenden Welt. Es ist, als hätten Natur und Menschen sich zusammengethan, die Feier des Tages in der Erholung still zu begehen.

Und dennoch schafft die Natur ringsum mit geheimnißvoller Hast, und wie ein leises Ahnen kommender, blüthenreicher Tage geht es hin und wieder. Von den Weiden schimmert es silbern, und die Birken streuen die ersten Kätzchen schalkhaft nieder. Aber das holdeste Frühlingsbild ward uns erst jetzt sichtbar. Drüben von dem Kirchdorfe herüber kam ein kleiner Taufzug den Feldrain entlang geschritten, welcher zu einem Gehöft am Waldesrand leitete. An der Seite einer gutmüthig dreinblickenden, älteren Frau ging die junge Mutter, das blühende Antlitz mit dem Ausdruck innigster Liebe auf den kleinen schlafenden Weltbürger in ihren Armen gebeugt. Hinter den beiden schritt der Vater und während er dem emsig gestikulirenden Nachbar, auf dessen Haupt ein ehrfurchtgebietender, vormärzlicher Cylinder thronte, pflichtschuldigst zuhorchte, schielte er doch zuweilen voll Stolz und Wohlgefallen auf das junge Glück seines Hauses. Und so zogen sie über unsern Weg fort, dem Hause zu, dessen blankgeputzte Scheiben über das Feld herüberfunkelten, und es schien, als neigten sich die Birken mit leisem Segen zu dem Frühlingskinde nieder, das durch Sonnenglanz und Lenzesluft dahingetragen wurde. Ein Hänflingpaar war vor uns aufgeflogen und trug die Mär

zwitschernd in den aufhorchenden Wald. Ein Lied vom Frühling! Denn noch ein Athemzug der Zeit, und die Schneeglöckchen sagen es den Veilchen; von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch geht die Kunde, Drossel und Fink schmettern es überall, und die weißen Osterblumen läuten es feierlich durch den hellgrün schimmernden Hag, daß der Frühling singend und klingend Einzug halten will.

Aus dem Walde tretend, überschreiten wir jetzt den Schienenstrang der Eisenbahn und gelangen über eine Feldsteinbrücke, unter welcher die lustige Panke von Bernau heruntergesprungen kommt, in das Dorf Buch, das Endziel unseres heutigen Ausfluges. Zur Rechten ziehen sich über eine leise Anhöhe die schmucken Häuser des Ortes, während gegenüber der Park mit dem Schlosse, der Kirche und dem Gottesacker sich ausbreitet. Nur wenige märkische Edelsitze in nächster Nähe unserer Hauptstadt sind so reich an stimmungsvollen Landschaftsbildern wie Buch. Gleich dem Schloßgarten von Charlottenburg und Schönhausen bildet auch der stille Park von Buch einen vielbesuchten Wallfahrtsort fahrender Künstler, welche mit den malerischen Motiven der schattigen, wechselnden Baumgruppen, der pittoresken Kirche, sowie des anheimelnden dörflichen Lebens die nimmersatten Studienmappen füllen. Trotzdem der Ort nur zwei Meilen von Berlin gelegen ist, hat er sich dennoch seinen ursprünglichen Charakter bis heute bewahrt, und nichts erinnert an die gefährliche Nähe einer neugierigen, jungen Weltstadt. Der Mangel eines besseren Ansprüchen genügenden Gasthofes, sowie die vornehme Abgeschlossenheit der Schloß- und Parkanlagen vermochten allein dieses Wunder zu vollbringen.

Als der erste Hohenzoller in das märkische Land kam, saß bereits die Familie von Roebel auf Buch. Ein Sproß dieser Familie, Joachim von Roebel, war mit Melanchthon so eng befreundet, daß der große Reformator zu verschiedenen Malen einer Einladung nach Buch Folge geleistet hat. Doch nicht allein

auf kirchliche Dinge war sein Sinn gerichtet, er war vor allem auch ein Kriegsheld. In jener heißen Schlacht bei Siewershausen, in welcher der Verräther Moritz von Sachsen sein Leben verlor, zeichnete sich Joachim von Roebel am hervorragendsten aus. Als kaiserlicher Feldmarschall besuchte er späterhin 1572 seinen Bruder Zacharias, welcher damals Kommandant der Festung Spandau war. Hier ereilte ihn unvermuthet der Tod. In der St. Nicolaikirche daselbst ward er mit hohen Ehren beigesetzt. Drei Jahre später folgte ihm sein Bruder. Beider Ruhestätte dort ziert jetzt ein prächtiges Denkmal, welches die Brüder in Ritterrüstung zeigt und zugleich nachfolgende Verse, die Heldenthaten Joachim's von Roebel zu glorificiren, trägt:

„Der Edel und viel kühne Held,
Jochim von Röbel, ich Dir meld,
Von jugent auff mit gutem raht,
Gar manche Schlacht besuchet hat,
In Holstein, Fühnen, Copenhagen,
In Ungarn, Frankreich thet ers wagen.
Der Graff von Oldenburg sein muth
Gespürt, Der Sachs ihm auch war gut,
Zu Wacht- und Rittmeister ihn macht,
Feldmarschalck ihn für Magdeburg bracht,
Die Clausen auch halff nemen ein.
In Ungarn Marschalck muß er seyn
Feldmarschalck im Braunschweiger Land
War er, braucht ritterlich sein Hand,
Da Hertzog Moritz fiehl der Held,
Feldmarschalck er war kühn im Feld.
Feldmarschalck er für Gotha kam
Churfürst August ihn mit sich nam.
Zu Spandow er im Christmond kalt
Starb sieben und funffzig jahr alt.
Die jahrzahl funffzehn hundert war,
Dazu noch zwey und siebenzig jahr.
Allhier er auch begraben ist:
Gott hab sein Seel zu aller Frist.
Sein Erben ihm dis Grabes Zierd
Gesetzt han, wie sichs denn gebürt."

1675 kaufte das Gut Buch der Freiherr von Poellnitz, bis es 1724 in den Besitz des Staatsministers von Viereck kam, in dessen Familie die Herrschaft ununterbrochen geblieben ist. Nach seinem Tode übernahm dieselbe sein Schwiegersohn, der nachherige Staatsminister von Voß, und noch heute sitzen die von Voß auf dem stillen, weltvergessenen Buch.

Das Schloß, welches in den letzten Jahren ein neues Gewand angelegt hat, ist ein einfacher Flügelbau aus dem vorigen Jahrhundert. Weder Auffahrt noch Freitreppe laden den Kommenden ein, kein luftiger Balkon oder schlanker Thurm schimmert durch die Kastanien und Buchen, nicht der geringste äußerliche Schmuck noch Zierrath zeigt sich. Schlicht und einfach, aber mit einem nicht zu leugnenden Gefühl der Vornehmheit spricht hier alles zu uns. Und denselben Eindruck empfangen wir, wenn wir die einsamen, wie Kirchenschiffe sich wölbenden dunklen Baumgänge des Parks durchwandeln. Die Buche, der bevorzugte Lieblingsbaum dieses Edelsitzes, neigt ihre Zweige tief in das melancholische Wasser, das sich nirgends zu einem heiter lächelnden Teiche weitet, noch in funkelnden Garben steigend und fallend, die Sonnenlichter wiederspiegelt. Wohl waltet die Schönheit in diesem grünen Revier, aber sie hat das Antlitz des Ernstes und der Trauer. Nur unfern der Orangerie heben einige halbvergessene, bemooste Sandsteingötter schüchtern ihre Häupter aus den wild verwachsenen Büschen in die neue Welt und träumen von zurückliegenden Zeiten, von bunten Schäferspielen und Kichern und Kosen.

Zwischen der Dorfstraße und den von dem Schlosse niederfallenden, schattigen Parkterrassen erhebt sich die Kirche des Ortes. Ihr Aeußeres ist nicht schön, aber die eigenthümliche Bauart erzeugt dennoch in dieser Umgebung einen malerischen Effekt in Form und Farbe, welcher besonders aus der Ferne, in der Umrahmung des Sommer- oder Herbstlaubes, wirksam und überraschend sich geltend macht. Ihre Grundform bildet ein griechisches Kreuz, auf der sich mehrere, über einander sich aufbauende und

mehr und mehr sich verjüngende Kuppelaufsätze erheben. Während jedes dieser Dächer sich schwarz abhebt, hat man den Raum zwischen den einzelnen emporstrebenden weißen Pfeilern und Säulen mit einer rothgefärbten Holzbekleidung versehen, so daß das Ganze fast an die holländischen Bauten des vorigen Jahrhunderts erinnert. Um die Kirche drängen sich in engen Reihen die niedrigen Grabhügel, bedeckt mit verdorrten und verblaßten Zeichen der Liebe, betenden Engelskindern und verwitterten Kreuzen. Zur Linken, hart an der Umfriedigung, befindet sich das neue Erbbegräbniß, welches die letztverstorbenen Mitglieder der Familie von Voß birgt. Alle übrigen ruhen in der weiten Gruft unter der Kirche. Dieselbe bildet noch den letzten Ueberrest der ehemaligen Kirche, da ein Sarg aus dem Jahre 1679 vorhanden ist, während das jetzige Gotteshaus nicht vor 1727 beendigt worden ist.

Die Gruft besteht aus zwei gewölbten Räumen, welche durch eine offene Thür in Verbindung stehen. Wie in so vielen märkischen Grabgewölben, sind auch hier die aufgestellten Leichen völlig zu Mumien geworden. Der hintere, ziemlich dunkle Raum birgt nur einen schweren eichenen Sarg, dessen Deckel die aus zahllosen schwarzen, kleinen Nägeln hergestellte Inschrift trägt, daß hier der hochwohlgeborene kurfürstliche Oberstallmeister Gerhard Bernhard von Poellnitz ruht, nebenbei bemerkt, der Großvater jenes intriganten und witzigen Höflings, des Kammerherrn von Poellnitz, welcher bei der Tafelrunde zu Rheinsberg eine so eigenthümliche Stellung behauptete. Der Hieb, welchen die Mumie aufweist, rührt von einem Säbelhiebe aus einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges her. Auch das Nasenbein ist zertrümmert, in Folge frivolen Uebermuthes, welchen nach der Schlacht von Jena hier einquartierte Franzosen mit dem Todten getrieben haben. In der anderen, vorderen Abtheilung finden wir links eine große Anzahl Särge, welche die irdischen Ueberreste der Familie von Viereck bergen, während zur Rechten, meist Kinder, Angehörige der Familie von Voß ruhen.

Die Kirche selbst ruft mit ihrem lichtvollen, reich geschmückten Innenraum einen wohlthuenden Eindruck hervor, welcher durch den Kuppelbau und die seitwärts einfallenden Oberlichter noch gehoben wird. Einen Anziehungspunkt bildet der alte, reich geschnitzte, eichene Altar, sowie die Kanzel. Ersterer ist außerdem noch durch eine wohlgelungene Kopie des im Berliner Museum befindlichen Rubens'schen Gemäldes „Die Auferweckung des Lazarus" geschmückt und legt von der pietätvollen Anhänglichkeit des Gebers, des ehemaligen gräflichen Schloßgärtners, rühmliches Zeugniß ab. Altar wie Kanzel befanden sich ehemals in Französisch-Buchholz, wohin sie aus der Schloßkapelle von Oranienburg gewandert waren. Links und rechts vom Altar führen Stufen zu einem Chor, welcher in seiner ganzen Anlage über der Familiengruft sicherlich einmal zu einem Campo Santo der Besitzer von Buch bestimmt worden war. Doch nur Ein Grabmonument erhebt sich in der Mitte des erhöhten Raumes, bis zur Decke reichend, von einem Reichthum und einer Pracht, welche an dieser Stätte doppelt überraschen müssen. Es ist das Marmordenkmal des Ministers von Viereck. Der Tod mit der Sichel, ein Engel mit der Palme, auf der anderen Seite eine weibliche Figur mit weitschimmernder Leuchte in der Hand, bilden den Rahmen des Monuments, über welchem die Büste des Gefeierten, das Ganze krönend, sich erhebt. Unter seinem und seiner beiden Frauen Wappen zählt eine lateinische Inschrift mit Goldbuchstaben die Würden und Verdienste des Mannes mit behaglicher Breite auf.

Die beiden Schmalseiten des Campo Santo sind außerdem noch mit Glaskästen bedeckt, welche die Ehrenzeichen und eisernen Kreuze alter, verstorbener Veteranen aus den Befreiungskriegen enthalten, worunter sich auch, ein rührendes Bild, der heimgegangene, ehrwürdige Schäfer des Ortes befindet. Unter dem Teppich vor dem Altar sah man noch vor der Renovation der Kirche in dem gepflasterten Fußboden eine Vertiefung, welche anzudeuten schien, als hätte man hier einen Grabstein einzulassen beabsichtigt.

Dies unterblieb jedoch. Den Namen derer, welche ihrem Wunsche gemäß getrennt von der Familie, einsam und wie ausgestoßen ruht, nennt kein Stein, keine Inschrift. Und so manchem Zeichen wir von ihr auch im Park begegnen, es ist doch, als sei ihr Name aus dem Gedächtniß derer ausgelöscht, die hier wandeln, und unverbrüchliches Schweigen hülle die Erinnerung fernliegender Tage, voll Schmerz und Trauer, ein.

In dieser gemauerten Gruft vor dem Altar ruht die schöne Julie von Voß, welche unter dem Namen einer Gräfin von Ingenheim König Friedrich Wilhelm II. heimlich an die linke Hand getraut wurde. Erst seitdem die Tagebuchblätter ihrer Tante, der Gräfin von Voß, der Oberhofmeisterin am preußischen Hofe, zur Veröffentlichung gelangten, ist es möglich geworden, die Beziehungen ihrer Nichte Julie zu dem Könige frei von allem Beiwerke geschwätziger Zungen darzulegen.

Julie von Voß, die Tochter des Geheimen Justizrathes und ehemaligen Gesandten am dänischen Hofe, Friedrich Christoph Hieronymus von Voß, Herrn auf Carow, Buch u. s. w., wurde laut dem Kirchenbuche am 24. Juli 1766 zu Buch geboren.

Erst siebzehn Jahre alt, ward sie bereits auf Wunsch der Königin Elisabeth Christine von ihrem Vater, dem Bruder der Oberhofmeisterin von Voß, 1783 an den Hof von Schönhausen gebracht. Friedrich Wilhelm II., welcher sich 1765 mit einer Prinzessin von Braunschweig vermählt hatte, und dessen Ehe kinderlos blieb, wurde auf Befehl seines Oheims Friedrich II. wieder geschieden. Noch in demselben Jahre schloß er mit einer Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt eine neue Ehe, aber auch diese sollte kein dauerndes Glück für Beide bringen. Während sie ihn kalt und abstoßend behandelte, gab er selbst durch sein wenig korrektes, leichtsinniges Leben dauernden Anlaß, den schon bestehenden Unfrieden noch zu verstärken.

Als Julie von Voß an den Hof der alten Königin, der Gemahlin Friedrich's des Großen, in Schönhausen kam, erregte ihre

schlanke und doch zugleich volle Gestalt, ihre blendend weiße Haut, welche ohne Farbe, fast dem Marmor ähnlich gewesen sein soll und noch durch ein reiches, röthlichblondes Haar gehoben wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit. Damalige Zeitgenossen schildern sie als eine Schönheit im Genre Tizian's. Der Hof gab ihr den Beinamen Ceres, des üppigen, goldenen Haares wegen, und die wenigen Bilder, welche noch von ihr erhalten sind, stellen sie auch mit diesem kostbaren Schmucke dar. Entgegen der damaligen Sitte bediente sie sich hauptsächlich der deutschen und englischen Sprache, was sie selbstverständlich bei den französischen Memoiren-Schriftstellern jener Zeit nur wenig Gnade finden ließ und ihr den Vorwurf der Anglomanie eintrug.

Vom ersten Moment ihres Erscheinens an faßte der damalige Thronfolger Friedrich Wilhelm eine lebhafte Neigung für das junge Mädchen. Drei Jahre lang setzte er nun unbeirrt seine Bemühungen fort, ihr durch Aufmerksamkeiten und Huldigungen die Beweise seiner Bewunderung und steigenden Leidenschaft zu geben. Doch mit Hartnäckigkeit und voll edlem Mädchenstolz wies sie ihn ab, bis endlich das Gefühl der Pflicht sich in Liebe wandelte. Es ist ein ergreifendes Bild, diesem Ringen der allmählich wachsenden Neigung mit dem Pflichtgefühl zuzuschauen, ein Drama, in welchem der Tod wie ein Engel der Erlösung nur erscheint.

Der Argwohn der Tante gewann immer mehr und mehr Nahrung. „Julie gefällt dem Prinzen mehr, als mir lieb ist," heißt es im Tagebuche. „Er spricht viel von ihr." Und einige Wochen später: „Die Prinzessin von Preußen ist eifersüchtig auf Julie." — Endlich faßte sich die wackere Frau ein Herz, indem sie es unternahm, dem Prinzen ernstlich und dringend in's Gewissen zu reden.

„Ich sagte ihm meine ganze Meinung und die ganze Wahrheit mit allem Ernst. Er versprach mir, sein Benehmen zu ändern und Alles zu thun, was ich wollte. Er hatte später noch eine Explikation mit Julie selbst, und ich weiß, daß sie ihm Vorwürfe gemacht hat und mit Recht, daß er ihrem Ruf auf eine so unver-

zeihliche Weise schade. Auch kam er sehr traurig und niedergeschlagen von ihr zurück. Ich sagte ihm noch einmal ernstlich, er müsse der Sache ein Ende machen und er gelobte es mir." — Aber dieses Gelöbniß sollte nur zu bald wieder vergessen werden. Jede freie Stunde verbrachte der heißblütige Prinz in Schönhausen, scheinbar die Königin Elisabeth besuchend, aber in Wahrheit allein die gefährliche Nähe Julien's suchend. Selbst ein Heirathsantrag, welchen Graf Dohna dem Hoffräulein machte, wurde seitens des Prinzen auf diplomatischem Wege vereitelt. Er hatte nur noch Augen für sie und saß Stundenlang wie abwesend in der Gesellschaft.

„Der Prinz ist unglaublich zerstreut;" schreibt die Tante, „seine Neigung nimmt seine Gedanken ganz gefangen. — Der Prinz kam zu Tische, nachher machte er es möglich, mit ihr zu sprechen. Nach einigen Worten verlor sie die Fassung und brach in Thränen aus. Ich verstehe das Alles nicht mehr. — Der Prinz kommt ewig zur Königin; was soll man thun? Es wird immer schlimmer mit ihm, und Julie dauert mich furchtbar." — Dieses Jahr, 1786, sollte endlich das entscheidende werden. Graf Mirabeau, der damalige französische Agent in Berlin, schreibt in der Geschichte des preußischen Hofes am Schlusse dieses Jahres: „Der König beharrt noch immer in derselben respektvollen Leidenschaft für Fräulein von Voß. Sie widersteht ihm standhaft, aber er giebt ihr täglich neue Beweise seiner Neigung und zeichnet sie durch die größten Aufmerksamkeiten aus." Immer dichter thürmten sich die Wolken des Geschickes über dem Haupte des unglücklichen Mädchens. Thränen und Fassungslosigkeit auf der einen, heiße Betheuerungen und Eifersucht auf der anderen Seite. Ein dreimonatlicher Urlaub für Julie, den man erwirkte, sollte, so hoffte man, das Verhältniß zu dem Prinzen für immer lösen. Doch bald mußte die Oberhofmeisterin mit Schrecken erfahren, daß ein reger Briefwechsel zwischen Beiden die Fäden der Neigung fortspann. Gleich am ersten Tage nach ihrer Rückkehr erschien auch der Prinz wieder in Schönhausen.

Am 17. August 1786 starb Friedrich der Große in Sanssouci. Friedrich Wilhelm II. war nun König. Von Potsdam, wo er an der Leiche seines Onkels die aufrichtigsten Thränen vergossen hatte, kehrte er nach Schöneberg zurück, bestieg daselbst mit seinen beiden Söhnen die bereit gehaltenen Pferde und ritt so unter dem Jauchzen der Bevölkerung in Berlin ein, zum alten Königsschlosse, wo er im weißen Saale den dort versammelten Offizieren für die, dem großen Todten erwiesene Treue dankte und bat, dieselbe auch auf ihn übertragen zu wollen. Mit vollen Händen theilte er dann unter den Armen aus. „Es ist unglaublich, wie sehr man ihn liebt," schreibt die Oberhofmeisterin. Aber weder Feste noch Huldigungen, noch neue Pflichten und die junge Königskrone vermochten die verzehrende Leidenschaft in ihm zurückzudämmen. Am 23. August kehrte er auf's Neue in Schönhausen ein. Sein Benehmen war dasselbe geblieben; indem er sich beinahe ausschließlich mit Julien beschäftigte, suchte er sie mehr und mehr zu umstricken. Das bedauerliche Loos des unglücklichen Mädchens ging Jedem nahe.

„Alles bemächtigt sich dieser unglücklichen Angelegenheit," schreibt die Tante; „so möchte man, um nur eins zu nennen, Julie zum Schein verheirathen. Es ist schrecklich, wie Alles bemüht ist, sie zu ihrem Verderben zu drängen. Sie thut mir furchtbar leid. Ich seh' es jetzt deutlich, sie liebt den König trotz allen Leugnens; sie kann nicht mehr von ihm lassen und ist, was auch geschehen mag, nicht mehr von ihm loszureißen. — Es grämt mich schrecklich. Heute kam er en surprise zum Essen. Er verfolgt seinen Zweck ohne Rast und Ruh'. Ich fürchte den Einfluß dieser ewigen Gespräche des Königs mit ihr, er will und will sie bestricken und immer setzt er sich an ihren Tisch. Meine arme Nichte hat mir ihr Herz ausgeschüttet, ach, ich fürchte, es ist eine unaufhaltsame Sache." — Und dann heißt es: „Der König kompromittirt sich auf's höchste. Um seiner selbst willen möchte ich, er könnte ein Mann sein und sich besinnen. — Der

König scheint nur glücklich zu sein, wenn er sie sieht. Wo sie ist, sieht er Niemand als sie, spricht nur mit ihr und hat nichts Anderes mehr im Kopf, als seine Leidenschaft. Ich sehe die Sache dem schlimmsten Ende mit Gewalt zugehen, muß dabei stehen und kann sie nicht aufhalten."

Auch die Kinder des Königs, vor allem seine zwanzigjährige Tochter Friederike, welche ihrem Vater am nächsten stand, begannen jetzt zu ahnen, wie stark seine Ehre bei diesem Verhältniß auf dem Spiele stand.

Von allen Seiten bedrängt, dem Könige nachzugeben, ja selbst von der Königin ermuntert, welche hoffte, dadurch den gefährlichen Einfluß der famosen Frau Rietz, späteren Gräfin Lichtenau, auf ihren Gemahl für immer zu vernichten, verlor Julie allmählich das klare Bewußtsein ihrer Pflicht. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, trat die Katastrophe ein. Sie warf sich eines Tages der Tante in die Arme und erklärte, sie wolle dem Könige angehören, aus Pflicht sowohl, wie aus Liebe zu ihm. „Ich finde sie so furchtbar zu beklagen, daß ich kein Wort mehr habe, sie zu verdammen," heißt es im Tagebuche. Julie stellte drei Bedingungen: vor allem, daß die regierende Königin ihre schriftliche Einwilligung zu ihrer Verbindung gebe; daß sie dem Könige feierlich zur linken Hand als zweite Gemahlin angetraut werde und endlich, daß Frau Rietz mit ihren Kindern für immer Berlin verlasse. Der König willigte sofort hocherfreut in die ersten beiden Punkte ein, nur den dritten vermochte er nicht zuzugestehen. Noch schwankte Julie, doch als die Königin ihr sagen ließ, es handle sich um das Wohl des Vaterlandes, und sie selbst sei glücklich, den König in so edlen und guten Händen zu wissen, da sank die letzte Schranke zaghafter Scheu.

Unter Berufung auf die von Melanchthon erlaubte Doppel-Ehe Philipp's des Großmüthigen von Hessen ließ sich der König feierlich in der Schloßkapelle zu Charlottenburg durch den Hofprediger Zöllner mit Julie trauen. Niemand, außer der Oberhof-

meisterin, so hatte der Monarch es angeordnet, durfte es erfahren. — „Meine Nichte sagte mir heute unter Thränen," schreibt Frau von Voß, „seit acht Tagen sei sie mit dem Könige heimlich getraut, bat mich aber, es zu verschweigen. Es betrübt mich tief, und ich kann mich beim besten Willen eines Gefühls von Abscheu und Widerwillen gegen eine Sache nicht erwehren, die so unerlaubt ist, man mag an Scheingründen dafür angeben, was man will. Ihr Gewissen wird es ihr schon genugsam sagen und wird nicht wieder ruhig werden. Sie hat lange widerstanden, aber sie liebt den König leidenschaftlich und nachdem sie ihm ihr Herz gegeben hatte, ließ sie sich vollends von ihm überreden. Trotz ihres schweren Fehltritts bleibt sie dennoch ein edler, der Achtung nicht unwerther Charakter, und ich weiß wohl, sie ist zu rechtschaffen, als daß sie nach einem solchen Fall jemals wieder glücklich sein könnte."

Julie, inzwischen zur Gräfin von Ingenheim erhoben, hatte ihre Stelle bei Hofe aufgegeben, und über ein Jahr sehen wir sie nun den König auf seinen Jagdausflügen und kleinen Reisen begleiten; auch an den Hoffestlichkeiten nahm sie steten Antheil, zum großen Kummer ihrer Tante. Trotzdem vermochte der König seine Beziehungen zur Frau Rietz in keiner Weise zu lockern.

Es war am 2. Januar 1789, als Julie im Charlottenburger Schlosse dem Monarchen einen Sohn schenkte. Am vierten desselben Monats ward die Taufe vollzogen; der König hielt den Neugeborenen selbst während der heiligen Handlung und ließ ihm den Namen Gustav Adolph Wilhelm geben. Juliens Bruder, der Minister Bischofswerder und Frau von Voß waren die Pathen. Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß Graf Gustav Adolph Wilhelm von Ingenheim sich nachmals mit einer Enkelin seines Vaters, aus der Liaison mit der Gräfin Lichtenau entsprossen, vermählen sollte. Gräfin Lichtenau gebar Friedrich Wilhelm II. einen Sohn wie eine Tochter, welche beide den Namen eines Grafen und einer Gräfin von der Mark empfingen.

Ersterer verstarb im Knabenalter. Die letztere, Marianne Diederike, war dreimal vermählt. Ihre erste Ehe schloß sie 1797 mit dem Erbgrafen Friedrich von Stolberg-Stolberg, die Tochter, welche aus dieser Ehe entsprang, ist die Mutter des jetzt regierenden Grafen Alfred von Stolberg-Stolberg.

Nach Lösung der ersten Ehe schloß Marianne 1801 mit dem General-Domainenpächter von Miaskowski eine neue. 1806 wieder getrennt, vermählte sie sich zum dritten Male 1808 mit dem französischen Rittmeister de Thiery. Die Tochter aus dieser Ehe, Eugenie Thiery de la Mark, am 24. November 1808 geboren, ist es nun, die sich im Jahre 1826 mit dem Sohne Julie von Voß' verheirathete. Sie verlor 1855 ihren Gemahl, nachdem sie ihm drei Söhne und eine Tochter geschenkt hatte. Sie selbst verstarb 1881. Ihre Mutter, die Gräfin Marianne Diederike, hatte bereits im Jahre 1814 das Zeitliche gesegnet. — Während der Krankheit Julien's wich der König nicht von ihrer Seite und saß den ganzen Tag an ihrem Bette, ihre Hände in den seinen haltend. „Es ist wahr," heißt es, „er ist wirklich der beste Prinz, den man auf der ganzen Welt finden kann; leider nur, daß er so willensschwach, so ohne Energie und zuweilen so heftig ist."

Einige Zeit darauf wollte es das Unglück, daß der König sich durch einen Fehltritt nicht unerheblich den Fuß verletzte, so daß er genöthigt war, seine Besuche bei der Geliebten einzustellen. War es nun aufkeimende Eifersucht, Sehnsucht oder das Frohgefühl einstiger Lebenskraft, Julie verließ, allen Warnungen der Aerzte trotzend, das Bett, um den König täglich zu besuchen. Die Strenge der Jahreszeit, die Kälte und Zugluft der weiten Korridore im Schlosse sollten bald ihre zarte Gesundheit untergraben. Das Drama eilte unaufhaltsam seinem letzten Akte entgegen, und fast scheint es, als fühlte auch Julie, was die nächste Zukunft ihr bringen würde. „Ich aß heute bei Julie, die sehr bewegt war und augenscheinlich einen Kummer hat, aber ihn vor mir verbergen will," schreibt die Tante.

Der König hatte ihr inzwischen als Zeichen seiner Huld ein Etui gesandt, das fünfzigtausend Thaler enthielt, zugleich mit seinem in einen Kranz der schönsten Brillanten eingefaßten Bildniß. Am 5. Februar war eine große Cour, bei welcher Julie nicht fehlte. Es war das letzte Aufflackern ihres jungen Lebens. Sie zog sich bei dieser Festlichkeit eine starke Erkältung zu, und bald zeigten sich sämmtliche Symptome der galoppirenden Schwindsucht. Am 25. März, Abends 8 Uhr, verschied sie plötzlich nach einem heftigen Erstickungsanfalle, in demselben Zimmer, in dem ihr Kind geboren wurde. Der König war in Verzweiflung und wies jeden Trost zurück. Er glaubte, daß Julie durch ein Glas vergifteter Limonade umgebracht worden sei und befahl deshalb die Obduktion. Dieselbe ergab jedoch keine Anhaltepunkte für diese Beschuldigung, erwies vielmehr, daß die Aermste an einer Lungenschwindsucht gestorben war. Julien's Tod erregte die allgemeinste Theilnahme; ihre große Jugend, wie ihr trauriges Schicksal rührten alle Gemüther und entwaffneten selbst die Verdammenden. Ein Jahr lang lebte der König nur ihrem Andenken und weinte um die verlorene Geliebte; alles Bemühen, ihn zu zerstreuen, war vergebens. Nichts konnte ihn bestimmen, Frau von Voß wiederzusehen, da ihr Anblick ihm die Erinnerung an die Heimgegangene lebhafter vor die Seele rief, und wenn er ihr einmal zufällig begegnete, verlor er die Fassung und vergoß unaufhaltsame Thränen. Julien's Sohn ward ihrem Bruder zur Erziehung übergeben, ihre Leiche nach Buch gebracht. Wie sie stets ein Kind voll heiterer Anmuth gewesen war, so hatte sie auch bestimmt, nicht in dem unheimlichen Mumien-Raum der Familiengruft beigesetzt zu werden, sondern in einer eigens für sie hergestellten ausgemauerten Gruft.

Es war am 4. April 1789, die Lerchen wirbelten in den Lüften, und der Frühling sang über die Felder, als man die goldblonde, nun so stumm gewordene Ceres wieder der Heimath ihrer Kindheit zutrug und sie traurig in die kalte Gruft hinabsenkte

An demselben Tage schrieb die Oberhofmeisterin lakonisch in ihr Tagebuch: „Heute kam die bereits ernannte, neue Hofdame der regierenden Königin, Gräfin Sophie Dönhoff, hier an und ward am Hofe präsentirt.“ Ein Jahr später, und die brennende Wunde, welche der jähe Verlust Julien's dem liebebedürftigen Herzen des Königs geschlagen hatte, war vernarbt. Sophie Dönhoff hatte das Andenken an die Verblichene ausgelöscht.

Unter der Kuppel der freundlichen Dorfkirche, vor dem Altar, ruht Julie von Voß; doch noch ein anderer Ort ruft die Erinnerung an sie wach. Von der Kirche leitet eine hohe, gewölbte Rüstern-Allee zu einem abgelegenen Orte des Parkes. Junge Edeltannen umschließen ihn ernst und eng, während das leise Plätschern des Wassers in der Nähe wie unterdrücktes Weinen in die Stille herübertönt. In der Mitte des kleinen Raumes erhebt sich ein Monument; doch kein Name nennt das Angedenken der Geschiedenen. Auf der einen Seite steht:

nota 5. Juli MDCCLXVI
obiit 25. März MDCCLXXXIX.

Auf der anderen Seite zeigt ein Reliefbild den Engel des Todes, welcher eine Sterbende in sein Gewand hüllt. Ihr schönes Antlitz lächelt in heiterer Verklärung, während ein Kranz von Rosen leise ihrer Hand entsinkt. Eine dritte Fläche zeigt die Inschrift:

Soror optima, amica patriae.

Durch die dunklen Tannen schimmert das verglühende Licht des Tages und überzieht das Antlitz der Sterbenden wie mit rosigem Leben. Doch der Glanz erlischt, und grau und düster liegt alles wieder da. Nur im Scheiden drang ein letzter Strahl versöhnenden Lichtes in diese Abgeschiedenheit, wie ein Hauch verklärenden Friedens. Sonst wohnt hier nicht die Hoffnung. Nur Wehmuth und Klage überall.

Bernau.

Unweit des Quellengebietes der Panke liegt das ehrwürdige, alte Hussitenstädtchen Bernau. Das Flüßchen, welches ängstlich und scheu an seinen trutzigen Ringmauern vorübertrippelt, ist von jeher immer nur ein Schmerzenskind bei uns gewesen, gemieden und mißachtet, und wer es so trüb und lebensmüde durch die Straßen unserer jungen Kaiserstadt schleichen sieht, der glaubt allerdings nicht, daß es derselbe neckische Kobold ist, der mit lachenden Augen und ausgelassenen Sprüngen sorglos unter den nickenden Blumen des Parkes von Schönhausen dahinplaudert. Nur ein kurzer Lebenslauf ward ihm beschieden, aber reich an historischen Begebenheiten ist das Stückchen Land, welches es bescheiden durchfließt, und seine Wiege, das „rothe Feld" benannt, bekundet noch heute, daß einst hier der Boden von dem Blute der böhmischen Horden überreich getränkt worden ist, obschon nachweislich vor diesem gewaltigen Kampfestage diese Strecke schon das „Ruthenfeld" geheißen hat. Dieser blutige Kampf aber, welcher einst hier tobte, hat Bernau für immer einen historischen Glanz verliehen.

Doch selbst abgesehen von dieser Hussitenschlacht, welche nur noch wie eine Sage in unsere skeptisch lächelnde Zeit herüber-

klingt, da uns ohnehin jede schriftliche Urkunde über diesen Vorgang mangelt und nur Tradition und Lokalpatriotismus geschäftig seit Jahrhunderten den Faden fortgesponnen haben, — trotzdem ist der Hauptbrennpunkt jener Tage, Bernau, noch heute ein recht sehenswerther Ort.

Wie unzählig Viele sausen alljährlich an diesem Städtchen vorüber, sei es, daß ein schöner Frühlingstag sie nach dem lieblichen Freienwalde lockt oder die Gluth des Hochsommers sie dem frischen Ostseestrande zutreibt. Wenige halten nur einmal hier Einkehr, und allerdings, das Bild, welches sich vom Bahnhof aus über die Stadt bietet, läßt nicht den eigenthümlichen Reiz ahnen, den Bernau jenseits von den zu Promenaden umgeschaffenen Wällen ausübt und der unser überraschtes Auge gefesselt hält. Das Städtchen giebt eben mehr, als es verspricht, und das ist stets das Beste gewesen.

Es hat noch seine wohlerhaltene, hochaufragende, imponirende Ringmauer, in welche die wackeren Bürger nur hier und da eine kleine Bresche geschlagen haben; noch stehen ein paar alte Thore, durch welche der Verkehr aus- und einfluthet; stolze Wartthürme lugen gleich alten, erprobten Hütern hinaus in das freundliche Land, und inmitten des Ortes erhebt sich die hochinteressante Stadtkirche, in deren reichen, sorgsam gehüteten Bildern und Epitaphien uns die Geschichte der Stadt überzeugend und lebenswahr entgegentritt.

Und zu diesen geschichtlichen wie architektonischen Erinnerungen gesellt sich noch die litterarhistorische Bedeutung Bernaus. Denn auch die Muse weilte zu verschiedenen Malen in diesen Mauern, und in Vers wie Prosa haben ihre Priester es verstanden, dem Ruhmeskranze Bernaus manch' unverwelkliches neues Blatt hinzuzufügen. Zwei Männer sind es vor allen Dingen, welche durch ihr Wirken weit über die Grenzen der engeren Heimath hinaus die Bewunderung wie den dankbaren Beifall ihrer Zeitgenossen ernteten, und deren Namen unauflöslich mit

dem der Stadt verknüpft sind: Rollenhagen und — Wippchen. Wohl mag der Name des Dichters vom „Froschmeuseler, der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltung", der hier in Bernau am 22. April 1542 das Licht der Welt erblickte, im Laufe der Jahrhunderte allmählich an Glanz und Ansehen verblaßt sein, aber uns Allen steht noch jene köstliche Zeit frisch im Gedächtniß, wo der heldenmüthige Wippchen die vom Pulverdampf geschwärzten, blutgetränkten Kriegsberichte angesichts der brennenden Dörfer und kugelspeienden Feuerschlünde des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes mit einer verblüffenden Verwegenheit aus dem friedfertigen Bernau allwöchentlich in unsere ahnungslose Residenz schleuderte oder aber, wenn seine Seele Sabbathstille feierte, er eine langmüthige Redaktion, mit immer neuen Wendungen, rührend und keck um frischen Vorschuß bat.

Und diese Erinnerungen waren es, welche immer mehr in mir Wunsch und Vorsatz reifen ließen, den wunderbaren Ort einmal aufzusuchen.

So fuhr ich eines Sonntagsmorgens gen Bernau.

Der Frühlingswind wehte über die grünwogenden Felder dahin, und die Vögel des Himmels wiegten sich jubelnd in der klaren Morgenluft. Ein Hauch von köstlicher Lebensfreude lag auf der thaubeglänzten, lenzesfrischen Welt. An den Wegen standen, wie geschmückte Ehrenjungfrauen, reich mit Blüthen beschneite Bäume, und die Blumen am Rain schauten verstohlen und bewundernd zu ihnen empor. Eine Feststimmung, so weit das Auge reichte, in welche das Herz mit stiller Freude einstimmte.

Endlich hielt der Zug in Bernau, und erwartungsvoll schritt ich durch die freundliche Villen-Ansiedelung, welche zwischen dem Bahnhofe und der alten, inneren Hussitenstadt entstanden ist. Aeußerst wirkungsvoll und respekteinflößend präsentirt sich das massive Steinthor, durch welches man von hier aus die Stadt betritt. Rechts und links zieht sich die wehr-

hafte, starke Ringmauer um die Innenstadt, in ihrer beträchtlichen Höhe oftmals die sich nur bescheiden anlehnenden Häuser überragend. Das Steinthor ist ein thurmartiges Gebäude, dessen oberer Theil durch Feuer zerstört wurde; über dem Durchlaß zeigt es noch zwei Stockwerke, von denen das erste einen schön gewölbten Raum enthält, der jetzt stilvoll zur Rüstkammer umgewandelt worden ist, um daselbst die Erinnerungen der Hussitenzeit, welche bisher in einem Nebengemach des Rathhauses gezeigt wurden, zum ewigen Angedenken aufzubewahren. Das zweite Stockwerk zeigt noch die Ansätze zu den Wölbungen, in dem obersten Theile ist jetzt eine Uhr angebracht. Zu beiden Stockwerken steigt man eine enge, steile, sich durch die gewaltige Mauer ziehende Steintreppe hinan. Von dem Hussiten-Museum führt ein gemauerter, halbdunkler Gang zu dem abseits stehenden Wartthurm, auf dessen Zinnenkranz, schon von Weitem sichtbar, seit undenklichen Zeiten ein Storchpaar nistet, gehegt und abgöttisch verehrt von den vertrauensvoll emporblickenden, minniglichen Bernauer Jungfrauen. Einmal hatte der Wintersturm mit rücksichtsloser Härte das Storchnest von der luftigen Warte heruntergefegt, und als die Störche verdutzt bei ihrer Rückkehr die öde Stätte erblickten, da flogen sie fort, kamen auch im nächsten Frühjahr nicht wieder. Da ging ein Klagen durch die Stadt, das nicht ungehört blieb. Die jungen, heirathslustigen Bürger traten zusammen, und nach manch' ernsten und trefflichen Reden beim Glase schäumenden Gerstensaftes ward endlich beschlossen, ein neues Rad anzuschaffen und dasselbe wieder droben auf dem Thurme anbringen zu lassen. Und so geschah es. Das Storchpaar kehrte zurück und ist dem Städtchen bis heute treu geblieben. In den Mauern Bernaus aber herrschte damals eitel Lust und selig Hoffen.

Unter diesem Storchthurm befand sich ehemals das Verließ, und wenn man heute brennende Papierstücke hinabschwe-

ben läßt, erblickt man noch mit Schaudern gebleichtes Menschengebein. Die schmale Thür in der Mauer stand offen, und aus dem dunklen Innenraum scholl heute geheimnißvolles Klopfen und Hämmern aus der Rüstkammer. Sonst war es recht still auf der Straße. Ein großer Fleischerhund lag gähnend vor einer Hausthür in der Sonne und schnappte zuweilen melancholisch nach einer Fliege. Endlich kam ein Mann mit einem verdächtigen Bündel langsam um die nächste Ecke gegangen. Ich hielt ihn fest. Der tapfere Hussitenbezwinger sah mich groß an.

„Wissen Sie vielleicht," frug ich, „wo hier Wippchen wohnt?"

„„Wipp — —?"" Er kam nicht weiter.

„Wippchen!" wiederholte ich noch einmal, jede Silbe langsam und gedehnt betonend.

Er schüttelte ernsthaft das Haupt, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen war. Augenscheinlich brannte ihm der Boden unter den Füßen, und nur die Höflichkeit ließ ihn noch ausharren.

„Was haben Sie denn da?" frug ich und deutete auf das ängstlich verhüllte Bündel.

Ein stolzes Lächeln überflog jetzt sein breites, viereckiges Gesicht. „„Hussitenwaffen für unser Museum!"" antwortete er mit der dumpfen Stimme eines Leichenträgers aus Clavigo. Dabei schlug er die Hülle etwas zurück, so daß ein paar verrostete Armbrüste sichtbar wurden.

„Ist's denn hierorts erlaubt, Waffen zu tragen?"

Meine großstädtische Ansicht schien ihm leider nur sichtlich wenig zu imponiren. Er zuckte geringschätzig die Achseln, dann wandte er sich um und schritt recte auf das Steinthor zu. Ich ging weiter, vergebens nach allen Seiten ausspähend, ob nicht Wippchen's pfiffiges Gesicht an irgend einem Fenster sichtbar werden könnte.

Müde des Umherirrens, schritt ich endlich über den Marktplatz hinüber zu der Post, vor deren Thür eine Bank freundlich zur Ruhe einlud. Hier ließ ich mich nieder und sah in den brausenden Weltverkehr Bernaus. Soeben rumpelte der Omnibus über das holprige Pflaster nach Oranienburg zu. Der Wind drehte die Wetterfahne drüben mehrmals auf dem kahlen, nüchternen Rathhause, und in den luftigen Gestalten drinnen erkannte ich jetzt das ausgeschnittene Wappen Bernaus.

Es stellt einen Bären dar, welcher unter einem Baume einhertrollt; drüber schwebt der brandenburgische Adler. Diese Zeichen sollen auf die Gründung der Stadt durch Albrecht den Bären hinweisen, welcher hier in dieser Gegend einst in einem, an der Landstraße nach Kölln an der Spree liegenden Gasthause, nach heißer Jagd an einer Kanne frischen Bieres sich erquickte, worauf er bald nachher, 1142, das Städtchen zu gründen begann. Ich kann mich, offen gestanden, bei aller Vorliebe für den Gerstenstoff, zu dieser Annahme jedoch nur schwer bequemen und aus dem Namen Bernau gleich „Bieraue" ableiten, obschon in früheren Zeiten sich hier nicht weniger denn hundertzwanzig Brauereien sollen befunden haben, welche ihren vorzüglichen Hopfen aus Buckow bei Müncheberg bezogen. Das Bernauer Bier genoß damals, weit über den Barnim hinaus, einen bedeutenden Namen, und der lustigen Thorheiten, welche das Bedürfniß darnach hervorrief, sind noch manche im Schwange. Ebenso fand der edle Stoff auch seinen Poeten im 17. Jahrhundert, welcher begeistert sang:

Schönster Preis von allen Säften,
Werthestes Bernauer Bier,
Welcher Trank kann dir an Kräften
Und an Tugend gehen für?
Keiner, keiner kann dir gleichen,
Aller Nektar muß dir weichen:
Ja, es ist gar nichts auf Erden,
Das dir kann verglichen werden.

„Wer dich sieht im Glase stehen,
Recht in deiner Majestät,
Möchte gleich im Durst vergehen,
Bis er naher zu dir geht.
Da wird Herz und Seel' entzucket,
Wenn man dich so frisch verschlucket;
Ja, du kannst den Geist und Leben
Solchen Schwachen wiedergeben." —

Urkundlich wird Bernau als Stadt 1300 als civitas antiqua Bernaw erwähnt; jedoch empfing der Ort schon 1232 das Stadtrecht. Wechselvoll ist die Vergangenheit, auf welche Bernau heute zurückblickt.

Pommern und Schweden, sowie die unangenehmen Quitzows haben die Stadt oft gedrangsalt; doch wacker hielten die Bürger den andringenden Feinden Stand. Bernau war damals noch bedeutend stärker als Berlin, und nicht nur Urkunden, sowie alte Chroniken, sondern auch die Mauern und gewaltig aufstrebenden Bogenpfeiler der Stadtkirche sprechen noch heute für die einstige Macht und das hohe Ansehen dieser Stadt. Den äußeren Feinden Widerstand zu leisten, war der Bürger Stolz und Ruhm, doch als die Pest 1597 triumphirend Einzug hielt, da sanken 1137 Einwohner, mehr als ein Drittheil der Bevölkerung, überwunden in das Grab. Späterhin, als dann auch der schwarze Tod in Berlin wüthete, ward 1611 dem Rathhause zu Bernau die hohe Ehre zu Theil, Sitz des hierher verlegten Kammergerichts zu sein. Oftmals ist die Stadt von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden, so daß innerhalb der unverwüstlichen Ringmauer nur noch das stattliche Gotteshaus, die am Markt befindlichen Kalandshäuser, sowie das schöngewölbte Erdgeschoß des jetzigen Gasthofes zum Adler, an dessen Stelle einst ein Kloster stand, an vergangene Zeiten erinnern. Der Kampf auf dem rothen Felde aber gegen die Hussiten ist eines der leuchtendsten Blätter aus der Geschichte des freundlichen Städtchens.

Es war in der Marterwoche des Jahres 1432, — d. h. in den Tagen vom 14. bis 20. April, — als die Hussiten, nachdem sie Frankfurt an der Oder zweimal vergeblich berannt hatten, in zwei Heereszügen, plündernd und sengend, nach Schwedt und Alt-Landsberg vordrangen. Von letzterer Stadt rückten sie am 30. April unter Koska's Führung gegen Bernau aus und schlugen bald nach ihrer Ankunft vor dem Steinthore die Wagenburg auf. Nachdem sie die St. Georgskapelle vor dem Mühlenthore zerstört hatten, begannen sie nun die Stadt selbst zu berennen. Umsonst. Die braven Bürger wehrten sich nach Leibeskräften, unterstützt von ihren wackeren Ehehälften, welche, wie die Chronisten stillvergnügt und einstimmig melden, heiß gemachten Brei auf die Schädel der anstürmenden böhmischen Horden gossen. Und nicht genug damit. Ein Brauer ersann eine List und ließ mit harmlosen Geberden einen großen Transport des damals weit und breit berühmten Bieres aus dem Thor hinaus, nachdem der edle Gerstensaft unter kräftigem Zusatz von Stechapfel, Bilsenkraut und anderen freundlichen Substanzen noch schmackhafter geworden war. Was man geahnt hatte, geschah.

Die Belagerer fielen gierig darüber her, schlugen den Fässern den Boden aus, um, nachdem sie tüchtig gesoffen und dazu wacker gefressen hatten, — wie es in der Chronik mit schlecht verhehltem Spotte heißt, — taumelnd und berauscht das Lager mit wildem Geschrei zu erfüllen. Jetzt war es an der Zeit, daß die Bernauer zu handeln begannen. Leise öffnete sich das Steinthor, und während zugleich von jenseits, durch einen Schäfer benachrichtigt, das Heer Friedrich I. von Spandau her eingetroffen war, brachen jetzt die Bürger hinaus, überfielen die tollenden, entkräfteten und halb besinnungslosen Böhmen und tödteten Alles, was sich nicht durch die Flucht in den angrenzenden Wald dem grimmen Blutbade entzog. Unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände, von deren

Siegestrophäen noch heute Panzer, Sättel, Sturmhauben, Armbrüste, sorgfältig aus zusammengelegtem Fischbein angefertigt, Wagenburgketten, sowie auch die hölzerne, vergoldete Bratenschüssel des Koska, welcher ebenfalls seinen Tod fand, zu sehen sind. Ueberall in der Mark aber sang man damals:

„Der Bernauische heiße Brei
Macht' die Mark hussitenfrei."

Von da ab ward alljährlich am 23. April das Hussitenfest gefeiert, bis man später, der wärmeren Witterung wegen, es auf den 23. Mai verlegte. Aus Anlaß der vierten Säcularfeier 1832 schenkte Friedrich Wilhelm III. der Stadt ein von Stürmer gemaltes Bild, welches jene Begebenheit darstellt, jedoch weder in Bezug auf Zeit noch Oertlichkeit treu ist, noch auch sonst besonderes Wohlgefallen erweckt. Eindringlicher, als alle Raritäten predigen die Steine allein in Bernau zu uns, und nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht schaut man an diesen gewaltigen Mauern empor, über welche heute der Epheu klettert, und worin die Schwalbe sorglos ihr Heim hineingebaut hat.

Ehe der Gottesdienst begann, beschloß ich, die ehrwürdige Kirche aufzusuchen.

Sie ist eines der ansehnlichsten Gotteshäuser der Mark, leider, durch den, wegen Baufälligkeit des alten, 1846 neu aufgeführten Thurm entstellt, da derselbe weder schön, noch auch im Stil des Kirchenbaus gehalten ist. Ein Maurergeselle hat sich außerdem dadurch unsterblich gemacht, daß er oben unter der Uhr, an der Nordost- und Westseite mit dunkelfarbigen Steinen groß den Anfangsbuchstaben seines Namens angebracht hat. Erst als das Gerüst beseitigt war, merkten die biederen Bernauer den Eselsstreich.

Im Innern bietet die Kirche eine Fülle des Sehenswerthen. Hochinteressant ist ihr ältester Theil, welcher jetzt zur Sakristei umgewandelt worden ist und in der ganzen Anlage und Form der ehemaligen, jetzt auf Babelsberg befindlichen, Berliner Ge-

richtslaube vollständig entspricht. An den Altarflügeln des großen Kirchenschiffes sind jene mittelalterlichen Darstellungen aus der Geschichte Christi, wie aus der Legende zu sehen, von welchen Kunstwerken vor einigen Jahren manch überlautes Wort der Bewunderung durch die Zeitungen scholl, als sie damals gleichsam für Berlin erst entdeckt wurden. Weit schöner und anziehender wirken jene Bilder, welche als Gedächtnißtafeln den hohen Chor hinter dem großen Altar ringsum schmücken. Vor Allem jene Tafel zum Angedenken des Rathsherrn Bellinger. Das Bild stellt den Vorgang des Judaskusses dar. Im Vordergrunde knieen die zehn Kinder, von denen sieben, ein überaus rührendes, schlichtes Bild, durch weiße Kleidung und das Kreuz auf der Brust als todt bezeichnet werden. Französische Soldaten haben den römischen Landsknechten im Hintergrunde mit Kohle schwarze Brillen aufgesetzt, und man hat nicht mit Unrecht diesen Unfug belassen, zur Erinnerung an jene schmachvolle Zeit unseres Vaterlandes.

Ein anderes Bild ist es wieder, bei dem die knieenden weiblichen Mitglieder der Familie durch den reinen, menschlich schönen Ausdruck der Gesichter immer wieder unsere Augen gefangen nehmen. Ebenso eine Gedenktafel, von Lukas Cranach gemalt, deren fein durchgeführte Details die vollste Bewunderung erregen. Ueber dem zweiten Altar erhebt sich hoch oben, bis zur Decke reichend, ein prächtiges Kreuz, das in arabischen Ziffern die Zahl 1200 trägt und in dieser Form noch dreimal, in Lübeck, Marienburg und Berlin wiederkehrt. Rechts davon ist jener wackere Mann in Holz geschnitzt angebracht, welcher sich muthig durch das Hussitenlager schlich, um dem Kurfürsten die bedrohte Lage Bernaus zu melden. Schäfer und Pilger zugleich, denn die Linke hält eine Pilgermuschel, während die Rechte nur noch den Armstumpf zeigt. Die Sage berichtet, daß die Böhmen ihm bei der Gefangennahme die Hand abschlugen. Es würde zu weit führen, wollt' ich all' die Sehenswürdigkeiten dieser Kirche hier aufzählen.

Oben im Thurm hängt eine Glocke, welche ehemals den Namen Bürgerglocke führte. Mit dieser hatte es aber ein sonderbares Bewandtniß. Als sie gegossen werden sollte, und man nach damaliger Sitte Pathen dazu einlud, welche Gold, Silber, Erz und andere Kostbarkeiten dazu verehren mußten, kam auch eine alte Frau, die sagte, dergleichen Dinge habe sie freilich nicht, aber sie wolle doch etwas dazu schenken, danach würden die zahllosen Schlangen der Umgegend von Bernau verschwinden. Dies sagend, ließ sie eine Natter in den Guß laufen, und seit jener Stunde waren die Thiere nicht mehr gesehen. Als aber die Glocke vor mehr als zwei Jahrhunderten einen Riß bekam und sie nicht mehr geläutet werden konnte, da haben sich auch die Schlangen wieder gezeigt, sind jedoch dann abermals verschwunden, als die Glocke im Jahre 1649 umgegossen worden ist.

Noch sei erwähnt, daß die Leiche des tapferen Heldenkönigs Gustav Adolf bei ihrer Ueberführung nach Stettin, in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1632 in der Kirche aufgebahrt stand, wobei auf Verordnung des Kurfürsten Georg Wilhelm eine Leichenpredigt gehalten wurde. Eine jüngst angebrachte Tafel gedenkt dieses Ereignisses.

Bernau besitzt noch ein zweites Gotteshaus. Draußen vor dem Mühlenthore steht noch das uralte Kirchlein zu St. Georg, welches jedoch in seinem Innern, wie mir eine „tonangebende" Persönlichkeit Bernaus lebhaft versicherte, durchaus nichts mehr Altes bietet, als jene armen Spittelweiber, die nebenan in einem freundlichen Blumengarten ihr Domizil aufgeschlagen haben. Trotzdem ging ich hinaus.

Das Mühlenthor, durch welches einst dieser Weg aus der Stadt führte, ist trotz aller Vorstellungen und Bitten zahlreicher Freunde der Mark, vor nicht langer Zeit niedergerissen worden. Nicht gerade schön an sich, bot es doch einen trefflichen Abschluß des Stadtbildes, besonders von der Georgskapelle aus, einem lieblichen, grünen Idyll, von wo der Durchblick in die mauer-

umwehrte Stadt einen eigenartigen Reiz gewann. Unverstand und Pietätlosigkeit verübten diese durch keine Verkehrsforderung vorgeschriebene Barbarei. Möchte Bernau auf der Wacht sein, wenn es wieder gelten sollte, ein Stück seiner mittelalterlichen Ueberreste zu vernichten. Denn nicht immer wohnt und thront die Weisheit allein im Rathhause.

Mein letzter Gang galt den alten Wällen, welche jetzt zu Promenaden umgewandelt sind und einen herzerfreuenden Aufenthalt gewähren. Die Vöglein sangen so übermüthig und lenzesfroh in dem frühlingsfrischen Walde, während aus dem Grunde herauf die Rollenhagen'schen Helden wie ausgediente Bassisten dazu quakten. Funkelnd und spielend huschten die Sonnenstrahlen durch die Zweige, und über Alles wölbte sich der reine, blaue Himmel. Und süße Stille sonst ringsum! Da drüben, ein prächtiges mittelalterliches Bild, lag das Städtchen. Hinter der dunklen Ringmauer bauten sich die rothen Dächer auf, überragt von dem stolzen Bau der Kirche, und dazwischen schob sich ernsthaft hie und da ein hoher Wartthurm. Zwischen den Wällen und der Stadt liegt tief im Grunde der stille Gottesacker eingebettet, ein Bild frommen Friedens. Ich kenne kaum einen zweiten, über dem so wie hier der Hauch innigster Poesie schwebte. Die Blumen blühten auf den Hügeln, und die Schwalben kreisten zwitschend und grüßebringend zwischen Stadt und Friedhof auf und nieder.

Der Gottesdienst war jetzt aus, und über die Mauer fort klangen die Glocken voll und wachsend durch die Mittagsstille. Aus den Thoren kamen einzelne Kirchgänger zu den Wällen herauf und wandelten zwischen den Grabhügeln; es war ein freundlicher Anblick, als sich die bunten Farben der Kleider mit dem sonnigen, lichten Frühlingsgrün mischten. — — Ich schritt endlich zurück über den Marktplatz dem Bahnhofe zu, nicht ohne noch einen flüchtigen Blick in das Rathhaus zu werfen.

Die Hussitenwaffen schienen bereits sämmtlich in das neue

Heim übergesiedelt zu sein, denn tiefe Stille herrschte jetzt in den Räumen. Mir aber war's, als ich jetzt um die Ecke bog, als schalle ein leises, feines Lachen hinter mir her, und als ich mich umwandte, verschwand blitzschnell Wippchens rothe Türkenmütze drüben an einem Fenster.

Doch kann ich mich auch getäuscht haben. — — —

Seitdem hat Bernau große Tage gesehen. Im Jahre 1882 waren 450 Jahre seit jener denkwürdigen Schlacht verflossen, in der böhmische Horden mit ihrem Blute die brandenburgische Erde färbten. Zu dem Feste, welches damals die Bürgerschaft unter bereitwilligst zugesagter, glänzender Mitwirkung Berliner Künstler veranstaltete, ist der deutsche Kronprinz nebst Familie, sowie eine auserlesene Gesellschaft von Gästen vereint gewesen, und noch in den spätesten Zeiten wird man von dieser Tage Glanz und Pracht in dem stillen Bernau singen und sagen.

Obgleich Bernau seinen Geisteshelden nicht ganz die gebührende Anerkennung zu Theil werden läßt, — in der alljährlich wiederkehrenden Hussitenfeier, in dem rauschenden Jubelfeste vor vier Jahren hat es doch versöhnend bekundet, daß die Liebe zu der Geschichte der freundlichen Heimath noch kräftig in Aller Herzen wurzelt.

Möge es denn auch jene gewaltigen, stummen Zeugen seiner ruhmvollen Vergangenheit allzeit gebührend ehren, mit deren Vernichtung Bernau nur zu der nüchternen Alltäglichkeit all' jener gleichgültigen Landstädtchen herabsinken würde; möge es stets Angesichts seiner trutzigen Ringmauer sich erinnern, was einst freier Bürgersinn, Manneszucht und Tapferkeit in schwerer, trüber Zeit zu erringen vermochten.

Und somit Glück auf, Bernau!

Hohenfinow.

Zwei Wegstunden oberhalb Eberswalde, dort, wo das Plateau des Ober-Barnim in nordöstlicher Richtung steil hinabfällt, schaut wie von hoher Warte der märkische Edelsitz Hohenfinow stolz in das reichgesegnete, blühende Oderbruch. Die Landstraße, von Eberswalde ausgehend, führt über Sommerfelde, Tornow aufwärts zu dem stattlichen Dorfe, um sich dann wie eine Schnecke im weiten Bogen nach Falkenberg hinab und weiterhin nach Freienwalde zu winden, immer den wechselnden Ausläufern der sie begleitenden Hügelkette sich anschmiegend.

Hohenfinow, dessen Entstehung bis in die Zeit der Gründung Chorin's 1272 durch das Mutterkloster Lehnin zurückreicht, war, wie die meisten Ortschaften der Umgebung, dem neuen Kloster tributpflichtig, und zwar hatte die Vynower Mühle alljährlich zweiunddreißig Scheffel Kornzins zu entrichten. Ehemals müssen wohl die Abhänge mit Weinstockanlagen bedeckt gewesen sein, denn in den ältesten Urkunden ist der Ort stets „hohe Vinau" benannt, während der heutige Name sich auf den in der Nähe befindlichen Finow-Canal bezieht, welcher 1605 angelegt wurde, und der späterhin, als er während des dreißigjährigen Krieges verfallen war, durch Friedrich den Großen wieder erneuert und fahrbar gemacht worden ist.

Bynow ist allem Anscheine nach bis zum dreißigjährigen Kriege ein Städtchen gewesen, denn nicht allein alte, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts im Schloßarchiv befindlich gewesene Aktenstücke nennen die Einwohner „Bürger von Bynow", sondern auch das Landbuch Karl's IV. führt Bynow in der Reihe der Städte des Barnim auf. Und noch heute, wenn wir das Dorf durchschreiten, können wir der Stattlichkeit und Regelmäßigkeit der Anlagen unsere Achtung nicht versagen. Zwei geradlinige Straßen führen vom nördlichen nach dem südlichen Ende des Dorfes, und während an dem ersteren das Schloß, eingebettet in das säuselnde Laub der Linden, sich befindet, erhebt sich an dem entgegengesetzten die schmucke Dorfkirche. Den Mittelraum zwischen den beiden Dorfstraßen ziert eine vierreihige Linden-Allee von seltener Schönheit, während von dem Schloß noch eine andere, von Linden eingesäumte Allee in östlicher Richtung nach dem sogenannten Liebenstein, einem ehemaligen Weinberge mit Lusthaus, leitet, von wo der Blick meilenweit hinaus in das tief zu unseren Füßen ausgebreitete, fruchtbare Land schweift.

Es ist Ostersonntag Morgen. Wir haben in Niederfinow den Berliner Eisenbahnzug verlassen und steigen nun langsam den Hohlweg empor, zugleich mit jedem Schritte mehr und mehr das lachende Rundgemälde in der Tiefe vor unsern Augen entrollen sehend. Morgenwind und Lerchenwirbel ziehen durch die Lüfte, und des Himmels glänzende Bläue lächelt freundlich hernieder. An den Halmen nicken und blitzen noch die Thautropfen, während die Kirschbäume am Wege sich zum Feste, wie eitle Mädchen, duftende Blumen in's Haar gesteckt haben. Hin und wieder rollt ein leichtes Gefährt an uns vorüber, und Gruß und Gegengruß tönt von den frohen Lippen. Wie ein Hauch inniger Freude geht es heute durch die stille Welt!

Da stehen wir schon am Rande des Parkes. Die ehrwürdigen Linden, welche gleich alten Hütern den Frieden dieses Stück-

chens Erde zu bewachen scheinen, schütteln bei unserer Ankunft leise die greisen Häupter, doch sie wehren den Eingang nicht. Dort drüben, unter den Baumwipfeln halb versteckt, schaut das hohe, düstere Schloß hervor, terrassenförmig durch eingebaute Grottenabhänge, um welches der Epheu sich wie ein grünes Gewebe spinnt, mit dem tiefer gelegenen Parke verbunden. Es ist ein stattlicher Bau, der in seiner prunklosen Schlichtheit und Würde einen ernsten und achtunggebietenden Eindruck hervorruft. Der Morgenwind kräuselt die Wellen des See's und rauscht leise durch das schwankende Schilf am Ufer. Auf den Rasenflächen blühen die ersten Veilchen und träumen von Lenz und Liebe. Der Chor der Schloßspatzen hüpft dazwischen medisirend und naserümpfend auf und nieder und wird des Schwatzens nicht müde. Liebliche Anhöhen und überschattete Poetensteige, von denen der Blick bald in stille Waldgründe oder auf die malerische Ruine des verfallenen Eisenhammers Carlswerk fällt, wechseln mit saftigen Wiesengründen, durch welche plätschernde Bäche sich unter Blumen dahinschlängeln, und das scheue Reh langsam aus dem Tannicht mit gehobenem Kopfe hervortritt. Eine anmuthige Heiterkeit ist der Ausdruck dieses an Schönheiten reichen Parkes. Noch lagert die Ruhe des festlichen Morgens unter den Bäumen, während wir die Landstraße jetzt überschreiten und den Weg zum Liebenstein einschlagen. Bänke laden traulich zur Ruhe ein, und die Linden wölben sich wie ein gastlich' Dach darüber.

Schön ist's auch hier zu ruhen, den Blick hinabgewandt in die sonnenbeglänzte, weite Landschaft. Noch liegt die Feuchte des Bruches wie ein zarter, wehender Schleier darüber hin, aber dennoch ist Glanz und Duft und Friede, soweit das Auge reicht. In der Tiefe hebt ein Läuten an, und als wecke der Klang der einsamen Glocke die anderen Schwestern, so zieht jetzt ein volles Klingen wachsend und wieder verwehend rings von allen Thürmen durch den Morgen, uns den Glanz des hohen, ernsten Festes sinnig deutend. — — —

Schloß Hohenfinow hat eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich. Nicht daß es jemals selbstständig in den Vordergrund getreten wäre; es blieb allzeit nur ein freundliches, stilles Asyl verdienter Ruhe und Erholung, fernab dem lauten Weltenlärm. Aber wie die im Ufersand verlaufenden Wellen uns oft den stürmischen Wogengang der See wie im leisen Nachhall künden, so spiegeln sich auch, Jahrhunderte hindurch, in den einfachen Geschichten dieser Stätte klar und erkenntlich die historischen, mächtig bewegenden Ereignisse der draußen schaffenden Zeit wieder.

Sind es doch Namen vor allem wie: Sparr, Schlick, Vernezobre, welche uns hier entgegentreten, und deren Klang unser Interesse doppelt wachrufen muß. Doch auch in den wohlerhaltenen Kirchenbüchern, welche die durch Jahrhunderte fortgesetzten Aufzeichnungen der Seelsorger umfassen, liegt ein reicher Schatz von Betrachtungen und Erlebnissen begraben, eine Fülle des Interessanten und Anziehenden, das uns in seiner Schlichtheit der Darstellung, in der gänzlichen Phrasenlosigkeit des Ausdrucks, dennoch das ewige Wechselspiel von Ernst und Humor des menschlichen Daseins vor die Augen führt. In der Geschichte der darin vorgezeichneten vierzehn Prediger waltet noch jene Würde, wie sie nun einmal unzertrennlich von diesem geweihten Stande ist. Der erste Seelsorger war Martin Piper, dessen Namen noch heute der Kelch mit der Jahreszahl 1592 nennt. Alle fast, die auf ihn bis heute gefolgt sind, haben bis an ihren Lebensabend mit rührigem Eifer das anvertraute Amt verwaltet. Ein Name ist es besonders, bei dem wir voll Theilnahme verweilen: August Peschin aus Herrnstadt, vorher Rektor in Gräfenhainichen. Er wurde, wie es lakonisch im Kirchenbuche heißt, 1693 „um des Gewissens willen" verjagt und fand nun in Hohenfinow Zuflucht und wohl auch die ersehnte Gewissensfreiheit. Und wie rührend tritt uns das Bild des hochbetagten Seelenhirten Kaspar Gerike entgegen, der wie ein Patriarch der alten Zeit inmitten seiner Lieben auf dem Felde sanft verschied. Es war ein doppelter Erndtetag!

Aber jener Humor mit all seinen köstlichen, koboldartigen Auslassungen, der aus so manchen Schelmenliedern blitzt, und welchem das deutsche Volk willig von jeher die Herrschaft überließ, er lacht uns mit ergötzlicher Frische und Naivetät aus den Freuden- und Leidensgeschichten der armen, so oft verkannten „Dorfschulmeisterlein" entgegen, wenn wir die vergilbten Seiten des Kirchenbuches durchblättern.

Als die Reformation wie ein belebender Frühlingshauch über die deutschen Lande zog und die Gemüther vom langgetragenen Drucke erlöste, da war es zugleich auch die Erkenntniß, welche sich immer mehr Bahn brach, fortan durch geregelte Ausbreitung von Wissen und Bildung das hohe Gut der Freiheit zu sichern und zu veredeln. Schulen entstanden überall auf dem Lande, und in der Ermangelung erprobter und geschulter Lehrkräfte ward so Manchem jetzt das Loos beschieden, neben seinem überkommenen Handwerk künftighin noch die struppige, widerspenstige Dorfjugend im eigenen Heim zu unterrichten und Ruthe und Lineal mit eiserner Strenge walten zu lassen.

Der erste Küster und Lehrer, 1665—1681, war zugleich ehrsamer Schneidermeister, und weiterhin begegnen wir noch manchem braven Schneiderlein, das mit der kunstfertigen Nadel Feierabends bestrebt war, die Wunden wieder zu heilen, welche das eigene Lineal Vormittags auf den Unaussprechlichen der jungen Herrenwelt geschlagen hatte.

Auch die Tragikomödie blieben dem Schulhause zu Hohenfinow nicht erspart. Als der Magister Johann Gottfried Busch 1743 starb und ein junges, blühendes Weibchen hinterließ, da nahm der schüchterne, widerspruchslose Nachfolger, Georg Jordan, nicht allein vom Katheder des Verblichenen Besitz, sondern auch pietätvoll von der Hand der tiefgebeugten, schier untröstlichen Wittib. Er wußte den Schmerz der Hinterbliebenen vollauf zu ermessen!

„Wirthschaft, Horatio! Das Gebackene
Vom Leichenschmauß gab kalte Hochzeitsschüsseln."

Die Kirche von Hohenfinow, inmitten des alten Gottesackers, ist ein freundlicher, geräumiger Bau, dessen Entstehung nicht mehr nachgewiesen werden kann. Die häufig vorgenommenen Reparaturen und Neuerungen unter den verschiedenen Patronen haben manches Interessante vernichtet und mehr und mehr das ursprüngliche Bild verändert.

Das Gotteshaus besitzt drei Glocken, von denen die größte 1816, eines Risses wegen, herabgenommen wurde und späterhin 1833 vom Glockengießer Hackenschmid in Berlin neu umgegossen worden ist.

Sie trägt den ernsten, schönen Sinnspruch:

„Ich rufe Dich zur Arbeit und zur Ruh
Und zähle wechselnd Glück und Leid Dir zu;
Bei jedem neuen Stundenschlage
Denk' an das Ende Deiner Tage."

Die zwei kleineren Glocken sind zur Zeit des Kirchenpatrons von Pfuel, 1621, von den Gebrüdern Breutelz in Lothringen gegossen worden, wozu der Herr von Pfuel damals hundert Reichsthaler beigesteuert hat. Während uns die kleinere der beiden Glocken die Namen zweier Kirchenvorsteher von Hohenfinow nennt, sowie den Psalm 112 der Vulgata: „Ps. CXII. Sit nomen Domini benedictum ex hoc nunc usque in seculum," trägt die andere, die sogenannte Mittelglocke, den Namen des damaligen Predigers, Georg Bülich 1621, wie auch den der beiden lothringischen Glockengießer, und umstehend lesen wir den Spruch: „Venite ascendamus ad domum dei Jacob et decebit nos viat sunt. — Mich. 4."

Und nun wenden wir uns dem Schlosse zu.

Die Geschichte desselben ist eng mit derjenigen des freundlichen Ortes verknüpft. Die ältesten Besitzer waren nach dem Landbuch Karl's IV. die Familie Sparr. Letztere trug schon 1451 den Ort zu Lehen.

Anzunehmen ist jedoch, daß die Sparr's bereits im vierzehnten Jahrhundert hier oben gesessen haben, denn nach der Karolinischen Finanzstatistik von 1375 gehörte ihnen das Dorf Tornau, und zwar ab antiquo, seit ewigen Zeiten, und Tornau selbst ist von jeher eine Zubehörung von Vynow gewesen. Bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts blieben die Sparr's Patrone der Kirche, obschon in den letzten Jahrzehnten zuweilen ein vorübergehender Besitzwechsel stattgefunden zu haben scheint. In den Roßdienst-Verzeichnungen von 1565 ist Vynow auf den Namen Hans von Borgstorff und dann noch einmal 1588 auf Ludwig von Pfuel eingetragen.

Hohenfinow war eins der ältesten Dörfer, welche zu dem Bestande der weitverzweigten, reich begüterten Familie der Sparr's gehörten, einer Familie, welche sich in drei Gruppen zwischen Bernau und Angermünde theilte, von denen jede einzelne in demselben Jahrhundert einen berühmten Artillerie-General hervorbrachte. Der, welcher hoch über alle emporragt, sowohl an militärischer Bedeutung, wie auch durch Gemüthstiefe, Lauterkeit seines Wandels und knorrige Originalität, der erste brandenburgische Feldmarschall, war Otto Christoph von Sparr, dessen prächtiges Erbbegräbniß noch heute eine Zierde der Marienkirche in Berlin bildet. Freilich, hier oben in Hohenfinow erinnert nichts mehr an den Türkenbesieger, den gewaltigen Zauberer, wie ihn das romantische Bedürfniß der Landbevölkerung allmählich umwandelte.

Keine Sparrenglocke läutet hier den Abend mehr ein, aber dennoch besitzt die Kirche in dem Altar noch ein letztes Ueberbleibsel, das uns die Erinnerung an jenes hochberühmte Geschlecht wachruft. Der letzte Besitzer, welcher jener Familie angehörte, ließ ihn 1596 errichten und mit einem frommen Spruche, gleichsam seinem Glaubensbekenntniß, zieren.

Es war „der Edle und Ausgezeichnete Dr. Franciscus von Sparr, Herr von Görlsdorf, Hohenfinow und Tornow, wel-

cher sich durch Gelehrsamkeit und Tugendzierden weit berühmt gemacht hat."

Als nächstfolgender Besitzer kam Hieronymus von Schlick, Graf zu Passau und Herr zu Weißkirchen, Minister des Kurfürsten Joachim Friedrich; ein Urenkel des bedeutenden kaiserlichen Kanzlers Kaspar Schlick. Er ließ das alte Schloß aufführen, und unter ihm scheint auch Sommerfelde zu Hohenfinow gekommen zu sein.

Bald nach dem Tode seines kurfürstlichen Herrn verschwindet er wieder vom öffentlichen Schauplatze. Es ist anzunehmen, daß er ohne Nachkommenschaft um 1610 bereits gestorben ist, nachdem er seine märkische Besitzung an Matthias Thurn verkauft hatte, den bekannten Führer des böhmischen Aufstandes von 1618, denselben, unter dessen fliegenden Fahnen sich einst der tapfere Derfflinger die ersten Lorbeeren errang. Bis 1652 ist dann die Familie von Pfuel hier oben ansässig gewesen, von welcher Ludwig von Pfuel, wie schon bereits erwähnt, die Kirchenglocken aus eigenen Mitteln hat gießen lassen. „Er war ein gottesfürchtiger, gelahrter, freundlicher und freigebiger Herr," wie es in seiner Leichen- und Gedächtnißpredigt vom 30. November 1625 heißt, welche der Prediger Georg Rülich in der Kirche zu Hohenfinow hielt.

Nach den Pfuel's ward das Schloß auf kurze Zeit Eigenthum des „edlen, vesten und hochgelahrten Herrn Balthasar Blaucke, weiland Dr. der Medizin," bis es 1667 in den Besitz „Sr. Hochwürden Ernst Gottlieb von Börstel, Domherr von Brandenburg, hochansehnlicher Oberschenk und Hauptmann bei der Leibgarde zu Fuß, wohlbestallter Oberster und Geheimer Kriegsrath, auch Vicegouverneur von Magdeburg" überging.

Unter seiner Anleitung entstand der Bau des heutigen Schlosses, und er schuf auch die ihn umgebende Wildniß zu einem „köstlichen Lustgarten" um. Er war es auch, welcher letzteren mit Linden bepflanzte und zugleich jenen herrlichen,

mit Linden besäumten Weg zum Liebenstein, dem damaligen Weinberge, anlegte. In der jetzt renovirten Sacristei ruhen seine Gebeine in Frieden, nur, wie es in der Inschrift lautet, „sein Geist lebe in Ewigkeit". — Der dreißigjährige Krieg mied nicht die stillen Dorfgassen, sondern überzog sie mit Krankheit und vielen Kriegsbeschwerden, wie es uns aus den Aufzeichnungen des damaligen Seelsorgers Joachim Bagenich mit gar manchem wehmüthigen Stoßseufzer entgegentönt.

Im Jahre 1721 kamen die Güter Hohenfinow, Tornow und Sommerfelde käuflich an den Geheimen Rath, Herrn Franciscus Matthäus von Vernezobre de Laurieux.

Einer alten französischen Adelsfamilie entstammend, gehörte er jenen Refugiés an, welche Religionshaß und Verfolgungswahn von der heimathlichen Scholle trieb und sie zwang, in fremden Ländern sich auf's Neue eine Heimath zu erschließen.

Vernezobre, welcher sich in Frankreich in große Aktien-Unternehmungen eingelassen hatte und durch geschicktes Operiren, sowie begünstigt von einem fabelhaften Glücke, bald in den Besitz einiger Millionen gelangt war, zog sich denn auch bald darauf, den Zusammensturz jener Schwindel-Epoche ahnend, nach Holland zurück.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, welcher das staatskluge Prinzip verfolgte, reiche Kapitalisten und Industrielle, namentlich solche, die ihres Glaubens willen sich eine neue Wirkungsstätte suchen mußten, in sein Land zu ziehen, strengte auch alle Kräfte an, den französischen Baron für sich zu gewinnen.

Nach manch' vergeblichen Versuchen gelang endlich sein Plan. Vernezobre kam nach Berlin und ließ sich in dem damaligen sogenannten Itzig'schen Hause nieder, dort, wo sich jetzt die Börse erhebt. Die freigebige, edelmännische Weise, mit welcher er, für die damalige Zeit wenigstens, prunkhaft seinen Glanz und Reichthum entfaltete, ließ ihn mehr und mehr die

Gunst des selbst so sparsamen, zurückgezogenen, nur auf das Wohl des Staates bedachten Königs gewinnen.

Aber der hinkende Bote kam doch nach. Der König, dem durchaus nicht allein an dem Ruhm eines toleranten Fürsten gelegen war, welcher mit offenen Armen die Verfolgten empfing, strebte noch vielmehr, und dies mit einer rücksichtslosen Offenheit sogar, dem Prinzip nach, mit allen nur möglichen Mitteln, die Emigranten zu zwingen, an der Ausschmückung, sowie allmählichen Vergrößerung der Hauptstadt lebendigen und thatkräftigen Antheil zu nehmen, selbst wenn sein Ansinnen auf Widerspruch und gänzliche Theilnahmlosigkeit stieß.

Grund und Boden war ja genug vorhanden, und wer auch noch so wenig Lust zu bauen bezeugte, er mußte, mochte er sich auch drehen und winden, wie er wollte. Durch die Reihen der Kapitalisten jener Periode ging oft ein nicht mißzuverstehendes Murmeln des Unwillens. Doch was half alles? Mit einer königlichen Huld ohne Gleichen wurden Bauplätze verschenkt, ja selbst theilweise das Baumaterial dazu frei geliefert, und die einzige Parole für die über dieses Danaer-Geschenk gänzlich Verdutzten hieß nur, nach dem vom Könige vorgeschriebenen Plane in möglichst kurzer Frist einen Prachtbau auf eigene Kosten herzustellen. Wie viele sind damals dabei zu Grunde gegangen! Auch Vernezobre schien es wie eine Ahnung zu überkommen, und ehe diese Pression sich auf ihn erstrecken konnte, war er plötzlich in aller Stille Besitzer von Hohenfinow geworden und somit allen Gewaltmaßregeln seines neuen, despotischen Herrschers entrückt. Doch nicht für lange Zeit!

Geschäftige Zungen hatten dem König bald darauf hinterbracht, daß von Vernezobre und mit ihm die Herren von Montolieu und Lerand durch die Vermittlung des Lieutenant von Katte, dem damals streng bewachten, sowie knapp gehaltenen Kronprinzen Friedrich heimlich zweitausend Dukaten geliehen

hatten, ja sogar zu der späterhin erfolgten Flucht des letzteren einleitende Schritte gethan haben sollten.

Vernezobre fiel 1730 in Ungnade, und obgleich er sich von dem letztgemachten Vorwurfe glänzend zu rechtfertigen verstand, vermochte er doch nicht, den nun einmal gegen ihn gefaßten Haß des Königs zu erschüttern.

Der beleidigte und hintergangene Monarch sann auf ein Mittel, seinen Zorn an dem französischen Baron gründlich zu kühlen. Er fand es bald, und die Art und Weise, wie er es auszuüben gedachte, war bitter genug angethan, nicht nur den Edelmann zu verletzen, sondern noch mehr ein liebend Vaterherz auf das Grausamste zu verwunden.

Fräulein Gasparde von Vernezobre liebte schon seit langer Zeit den jungen Hausfreund ihres Vaters, Viktor von Montolieu, Hauptmann im Eugen von Anhalt'schen Dragoner-Regiment, und die Zeit schien nicht mehr fern, wo Gott Hymen das Band enger knüpfen sollte.

Wie oft schritten Beide Hand in Hand durch die stillen, schattigen Gänge des Parks, hinauf zum Liebenstein, um Angesichts der lachenden Landschaft von ihrem Glück und einer frohen Zukunft zu träumen! Da traf die Ordre des Königs wie ein Donnerschlag in das ländliche, stillverborgene Idyll. Einer jener Potsdamer Riesen, ein Herr von Forcade, Hauptmann im Infanterie-Regiment von Sydow, war laut Kabinetsordre dazu erkoren, die Tochter des französischen Barons zu ehelichen, und der überraschte Offizier, welcher selbst längst ein anderes, theures Bild im Herzen trug, erhielt den strengen Befehl obendrein, sofort mit einem Kommando Soldaten nach Hohenfinow abzumarschiren und dort so lange mit seiner Mannschaft auf Kosten des Barons sich einzuquartiren, bis der letztere sich dem Willen des tyrannischen Königs gefügt habe. Man denke sich den Schmerz und Ingrimm der Betroffenen! Und dennoch, die eiserne Willensstrenge des Monarchen duldete keinen

Widerspruch. Die Hand, welche nicht gezögert hatte, das Todesurtheil des unbesonnenen Katte zu unterzeichnen und ein junges, sonniges Leben zu enden, sie konnte auch nicht zurückschrecken, das einfache Glück zweier Liebenden zu zertrümmern. Ehe sich noch die Betroffenen von dem ersten Anprall erholt hatten, war bereits Hauptmann von Forcade mit seinem Kommando auf dem Marsche. Er fand unterwegs Zeit genug, sich die ganze klägliche Bedeutung seiner Rolle, welche ihm nun bald zufiel, auszumalen. Er faßte einen Plan, und die Liebe zu der Dame seines eigenen Herzens, einem armen, adeligen Fräulein, stählte nur noch mehr seinen Muth. Er nahm sich vor, die Abneigung gegen seine Person, welcher er nun bald überall entgegentreten mußte, durch Anmaßung, Aufgeblasenheit und geckenhaftes, zudringliches Wesen nur noch mehr zu erhöhen. Von der Stunde seines Eintreffens an führte er denn auch gewissenhaft, wenn schon mit schwerem Herzen, seine Rolle durch. Es waren traurige Tage, welche über Hohenfinow jetzt aufgingen. Seufzer und Mädchenthränen in der stillen Kammer. Flüche und ingrimmige Verwünschungen seitens der Männer. Und dazu noch ein Kommando Aufdringlinge in dem eigenen Heim! Man war dem Verzweifeln nahe.

Das brüske, erheuchelt aufdringliche Gebahren des laut Kabinetsordre anbefohlenen Bräutigams erfüllte nur noch mehr das Gemüth des Mädchens mit Abscheu und Widerwillen. Schon war der feste Gegenwille des Schloßherrn erschüttert, und halb und halb stimmte er jetzt der aufgedrungenen Verheirathung seiner Tochter zu; aber aller königliche Zorn, alle väterliche Nachgiebigkeit scheiterten an der Liebe zweier Menschenherzen, die fest und innig sich verbunden hatten. Mit Gewalt war nichts zu erreichen, dies sah man ein; so griff man zur List, der alten, treubewährten Helfershelferin liebender Seelen. Man kannte die Baulust des Monarchen, und darauf hinaus ging denn auch der neue Kriegsplan. Vielleicht, so dachte man, daß

die Ausführung eines größeren Prachtbaues den harten königlichen Befehl zurückgehend machen könnte! Feldmarschall von Derschau, von allen Seiten mit Bitten bestürmt, übernahm denn auch die heikle und schwierige Mission. Er sondirte und fand des Königs starres Herz nicht ganz abgeneigt. Verhandlungen fanden statt, und endlich kam man überein, daß Vernezobre in der Friedrichstadt nach dem vom Könige gegebenen Plane bauen solle, und zwar, wie dieser charakteristisch an den Baron schrieb:

„Es müsse aber ein Haus sein, was dem von Happen sein Haus nichts nachsteht. Was hilft dem Baron das viele Geld, wenn er es nicht will zur Zierde der Stadt Berlin verwenden?"

Vernezobre reichte einen Bauplan zu einem Palaste in der Wilhelmstraße ein, der König genehmigte ihn und gab schließlich selbst noch, des sumpfigen Untergrundes wegen, mehrere tausend Baumstämme unentgeltlich dazu her. Von 1733—1734 entstand denn jenes Palais, welches jetzt dem Prinzen Albrecht gehört. Nach dem Verkauf seitens der Familie Vernezobre lebte Friedrich's des Großen Lieblingsschwester Amalie längere Zeit darin, dann kam es in die Hände der Luisenstiftung, und nach einem gründlichen Umbau ging es endlich in der gegenwärtigen Gestalt in den Besitz des Prinzen Albrecht Vater über.

So war denn der Druck von dem Hause Vernezobre genommen, und in die frohen Weisen der Sänger des Parkes mischten sich jetzt die Jubelworte beglückter, treuer Menschenherzen. Die dunklen Wolken lösten sich, und heller Sonnenschein spiegelte sich wieder in den Augen froher Menschen, und die Fäden ihres Geschickes, welche schon drohten, in ein herzbrechendes Trauerspiel zusammenzulaufen, sie endigten nun gleichsam auf einem lachenden, grünen Wiesenplan, von dem die Aussicht in eine frohe, schimmernde Ferne fiel. Der Liebesgott hatte triumphirt, und an jeder Hand ein Liebespaar, durfte

er jetzt sich schalkhaft lächelnd verneigen und zu allen Theilnehmern dieser bitteren Prüfungszeit sagen: Als Verlobte empfehlen sich zwei glückliche Menschenpaare. Denn die Großmuth Vernezobre's machte es dem armen Hauptmann von Forcade, dessen gut durchgeführte Rolle man jetzt aufrichtig und einstimmig bewunderte, möglich, sein armes Fräulein heimzuführen, und nicht lange darauf war es, daß auch Victor von Montolieu mit seinem glücklichen Frauchen in das prächtige Haus in der Wilhelmstraße Einzug hielt.

Als einst der verstorbene Hofrath Schneider Friedrich Wilhelm IV. Vorlesung hielt, kam er auch zufällig auf jene Episode des großen Soldatenkönigs. Der freisinnige Monarch lächelte fein und sagte: „Das ist ja ein ganz vortrefflicher Stoff zu einem Lustspiel! Suchen Sie doch Frau Birch-Pfeiffer dazu zu bewegen, ihn zu verwerthen und ein passendes Lustspiel darüber zu schreiben." Hofrath Schneider verbeugte sich und sagte zu. Er durfte es mit ruhigem Gewissen. Die geübte, talentvolle Dramenzuschneiderin nahm den Stoff selbstverständlich mit regem Interesse auf, und ehe noch einige Monate in's Land gezogen waren, nahm über alle deutsche Bühnen das oft belachte und oft beklatschte Lustspiel „Wie man Häuser baut" seinen Lauf. —

Baron Vernezobre starb am 20. November 1748, nachdem er noch vorher unter dem Altar sich und seinen Nachkommen ein Erbbegräbniß hatte herrichten lassen. Durch zwei Generationen blieb Hohenfinow im Besitz dieser Familie. Sein Sohn Matthäus von Vernezobre etablirte unten in Amalienhof die erste Barchentfabrik in Preußen und legte auch den Grund zu dem später so bedeutenden Hammerwerk Carlswerk. Die erste Anlage dauerte nur bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, während Carlswerk, nachdem es sogar auf den Höhepunkt seines Könnens Gußstahlkanonen fabrizirt hatte, nach dem [illegible]tsch-österreichischen Kriege 1866 fallirte und seitdem mehr

und mehr in Trümmer fiel. Nach dem am 24. Juni 1827 erfolgten Ableben des letzten Vernezobre wurden die Güter sequestiert und 1833 an den Baron Konstanz von Jacobi-Kloest verkauft, welch' letzterer jedoch dieselben schon 1855 wieder veräußerte.

Am 19. August 1855 zog dann der Sohn jenes bedeutenden Staatsmannes, der jetzige Landrath von Bethmann-Hollweg, mit seiner Gemahlin Isabella von Rougemont feierlichst unter Glockenläuten und dem frohen Zulauf der Ortsbevölkerung in Hohenfinow ein.

Und fortan erblühte rings ein neues, segensreiches Leben! Thatkraft und Schaffenslust, Bildung und Humanität gingen Hand in Hand, und in dem richtigen Erfassen, sowie der Ausnutzung des Gegebenen, in der Anwendung sämmtlicher moderner Hilfskräfte liegt das Geheimniß, daß seitdem Hohenfinow zu einem anerkannten Mustergute des Oberbarnim sich emporgeschwungen hat. Die alten Wirthschaftsgebäude haben längst neuen, zweckmäßigen Bauten Platz gemacht; Fasanerie, Wildpark und weitausgedehnte, interessante Forellenteich-Anlagen entstanden, und überall, wohin das Auge heute blickt, weilt es mit Wohlgefallen auf den von Wohlstand, Ordnung und Nützlichkeit zeugenden, jungen Schöpfungen.

Der rastlos schaffende Geist der Neuzeit ist es, der uns überall erfrischend entgegenweht, und dessen lebenskräftigem Hauche so viele Segnungen hier ihr Entstehen verdanken. Nur in dem dämmernden Schloßpark wohnt noch wie ehedem die Poesie. Die alten, ehrwürdigen Linden, welche einst den Seufzern der armen Gasparde von Vernezobre lauschten, sie rauschen noch heute leise wie im Traum über moderne Menschenkinder hin, als wollten sie das alte Lied von Menschenglück und -Leid mahnend vor die Seele rufen. Vergangenheit und Gegenwart reichen sich hier versöhnt die Hand. Friede war wohl immer in diesem grünen Erdenwinkel die Parole, und Friede ist's noch heute.

Von dem Kirchthurm herüber klingt die Glocke, welche den Abend einläutet. Alles athmet Ruhe, Erholung und Zufriedenheit! Die Sonne geht zur Rüste und taucht die Scheiben des grauen Schlosses wie in flüssiges Gold. Drüben, wo über die Gartenplanke her das Fallen der Kegel schallt, liegt der Krug mit dem malerischen Schindeldach. Ein leichtes Gefährt rollt soeben unter dem Vorbau der Thür hindurch, ein grüner Jägerhut schwenkt noch einmal wie zum Abschied durch die Luft, und das schmucke, blondzöpfige Töchterlein schaut dem Wagen sinnend nach, bis er um die Ecke verschwunden ist.

Hie und da sitzen die Alten in Gruppen vor den Häusern, und langsam und im ruhigen Gleichmaß fließt die Unterhaltung dahin.

Aber unter den frischgrünenden Linden des Mittelweges herrscht ein heiteres Leben! Die Mädchen wandeln plaudernd auf und nieder, und manch' lustiges Scherzwort sprüht von den übermüthigen Lippen. Auf ihren Wangen blühen die Rosen der Jugend, und noch ein Athemzug der Zeit, dann duften über ihnen schon die Lindenblüthen durch die laue Sommernacht. Ist's doch wie ein ewiger Wettlauf zwischen Blumen und Mädchen!

Wir stehen am Ende des Dorfes, vor uns das weite Feld im Abendschein und dahinter, wie eine dunkle Wand, die träumende Haide. Auf einem sanften Hügel erhebt sich der neue Kirchhof. Eine stille, abgelegene Gräberwelt! Der Wind rauscht in den verdorrten Kränzen und spielt mit den halbverblaßten, seidenen Schleifen. Wir hielten vor dem letzten, frisch aufgeworfenen Hügel still. Liebende Hände hatten die Ruhestätte der jungen, allzufrüh entschlafenen Freundin freundlich und reich geschmückt. An jedem Kranze flatterte nach heimischer Sitte ein herzförmig ausgeschnittenes Papier, mit einigen Versen beschrieben, die in ihrer schlichten Innigkeit das ganze Empfinden einfacher Menschennatur treulich wiederspiegelten.

Der Abendwind hatte ein Gedenkblatt losgeriſſen und auf den friſch geharkten Kiesweg geweht. Wir hoben es auf und laſen:

„Ihr Eltern, gute Nacht! Hört auf um mich zu klagen,
Da jetzt mein zarter Leib wird hier in's Grab getragen;
Wißt, daß die Seele iſt zur Himmelsruh gebracht,
D'rum, weinet nicht, Ihr Eltern, gute Nacht!“ —

Die noch folgenden Strophen waren bereits verwiſcht. Aber der Eindruck jener Abendſtunde blieb dauernd zurück.

Ein kurzer Windſtoß fuhr jetzt über die Gräber dahin und beugte die jungen Halme. Wir blicken wieder auf. Die Sonne ging ſoeben hinter dem dunklen Walde unter, der ſchweigend und geheimnißvoll dalag. Die Lerchen waren ſtill geworden, nur ein paar Heimchen zirpten noch in den Feldern. Ruhe und tiefer, erlöſender Friede lag auf der müden Welt. Es war, als ſpräche die Natur ſich ſelbſt den Abendſegen.

An den Ufern des Werbellin.

Der schönste unter allen märkischen Seen ist unstreitig der Werbellin.

An seinen Ufern wandelt seit Jahrhunderten mit leisem Fuße die Sage und heftet ihre duftigsten Kränze an jene ruhm- und glanzvollen Stätten. Wohl sind die stolzen Schlösser und Burgen längst zerfallen, welche einst trutzig ihn umstanden, aber die Schönheit des Sees vermochte die Zeit nicht zu zerstören.

Ein unaussprechlicher Zauber ist um ihn her, voll Lieblichkeit und Weltvergessen. Aus dem Rauschen der Buchenhaine, dem Flüstern des Schilfes, dem neckischen Wellengeplauder weht es uns noch heute wie ein Gruß aus fernen romantischen Märchentagen entgegen. Leuchtend wie ein Smaragd, von einer wunderbaren Klarheit, welche oft den Blick bis tief hinab zu dem Grunde gestattet, liegt er träumerisch hingestreckt in Einsamkeit, liebend von dem dunklen Walde umfangen, fern dem lauten Weltgetriebe. Buchen und Eichen, in deren gastlichen Wipfeln zahlreiche Reiherschaaren horsten, beschauen sich ernst in den grünschillernden Wellen; die Vöglein schweben singend darüber hin, und des Himmels lichtes Gewölk grüßt im Vorüberziehen die Fluth. Wohl tönt zuweilen noch wie ehemals das Hifthorn durch die schlafenden Gründe, und aus der

Wälder Nacht bricht der Hirsch, von der Meute verfolgt, und stürzt sich mit mächtigem Sprunge in die hochaufschäumende Fluth. Aber nur auf kurze Zeit wird so der Frieden des Waldes unterbrochen, dann herrscht wieder Ruhe und Schweigen an den Gewässern des Werbellin. Und wer an einem stillen Sommerabend am Ufer sitzt, der hört auch wohl die Glocken schwermüthig aus der Tiefe heraufläuten, wo einst eine untergegangene Stadt gestanden haben soll, und sonderbare Weisen tönen dazwischen. Wer aber ein rechtes Sonntagskind ist, der sieht wohl noch mehr, und vor seinen Blicken wandeln wieder jene farbenprächtigen Bilder vorüber, die einst der See in seiner Glanzzeit so oft feiernd genoß.

Leichte Nebelschleier beginnen Wald und See zu umspinnen; da theilt sich der Flor, und drüben, von dem Grimnitzschlosse her, kommt es herangezogen mit Musik und Jubelschall. Goldig schimmert der Bug des Schiffes, der Abendwind schwellt leicht die Segel; unter dem purpurnen, flatternden Zeltdache sitzen Markgraf Otto mit dem Pfeil und Heilwig von Holstein, lachend und scherzend über das Schachspiel gebeugt, im Kreise ihrer Getreuen. Frohsinn und Lebenslust lacht aus den Augen Aller. Mit Sang und Saitenspiel gleitet das Schiff vorüber, und bald ist Alles wieder entschwunden. Die Nebel wallen über den See, und drüben steigt die Nacht zu dem Ufer hinab; doch noch immer steht der Wald lauschend da und schüttelt träumend seine Wipfel. Ueber den See zuckt es jetzt noch einmal auf, — dann erlischt allmählich Farbe und Glanz ringsum.

Geschichte und Poesie haben dem See einst Klang und Ansehen verliehen; doch auch in dem Wohllaut seines Namens selbst liegt etwas ungemein Anziehendes. Und Alles, was um ihn gelegen ist und war, hat sich diesen Namen beigelegt, denn außer dem See Werbellin, an welchen sich der Forst gleichen Namens anschließt, begegnen wir noch abseits einem Dorfe desselben Namens, und die Ueberlieferungen sprechen ferner von einer Stadt und einem Schlosse

An den Ufern des Werbellin.

Der schönste unter allen märkischen Seen ist unstreitig der Werbellin.

An seinen Ufern wandelt seit Jahrhunderten mit leisem Fuße die Sage und heftet ihre duftigsten Kränze an jene ruhm- und glanzvollen Stätten. Wohl sind die stolzen Schlösser und Burgen längst zerfallen, welche einst trutzig ihn umstanden, aber die Schönheit des Sees vermochte die Zeit nicht zu zerstören.

Ein unaussprechlicher Zauber ist um ihn her, voll Lieblichkeit und Weltvergessen. Aus dem Rauschen der Buchenhaine, dem Flüstern des Schilfes, dem neckischen Wellengeplauder weht es uns noch heute wie ein Gruß aus fernen romantischen Märchentagen entgegen. Leuchtend wie ein Smaragd, von einer wunderbaren Klarheit, welche oft den Blick bis tief hinab zu dem Grunde gestattet, liegt er träumerisch hingestreckt in Einsamkeit, liebend von dem dunklen Walde umfangen, fern dem lauten Weltgetriebe. Buchen und Eichen, in deren gastlichen Wipfeln zahlreiche Reiherschaaren horsten, beschauen sich ernst in den grünschillernden Wellen; die Vöglein schweben singend darüber hin, und des Himmels lichtes Gewölk grüßt im Vorüberziehen die Fluth. Wohl tönt zuweilen noch wie ehemals das Hifthorn durch die schlafenden Gründe, und aus der

Wälder Nacht bricht der Hirsch, von der Meute verfolgt, und stürzt sich mit mächtigem Sprunge in die hochaufschäumende Fluth. Aber nur auf kurze Zeit wird so der Frieden des Waldes unterbrochen, dann herrscht wieder Ruhe und Schweigen an den Gewässern des Werbellin. Und wer an einem stillen Sommerabend am Ufer sitzt, der hört auch wohl die Glocken schwermüthig aus der Tiefe heraufläuten, wo einst eine untergegangene Stadt gestanden haben soll, und sonderbare Weisen tönen dazwischen. Wer aber ein rechtes Sonntagskind ist, der sieht wohl noch mehr, und vor seinen Blicken wandeln wieder jene farbenprächtigen Bilder vorüber, die einst der See in seiner Glanzzeit so oft feiernd genoß.

Leichte Nebelschleier beginnen Wald und See zu umspinnen; da theilt sich der Flor, und drüben, von dem Grimnitzschlosse her, kommt es herangezogen mit Musik und Jubelschall. Goldig schimmert der Bug des Schiffes, der Abendwind schwellt leicht die Segel; unter dem purpurnen, flatternden Zeltdache sitzen Markgraf Otto mit dem Pfeil und Heilwig von Holstein, lachend und scherzend über das Schachspiel gebeugt, im Kreise ihrer Getreuen. Frohsinn und Lebenslust lacht aus den Augen Aller. Mit Sang und Saitenspiel gleitet das Schiff vorüber, und bald ist Alles wieder entschwunden. Die Nebel wallen über den See, und drüben steigt die Nacht zu dem Ufer hinab; doch noch immer steht der Wald lauschend da und schüttelt träumend seine Wipfel. Ueber den See zuckt es jetzt noch einmal auf, — dann erlischt allmählich Farbe und Glanz ringsum.

Geschichte und Poesie haben dem See einst Klang und Ansehen verliehen; doch auch in dem Wohllaut seines Namens selbst liegt etwas ungemein Anziehendes. Und Alles, was um ihn gelegen ist und war, hat sich diesen Namen beigelegt, denn außer dem See Werbellin, an welchen sich der Forst gleichen Namens anschließt, begegnen wir noch abseits einem Dorfe desselben Namens, und die Ueberlieferungen sprechen ferner von einer Stadt und einem Schlosse

hatte, für Ludwig den Baier ab, den einzigen, welcher nach Waldemar's stillem Wunsche die Kaiserkrone nicht tragen sollte. Die Ueberlieferungen erzählen, daß der bis auf's Aeußerste erzürnte Markgraf den heimkehrenden Kanzler nach Schloß Grimnitz schleppen ließ und ihn dort in einem Kerker dem Hungertode preisgab. Die Qualen des in Ungnade Gefallenen noch zu erhöhen, soll er selbst täglich frische Aepfel vor das vergitterte Fenster gelegt haben, damit dieser Anblick den Schmerz des mit dem Tode Ringenden noch steigere. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wird des Schlosses Werbellin nicht mehr Erwähnung gethan, und man kann annehmen, daß es in der wild-empörten Zeit, welche dem Ableben Waldemar's folgte, zerstört und abgetragen wurde. Keine Mauerreste, nur noch ein unregelmäßiger Schuttboden kennzeichnete lange diese historische Stätte.

1876 brachte der verstorbene Prinz Karl dieses denkwürdige Stückchen Land an sich, und seit 1879 erhebt sich am Ufer daselbst ein stattlicher Thurm, die Askanierburg genannt, welcher eine kleine Sammlung beim Ausschachten gefundener Waffen und anderer Kuriositäten birgt, und von dessen Zinnenkranz sich ein prächtiger Blick über den Werbellin erschließt. Am 30. September 1881 ward die Askanierburg von dem fürstlichen Erbauer zur dauernden Erinnerung und pietätvollen Erhaltung der Prinzeß Friedrich Karl bei einem Besuche derselben als Geschenk überwiesen. Nahe dabei breiten sich die umfangreichen Anlagen der bedeutenden Cementfabrik von Bernoully aus, ein Stück moderner Industrie inmitten der beschaulichen Waldeinsamkeit. Von der weinumrankten Gartenterrasse der Ostseite des Herrenhauses öffnet sich ein entzückendes Landschaftsbild auf Wald und See, weit hinaus über Altenhof, dessen rothe Ziegeldächer halbversteckt aus den Buchen des Ufers herüberwinken.

Die Burgen Otto's IV. und Waldemar's sind dahin, und

nachkommende Generationen haben es vorgezogen, ihre Sommersitze näher der Residenz aufzuschlagen; aber dem Forst sind sie Alle bis heute treu geblieben. Werbellin blieb der kostbarste Jagdgrund der Hohenzollern. Jener Theil des Waldes, welcher den nördlichen Uferrand des Sees begrenzt und Schorfhaide benannt ist, dient hauptsächlich zur Pflege und Fütterung des Hirschbestandes, für den die Nähe des Sees mit seinem klaren Trinkwasser äußerst vortheilhaft ist. Wohl an dreitausend dieser edlen Thiere birgt die Haide. Im Herbst, von der Mitte des Septembers bis in den Oktober hinein, erfährt diese Zahl noch eine Bereicherung. Dann kommen nämlich die stärksten Wanderhirsche an hundert Meilen weit zum Werbellin gezogen, aus Pommern, Schlesien, ja selbst aus Litthauen und Polen, deren Wälder arm an Hirschkühen sind, und der Wald dröhnt dann von dem Gestampf und Geschrei der wüthend Kämpfenden, dem Aneinanderschlagen der vielzackigen Geweihe, während die Erde, ringsum aufgewühlt, zu bersten scheint. Nach vier Wochen kehren die fremden, heißblütigen Ritter wieder in ihre Heimath zurück.

All' diese bewegten Bilder, daneben auch die friedlichen, welche das äsende Wild Morgens und Abends darbietet, wenn es, aus dem Walde tretend, in langen Zügen langsam dem See zuschreitet, spielen sich auf dem herrlichen Waldesplan ab, auf dem sich das Jagdschloß Hubertusstock mit den daranstoßenden Oekonomie-Gebäuden befindet, — eine Schöpfung Friedrich Wilhelm's IV., welcher ihr zugleich diesen bezeichnenden Namen gab. An der Stelle, wo der König einst, nach heißem Jagen Rast machend, seinen Stock in die Erde stieß, ließ er auch ein Bildstöck'l errichten, welches in bunten Farben auf goldenem Grunde die bekannte Legende zeigt, wie dem scheu betroffenen, andächtig niederknieenden Sankt Hubertus der Hirsch mit dem leuchtenden Kreuz zwischen dem Geweih erscheint. Nicht weit von diesem Bilde, wo ein Brünnlein in einer Thalsenkung

entspringt, befindet sich unter einem Säulendache die Figur Siegfried's mit Speer und Hifthorn.

Hubertusstock ist nur ein schlicht im Schweizerstil erbautes Jagdschlößchen von bescheidener Größe und einfacher Ausschmückung im Innern; aber dafür liegt es so recht im Herzen des grünen Waldes. Ein geschnitzter Balkon zieht sich in der Höhe des ersten Stockwerks um alle vier Seiten des Hauses, während zahlreiche Geweihe innen und außen über den Fenstern prangen. Das heitere Waldleben, welches sich ringsumher entfaltet, der Blick in die Jagdgründe mit ihren schattenden Baumgruppen, unter denen das Wild sorglos lagert; der Blumenteppich der Haide, das Läuten der Heerde, der Anblick der schmucken, musterhaft sauberen Wirthschaftsgebäude, — alles ist von so erquickender Frische und wohlthuender Anmuth, daß es das Auge immer auf's Neue entzückt.

Nur wenige Tage im Jahre muß der Frieden von dieser Stätte weichen. Dann aber ist hohe Zeit in Hubertusstock, und mit Spannung sieht man dem kaiserlichen Hofe mit seinen Gästen entgegen, der im Werbellin seine Galajagden abhält. Wenn der Novembersturm sausend durch die Bäume fährt und das letzte Laub zu Grabe trägt, oder wenn bereits die ersten Schneeflocken von dem bleiernen Himmel niederrieseln, dann wird es eines Tages lebendig hier oben. Ein geräuschvolles Treiben beginnt jetzt, und so klein die Räume auch erscheinen, das Unmögliche wird dennoch möglich gemacht. Jeder Winkel wird besetzt.

Auf den Treppen bis zu dem Boden hinauf, in Küche und Keller, zwischen den Ställen und Remisen, tummelt, schmaust, hantirt, lacht und schwirrt ein Gewirr von Hofleuten, Lakaien, Fourieren, Köchen, Stallmeistern, Treibern, Jägern und Büchsenspannern.

Die Pferde wiehern muthig, Wagenketten rasseln, geladene Gäste fahren vor, Begrüßungen werden ausgetauscht und Wind

und Wetter einer eingehenden Besprechung unterzogen. Wenn die Nacht herniedersinkt, leuchtet und loht plötzlich der Wald im Purpurlichte zahlloser Fackeln und Pechpfannen auf, bis endlich Horn-Fanfaren das Erscheinen des kaiserlichen Jagdherrn künden, welcher mit den Prinzen und den fremdherrlichen Gästen oft im Schlitten den weiten Weg von Eberswalde über Schöpfurth, an der ehemaligen holländischen Papiermühle mit ihren von Sturm und Alter zerfetzten, grotesk dreinschauenden Eichen vorbei, zurücklegt. Früh verlöschen die Lichter schon im Schlosse, bis der anbrechende Morgen die Jagdgesellschaft hinaus zum fröhlichen Jagen ruft. Hubertusstock feiert seine Festtage!

Doch so farbenprächtig und reich an waidmännischen Ehren diese Tage auch sein mögen, die Tage stillen Friedens sind doch noch schöner am Werbellin. Und solch' ein stiller Sommertag war es auch jüngst wieder, der uns dorten vereinte. Hatte uns schon der Tag mit seinen wechselnden Erscheinungen erfreut, der Abend gab Alles noch doppelt wieder.

Wir standen gegenüber Altenhof oben am Waldesrand und blickten nieder zu dem sagenumklungenen Werbellin. Zwischen den Farren um uns her läuteten große, blaue Glockenblumen gleichsam leise den Abend ein. Die Luft war still, nur manchmal rauschte es in den Eichenkronen, wenn ein Reiherpaar flügelklatschend zu Neste flog. Der scheidende Sonnenball hing über dem Walde und tauchte den See wie in flüssiges Roth, und wenn ein Fischerboot mit leichtem Segel vorüberschoß, schien es, als schwebe ein Schwan mit purpurnen Flügeln darüberhin. Spät schlugen wir den Heimweg nach Hubertusstock ein. Vor der Thür des Hauses war bereits der Abendtisch gedeckt, und mit freundlichem Lächeln empfing uns die greise Hausfrau. Wir saßen bald in dem gedämpften Schein der Lampe, und während das Gespräch sich behaglich und munter abspann, blickten wir bewundernd hinaus in die von dem Mondlichte erhellten Gründe, durch welche jetzt deutlich bemerkbar gewaltige Hirsche

zu dem See in Reihen abwärts zogen. Der aufmerksamen Hausfrau war es nicht entgangen.

„Ist das nicht schön?“ fragte sie, „und wiegt solch ein Anblick allein nicht manche Entbehrung auf? Sie haben uns heute der Einsamkeit willen bedauert, doch glauben Sie mir, so einsam sind wir doch nicht. Uns gehört der Wald, mit ihm leben und empfinden wir und sind zufrieden! Die Thiere, die dort unten friedlich ziehen, wir kennen sie alle und sie uns; wir merken bald, wenn eins derselben krank einmal zurückbleibt. Ein stilles Einverständniß besteht zwischen uns, das nichts so leicht zu trüben vermag. Sie sollten nur einmal an einem klaren, kalten Wintertage hier sein, wenn Hunger und Kälte die armen Thiere bis dicht an unsere Thüre treibt. Und dann die Kämpfe dort drüben im Herbste und die verdutzten Blicke der fremden Eindringlinge, die scheu und verwundert jenseits am Waldeshange stehen bleiben, wenn unsere Pfleglinge sorglos herüberkommen. Nein, so einsam ist es doch nicht bei uns! Nur damals, in dem großen Jahre, — Sie wissen schon, — da haben wir zum ersten Male die Abgeschiedenheit von aller Welt empfunden und uns herzlich fortgesehnt.“

Es schien, als wollte sie eine leicht aufsteigende Rührung verbergen. Sie sah flüchtig zu dem Hausherrn hinüber, während sie zugleich nach einen Abendfalter haschte, welcher, durch das Licht der Lampe angezogen, mit leisem Summen uns umschwirrte. Dann aber fuhr sie lächelnd fort:

„Wenn man selbst einen braven Jungen im Feindesland weiß, ist es da zu verwundern, wenn uns manchmal der weite Wald fast zu eng scheint? Und während fern von uns Sieg auf Sieg erfochten wurde, Begeisterung und Jubel durch alle Lande ging, Verwundete und Sieger heimkehrten und staunende Dinge erzählten, — hier oben blieb alles beim Alten, und nichts kündete die gewaltigen Ereignisse an, welche alle Herzen entflammten. Ach, mit welch' brennender Ungeduld ward jede

Nachricht hier oben empfangen, jeder Brief von ihm freudig erbrochen! Dann ward es still, und wir erfuhren nur, daß er im Lazareth krank darniederliege. Das waren trübe Zeiten! Eines Nachts, wir hatten uns früh niedergelegt, vermochte ich nicht einzuschlafen. Es war im Herbst, der Sturm heulte um das Haus und rüttelte an den Fensterladen. Meine Gedanken waren weit fort von hier. Da ertönt ein Pfiff durch die Nacht und jetzt noch einer. Ich erkannte ihn wohl, — so hatte er stets gepfiffen, wenn er spät Abends heimkehrte. Ich wecke meinen Mann; doch der Sturm verschlingt alles wieder, und ich begegne nur Zweifeln. Jetzt aber schrillt's wieder herauf, und nun lasse ich nicht los, meinen Mann mit Bitten zu bestürmen. Wir kleiden uns an, er tappt die Treppe hinab und öffnet behutsam die Thür, um hinauszuhorchen. Und jetzt werden Stimmen laut, man kommt herauf, nicht ein Tritt ist es mehr, ein Doppeltritt — — die Thür geht auf, — und — sehen Sie, mein Herz behielt doch Recht, wir hatten ihn wieder!" —

Sie fuhr sich leicht über die Augen, aus denen es feucht heraufschimmerte. Dann sah sie uns freundlich an und schloß:

„Seit jener Stunde ist mir unser einsames Heim nur noch lieber geworden."

Eine Pause trat ein. Der Nachtwind flüsterte in den Zweigen, und hin und wieder regte sich ein Vogel wie im Traume. Alles war still geworden; nur von dem Werbellin herüber scholl jetzt das Geschrei der Hirsche durch die sternenklare Nacht.

Joachimsthal.

Es ist ein früher September-Morgen. Die junge Weltstadt dehnt und reckt sich noch behaglich im süßen Schlummer und träumt von zündenden Wahlprogrammen und freundlichen Steuererlassen. Ein feiner, leiser Sprühregen näßt langsam von dem melancholisch bewölkten Himmel hernieder, und die trüb und ängstlich flackernden Laternen kämpfen mühsam gegen den im Osten grauenden Tag. Zuweilen schallt der schwere Tritt eines heimkehrenden Nachtwächters dröhnend durch die menschenleeren Straßen, und in der Ferne summt bereits jenes unbestimmte Geräusch des anbrechenden Morgens, wie es sich aus rollenden Milchwagen, Hundegebell, Thürenschließen, sowie dem Pfeifen und Pantinen-Geklapper melodienreicher Bäckerjungen zusammensetzt. Ein dichter, kalter Nebelschleier liegt auf Fluß und Straßen und hüllt Alles in ein graues, freudloses Gewand ein.

Endlich haben wir den Stettiner Bahnhof erreicht und uns den ersehnten Eckplatz im Waggon erobert, um von hier aus das bewegliche Leben und Treiben auf dem Perron mit einem Gefühl behaglicher Sicherheit zu beobachten. Wie viele noch halbverschlafene Gesichter tauchen aus diesem Gewühl hastig hin- und herirrender Morgengäste auf! Allmählich aber verläuft sich die Menge, und nun beginnen wir in unserer nächsten Umgebung

Umschau zu halten. Drüben am anderen Fenster hat ein junges Ehepaar Platz genommen, sichtlich auf einem Besuch bei den Schwiegereltern begriffen. Sie ist nicht gerade schön, aber wenn sie lächelt, dann geht es wie ein freundlicher Sonnenblick durch den nüchternen, dunstigen Wagenraum, und wir verstehen wohl, weshalb der junge Gatte immer wieder zärtlich seine Blicke auf ihr schalkhaftes, heiteres Antlitz richtet. Sie trägt durchaus nicht den modernen Schick zur Schau; ihre ganze Erscheinung verräth vielmehr, daß ihre Wiege nicht an den Ufern der Spree oder Panke gestanden hat; aber aus ihren Augen spricht dafür jenes Empfinden, welches sich nicht viel um Sommer und Winter kümmert und keiner Mode unterworfen ist.

Der Zug hat sich in Bewegung gesetzt, und wir verlassen den Bahnhof.

Von den Dächern der Vorstadt tropft es langsam nieder, und die triste Eintönigkeit dieses Bildes ist allerdings nicht dazu angethan, jenes heitere Gefühl zu erwecken, welches uns sonst beim Antritt einer Reise liebevoll überschleicht. Aehnliches muß wohl auch der junge Gatte geäußert haben. Aber sie lacht ihn so herzlich an und sagt ermunternd: „Gäste, die früh kommen, bleiben nicht lange," und indem sie auf einen hellen Wolkenstreifen im Osten deutet, setzt sie hinzu: „In ein paar Stunden haben wir das beste Wetter!" — Und wieder geht es wie ein Sonnenschein von ihr aus. So sausen wir an Vergnügungslokalen, Kartoffeläckern, schattenlosen Lauben, Kegelbahnen, Schutt- und Kohlkopfhaufen vorüber. Jetzt liegt der Schlagbaum von Pankow hinter uns. Links und rechts jagen sich Rübenfelder und weite Stoppelstrecken in farblosen Durcheinander. Das junge Ehepaar sitzt drüben Hand in Hand und schaut mit stillem Glück auf die öde Landschaft hinaus.

Der Regen hat allmählich aufgehört, aber die Wolkengardinen wollen sich noch immer nicht lüften. Ein paar aufgescheuchte Krähen erheben sich von den Telegraphen-Stangen und fliegen

krächzend landeinwärts. Da liegt schon Buch. Ueber die Feldsteinbrücke, welche über die Panke führt, treibt soeben der Dorfhirte die Schafherde langsam zur Weide. Die Buchen und Rüstern des schattigen Parkes sehen heute im Herbstgewande noch trauriger als sonst aus, und müde fallen die bunten Blätter bei jedem Windstoße zur Erde nieder. Durch eine Lichtung schimmert der rothgestreifte, originelle Etagenthurm der Dorfkirche, unter dem die schöne, unglückliche Julie von Voß einsam und still ruht. Drüben ragt jetzt die trutzige Ringmauer Bernau's auf, an der einst böhmische Horden sich die niedrigen Hirnschalen unsanft einstießen. Von dem Zinnenkranz des hohen Wartthurms schaut heute verwaist das bekannte Storchnest auf die rothen Dächer des heiteren Städtchens nieder; doch das melodische Klappern der steifbeinigen Freudenverkünder ist bereits verstummt. An Eberswalde mit seinen fettlächelnden Spritzkuchen-Verkäuferinnen vorüber, halten wir endlich an Station Britz und verlassen den Zug, der bald darauf um die nächste Waldecke verschwunden ist. Nur ein langer, weißer Dampfstreifen in der Ferne zeigt uns noch die Richtung seines Weges an.

Die neblige Feuchte eines Herbstmorgens liegt auf den Feldern, und ein aufdringlicher, frischer Nordost läßt uns bald unsere Schritte verdoppeln. In dem Dorfe Britz herrscht friedliche Stille. Ein paar Kinder spielen zwischen den halbverblüthen Sonnenblumen und Asternbeeten und schauen neugierig bei unserem Vorüberschreiten über die niedrige, brombeerumrankte Lehmmauer. Sonst ist Alles, was Hände rühren kann, draußen auf dem Feld thätig, um die kärglichen Erzeugnisse des Bodens einzuheimsen. Nur die überaus musikalischen Ortsgänse halten eine ernsthafte Generalprobe auf dem Gemeinde-Anger für den morgenden Sonntag ab.

So geht es über das wellige Terrain auf und ab. Bald scheint die ansteigende Chaussee mit dem graubewölkten Himmel ineinander zu fließen, dann wieder senkt sich das Land, und immer

näher tritt der mächtige Werbelliner Forst mit seinen wechselnden Kiefern und Buchengrün uns entgegen. Der Telegraphendraht singt unermüdlich uns zur Seite in halbverwehten Tönen, gleich dem Sommer, der schwermüthig durch Feld und Wald sein Abschiedslied erklingen läßt.

Bald hinter dem Dorfe Goltze, nahe dem der beackerte Hausberg sich erhebt, auf dem einst Schloß Breten gestanden haben soll, umfängt uns der rauschende Hochwald, und zu beiden Seiten lugen mit blauen Augen ein paar helle Seen aus dem Dickicht hervor. Unter den dunklen, hohen Wachholderbüschen, die wie ernste Versammlungen hie und da eng beieinander stehen, breitet sich ein sanft schwellender Moosteppich aus, und Sternen gleich leuchten verspätete Erdbeerblüthen freundlich aus den vergilbten Farrenkräutern. Wenn manchmal einzelne Sonnenstrahlen spielend darüber hin huschen, ist's, als regiere der Frühling noch immer voll Duft und Glanz in Busch und Wald, als gäbe es kein Scheiden und kein Welken.

Und doch ist alles nur holde Täuschung, und der Herbst schreitet mahnend durch die müde Welt. Die graustämmigen Buchen haben sich allein noch das frische Grün des Laubes erhalten; aber goldbraun schimmert bereits die knorrige Eiche, der Ahorn schüttelt nachdenklich sein orangefarbenes Gewand, und mit wehmüthigem Scherze streut die zierliche Birke ihre lichtgelben Blätter spielend und tändelnd zwischen das niederwehende Laub des herbstlichen Waldes. Nur die Kiefer, das schlichte, träumerische Kind der Mark, hat sich den melancholischen Ernst treu bewahrt und schaut betrübt und stumm in die buntfarbige, Abschied nehmende Welt. Sie fühlt sehr wohl, daß die Tage der lustigen, rauschenden Waldgenossen gezählt sind.

Unweit des Dorfes Goltze ist in dem königlichen Forste ein Gedenkstein aus rohem Granit errichtet, der auf seiner polirten Vorderseite unter einer Kaiserkrone folgende Inschrift zeigt:

„Seine Majestät der Kaiser Wilhelm jagten hier am

32,000sten Tage Seines Lebens, den 31. Oktober 1884, und erlegten mit eigener Hand: 2 jagdbare Hirsche, 4 geringe Hirsche, 6 Stück Wild."

Zur Rechten lichtet sich jetzt der Wald, und das helle Picken der Hämmer, das monotone Knarren von gefüllten, langsam sich folgenden Schubkarren, das Geräusch von Schaufeln und fallendem Steingeröll bedeutet uns bald, ehe wir das Bild selbst noch erblicken, daß hier die ausgedehnten Steinbrüche von Joachimsthal beginnen. Der hier gefundene Pflasterstein, welcher dem sandigen, ansteigenden Boden abgewonnen wird, bildet seit langen Jahren einen schwunghaften Handelsartikel, der, auf Kähnen durch den Werbellin- und Finow-Kanal der Havel und Oder zugeführt, einen starken Absatz findet. Dem bescheidenen Joachimsthal ist leider nur wenig dabei zu Gute gekommen. Unternehmungsgeist und Thatkraft Berliner Industrieller haben es bei Zeiten verstanden, die enorme Ertragsfähigkeit des Bodens auszubeuten. Es ist ein reges Leben, welches sich hier entfaltet und viele Menschenhände in Bewegung setzt.

Kurz vor Joachimsthal beginnt der Weg wieder zu steigen, und erklimmt man hier, nahe dem Chausseehause, eine Anhöhe, so zeigt sich plötzlich ein ungeahntes, überraschendes Landschaftsbild, wie es in gleicher Schönheit und wechselnder, reizvoller Gruppirung und Farbenfrische nicht oft in der Mark angetroffen wird.

Tief unten im Thale grüßt aus dem Kranze seiner stillen Gärten und herbstlich bunten, hohen Baumkronen das Städtchen Joachimsthal, wie das Gewirr der rothen Ziegeldächer des angrenzenden Dorfes Grimnitz, überragt von der originellen, malerischen Façade der Stadtkirche. Zur Linken schweift das Auge über den märchenhaften, langgestreckten, von vielen, leichtgeschwellten Segeln belebten Werbellinsee mit seinen buchenumstandenen Ufern und stattlichen Ziegeleien, während gegenüber der breite, glitzernde Spiegel des Grimnitzsees Wälder,

Dörfer und das ziehende Gewölk des Tages wiederspiegelt. Und um Alles legt sich wie ein dunkler ernster Rahmen stimmungsvoll der meilenweite Grimnitzforst und der königliche Jagdgrund der Hohenzollern, die wildreiche Schorfhaide.

Joachimsthal ist ein überaus freundlicher, schmucker, aber armer Ort. Was nicht der Zerstörung und zügellosen Raubgier fremder Söldnerschaaren im dreißigjährigen Kriege zum Opfer fiel, das haben verheerende Feuersbrünste bis auf den letzten Rest noch vertilgt. Vergebens sucht man in dem historisch so reich bewegten Städtchen nach einem letzten Zeugen verklungener Jahrhunderte. Die Zeit hat alles spurlos verweht.

Es war im Jahre 1604, als Kurfürst Joachim Friedrich beschloß, unweit des Schlosses Grimnitz eine Stadt zu gründen. Die wenigen, vereinzelten Hütten einiger Ansiedler in der Nähe der Burg sollten den ersten Grundstein bilden. Doch sein Wille ging noch weiter. Neben dem Platze, wo sich die neue Kirche erheben sollte, ließ er eine daselbst befindliche Glashütte niederreißen und an Stelle dieser mehrere mächtige Gebäude aufführen, welche er, da ihm die junge, stille Stadt so mitten im Walde wohl geeignet dazu schien, den Wissenschaften zu weihen gedachte. Hatte sein Vater Johann Georg 1574 zu Berlin das alte Kloster der grauen Brüder in eine lateinische Schule umgewandelt, so lag es jetzt in seinem Willen, hier nahe seinem alten Lieblingssitze, eine neue Fürstenschule in's Leben zu rufen und sie so reichlich zu bedenken, daß fortan hundertdreißig Schüler freie Unterkunft und gelehrte Bildung empfangen sollten. Selbst ein sehr eifriger und strenger Lutheraner, wie es sein Vater gewesen war, erkannte er bald, daß sein Haus sich nur dann segensreich entfalten könne, wenn es durch Ausbreitung von Aufklärung, sowie gelehrter tüchtiger Bildung sich allmählich von der römischen Autorität befreie, im Fortschreiten jener mächtigen Bewegung, welche bereits Europa von dem Mittelalter gewaltsam losgerissen hatte.

Er gedachte hier zugleich „einen Pflanzgarten der Gottesfurcht und guten Künste anzulegen und mittelst dieser Anstalt die Ehre des göttlichen Namens und das Wohl seiner Unterthanen auszubreiten". Die Schüler der neuen Anstalt, theils vom Adel, theils auch aus der Bürgerschaft erwählt, sollten hier jederzeit „zu dem Predigtamte und zu der Verwaltung des Gemeinwesens tüchtig gemacht und dann auf der Universität Frankfurt zu gleichen Zwecken vollends zubereitet werden".

Als erste Lehrer der neuen Anstalt waren angestellt worden: Carl Bumann als Rektor; Johann Voigt, Conrektor; Jacob Schultze, Philologe; Johann Moller, Mathematiker, und Zacharias Rex, Gesangslehrer. Außerdem fungirte als Pastor und Religionslehrer Urbanus Sobolus.

Die neu erbaute Kirche ward zum Theil mit Requisiten aus dem Kloster der schwarzen Brüder auf dem Schloßplatz zu Berlin ausgestattet; aus welcher Zeit heute noch ein reichgeschmückter, gothischer Abendmahlskelch in der Kirche herrührt.

So war Alles vortrefflich ausgedacht und ausgerichtet worden.

Am Bartholomäus-Tage, den 23. August 1607, bewegte sich ein stolzer, prächtiger Zug von dem Schlosse Grimnitz nach Joachimsthal herab.

Farbenreiche Gewänder leuchteten von den glänzend geschirrten Pferden; die blanken, kunstvoll ausgelegten Rüstungen der Ritter und hohen Herren blitzten in der Morgensonne, und Allen voran ritt der Kurfürst mit seinen Kindern, an deren Spitze Kurprinz Johann Sigismund sich befand. Unter dem volltönenden Läuten der neuen Kirchenglocken hielt man Einzug in das mit Eichenlaub und Tannenreisern festlich geschmückte Städtchen. Vor der Kirche ward Halt gemacht, und Alles stieg jetzt von den Pferden.

Drinnen standen bereits in langen Reihen, ehrfurchtsvoll

harrend, geleitet von dem ersten Rektor Bumann, die neu ernannten Professoren, sowie die Schüler der jungen Anstalt. Die übrigen Räume des hohen Kirchenschiffes, wie auch der Chor waren von den Bewohnern Joachimsthals angefüllt. Generalsuperintendent Storch weihte das neue Gotteshaus voll tiefen Dankgefühls ein; dann bewegte sich der imposante Zug in gehobener Stimmung hinüber zur Schule, durch sämmtliche Schulräume, welche dann ebenfalls mit innigem Dank für den hohen Erbauer eingeweiht und ihrem Zwecke übergeben wurden. Der Fürst aber mahnte mit ernsten Worten seinen Sohn, allzeit der jungen Stadt und Anstalt ein treuer Schützer und fürsorglicher Vater zu sein. Dann wandte er sich an alle Diejenigen, welche ihm bei diesem nun glücklich vollendeten Werke mit Rath und That so hilfreich zur Seite gestanden hatten, und huldvoll und gnädig dankte er einem Jeden durch Wort und Handschlag.

Das war ein hoher Festtag, wie ihn Joachimsthal nie wieder sehen sollte. Ein Jahr darauf, am 18. Juli 1608, verschied plötzlich der weise, sorgende Fürst am Schlagfluß, wie bekannt, im Wagen auf der Rückkehr von Storckow nach Berlin, unweit des Bahnhofs Grünau.

Die bald darauf folgenden Wirren und Schreckniſſe des dreißigjährigen Krieges, welche das arme Städtchen halb einäscherten und entvölkerten, Armuth, Pest und heillose Verwilderung der Sitten herbeiführten, schnitten endlich auch den Lebensfaden der Fürstenschule ab. Zuchtlosigkeit, Verweigerung jeglicher Gehorsamspflicht griffen immer mehr um sich und zerrissen das Band, welches einst Lehrer und Schüler treu und innig umschloß. Die Wenigen, welche nicht im Gemetzel der Schreckensjahre umkamen oder herumlungernden Werbern in die Hände fielen, beschlossen endlich auszuwandern.

Zuerst flüchtete man nach Angermünde, bis endlich 1650 der große Kurfürst dem bedrängten Häuflein eine Freistatt in

Berlin anbot, wo dann die in der Burgstraße neu errichtete Fürstenschule durch ihren beibehaltenen Namen bis heute, auch nachdem sie nun so glänzende Räume in der Nähe des Grunewaldes bezogen hat, die dankbare Erinnerung an ihre einstige, erste Heimath treu bewahrte.

Auch abgesehen von den Schrecken des Krieges und der hilflosen Lage der Anstalt muß damals der Aufenthalt in Joachimsthal durchaus nicht zu den angenehmsten zu zählen gewesen sein. In einer späteren Jubelrede, 1707, des Rektor Vechner heißt es mit süßlich saurer Miene, nachdem der würdige Mann die historische Bedeutung des Ortes betont hatte, wie auch die überaus malerische Lage desselben mehrfach hervorhob: — „aber gegen Abend schließen den Ort schreckliche Sümpfe ein, die erlesene Wohnung giftiger Schlangen und schädlicher Vipern". Und weiterhin heißt es in elegantem Latein, „daß, wiewohl die Musen sich zu all' dem Guten Glück zu wünschen gehabt hätten, was ihnen von freigebigen Fürsten zu Theil geworden, sie auch gegen große Widerwärtigkeiten kämpfen müßten. Es seien mancherlei Krankheiten ausgebrochen, besonders aber die schlimme und juckende Krätze, von der auch die Familien der Lehrer nicht verschont geblieben wären. Ueberdies hätten sich zwischen den Sümpfen und Dornsträuchen eine große Menge von Schlangen und Vipern erzeugt, daß sie nicht allein auf dem Schulplatze (was er, der Redner selbst noch in seiner Jugend gesehen habe) herumkröchen und sich sonnten, sondern daß sie auch in den Gebäuden und in den Küchen, in der Streu und in den Betten sich hegten und pflegten". Ja, oft geschah es, daß die Abends heimkehrenden, hungrigen Alumnen diese garstigen Thiere schmarotzend in ihren Milchnäpfen vorfanden. Dies Alles klingt freilich nicht verlockend und stimmt wenig zu einer Jubelrede, die nur loben und beschönigen sollte.

An diesem 100jährigen Jubeltage war es König Friedrich I., der noch einmal feierlich in einer Urkunde alle Rechte

und Privilegien der Erziehungsanstalt, wie sie einstens der Gründer verliehen hatte, bestätigte. In dieser Urkunde vom 24. August 1707 heißt es unter anderen: „Wir erneuern, confirmiren und bestaetigen demnach für Uns und alle Unsere Erben und Nachfolger in der Cron und Chur, wie sie auch nach göttlicher Regierung Uns in allen künftigen Zeiten folgen mögen, die dem vorgedachten Gymnasio Joachimco, welches wir von nun an als Unser eigenes Werk und als ein Königliches Gymnasium considerirt und genannt wissen wollen, von dessen gottseligen Fundatore, Churfürst Joachimo Friderico den 24sten August 1607 ertheilten schriftlichen Fundation, darin geordneten Dotation und Versorgung sammt allen Intraden, beneficiis und von Uns selbst hinzugethanen ansehnlichen Donation." — Im Schlosse zu Cölln an der Spree ausgestellt, trägt diese Urkunde außer dem Namen des Königs auch die Unterschrift des späterhin in Ungnade gefallenen Ministers Dankelmann.

Die Schule war nun fortgezogen, und sie ist auch nicht wiedergekommen. Seit jenem Tage ist die Bedeutung Joachimsthals mehr und mehr gesunken. Als vor einigen Jahren für das wurmstichig gewordene Gymnasium in Berlin nach einer neuen Stätte geforscht wurde, da gab es wohl kaum ein Herz in Joachimsthal, welches nicht im Stillen die Hoffnung gehegt hätte, die Fürstenschule käme eines Tages doch wieder, um reuig bei der alten Mutterstadt Einlaß zu begehren. Es sollte nicht sein. Joachimsthal blieb vergessen und legte fortan tiefe Trauer an.

Heute hört man die Zeit daselbst deutlich summen. Nichts erinnert mehr an frühere, glanzvolle Tage. Still und friedlich liegen die Straßen da; zwischen den holperigen Pflastersteinen schießt das Gras übermüthig empor, und das Geräusch eines rollenden Wagens versetzt die trauernde Niobe in eine heillose, unbeschreibliche Erregung. Einen überaus freundlichen Anblick bietet der stille, abgelegene Kirchplatz. Von dem Gasthofe „zum Kurfürsten Joachim" gelangt man durch ein schmales Gäßchen dahin.

Erst ein paar Schulhäuser, dann eine verwitterte Feldsteinmauer, über welche Berberitzen- und Hollunderbüsche nicken, und endlich kommt ein geräumiger Gutshof. Auf diesem Grundstücke fand man vor einigen Jahren noch tief in der Erde eine Tafel, welche in alter Schrift eine Klassennummer zeigte. Dieser Fund, wie auch ein noch vorhandener, ehrwürdiger Stadtplan lassen es zur Gewißheit werden, daß hier sich einst die Fürstenschule erhob.

Mitten auf dem Platze steht die Kirche, welche in den zwanziger Jahren unter Schinkel's Leitung eine durchgreifende Renovation erfuhr. Ihre Grundform ist ein griechisches Kreuz. Der Mangel eines frei aufstrebenden Thurmes ist durch eine originelle, hohe Façade verdeckt, welche allerdings in ihrer Scheinwirkung äußerst täuschend ist. Da alle meine Versuche, in Joachimsthal noch einige historische Ueberbleibsel aufzustöbern, scheiterten, beschloß ich endlich, der Kirche einen Besuch zu machen. Sind es doch gerade die Gotteshäuser, welche als Zufluchtsort vergilbter Erinnerungen und halbvergessener Wahrzeichen dienen, wenn rund herum längst eine pietätlose Neuzeit den letzten historischen Schimmer vernichtete. Doch da der Küster gesegnete Mittagsruhe hielt, der Magister just bei meinem Eintritt der pausbäckigen Jugend Joachimsthals auf der Fiedel ein frommes Lied intonirte, auch sonst jedes Bemühen fruchtlos blieb, so sah ich mich genöthigt, den hochbetagten Herrn Oberpfarrer persönlich aufzusuchen. Hinter der Kirche liegt ein unter schattigen Bäumen halbversteckles, einstöckiges Haus, von wucherndem Epheu und buntblättrigem wilden Wein bis zum Dachfirst lieblich umsponnen. Ein paar neugierige Astern sahen mich fragend an, als ich jetzt die Steinstufen vorwitzig emporstieg und dann durch die lautklingelnde Hausthür den rothgepflasterten Flur betrat. Links und rechts eine Reihe Thüren. Noch zögerte ich, ungewiß, an welcher ich Einlaß begehren sollte, als sich die mir nächstgelegene öffnete, und die würdige, patriarchalische Erscheinung, welche jetzt vor mir stand, mich aller Zweifel überhob.

Der alte Herr hatte mich mit scharfen Blicken, indem er die kleinen Augen halb zukniff, rasch gemessen; dann plötzlich überzog ein zufriedenes Lächeln sein freundliches Antlitz, und als ob eine schwere Last ihm vom Herzen gefallen sei, streckte er mir jetzt die rechte Hand entgegen, indem er seelenvergnügt sagte:

„Gott zum Gruß, theurer Amtsbruder!"

Das Wort, welches ich bereits auf den Lippen trug, erstarb plötzlich, und ihn verdutzt und groß anblickend, trat ich einige Schritte zurück; nur mit Mühe vermochte ich den Kobold zu bändigen, der mir jetzt im Genick saß und mir schalkhaft in die Ohren blies. Der alte Herr war auch, als kein Ausdruck innigster Bruderliebe meinerseits erfolgte, etwas zurückgetreten, und allmählich schien auch in seinen Augen der milde Schein zu verblassen, welcher vorhin meine Gestalt umflossen hatte.

„Sind Sie nicht der neue — — —" Er kam nicht weiter.

Halblachend fiel ich ihm in's Wort.

„Verzeihen Sie gütigst, bin nur ein harmloser Tourist. Ich wünschte nur die Kirche anzusehen, doch da der Küster schläft, der Schulmeister geigt, der Glockenzieher über Land gegangen ist, so — — —"

Jetzt war an ihm die Reihe, herzlich aufzulachen, und während er mich mit gewinnender Liebenswürdigkeit in seine Studirstube hineinzog, erzählte er mir mit immer erneutem Schmunzeln und Lachen, was ihn zu dieser sonderbaren Anrede bestimmt hatte.

„Nun ist's wieder nichts mit meiner Freude!" sagte er und blickte mich heiter an.

„Vor einem halben Jahre bin ich um meine Emeritirung eingekommen, die Stelle ist ausgeschrieben, und nun sitze ich hier am Fenster, sehe das geräuschvolle Leben Joachimsthal's vor mir auf- und abfluthen und harre und warte der Dinge,

die da kommen. Aber immer dasselbe Bild. Manchmal ein Trupp Sperlinge, einige Kinder und auch mal ein ausgewachsener Mensch. Doch alles in allem mehr Spatzen als Menschen. Und wenn nun 'mal einer kommt, der nicht nach Joachimsthal ausschaut und just, wie Sie, schnurstracks auf mein Haus zusteuert, was Wunder, wenn ich dann hocherfreut ihm entgegeneile, in der süßen Hoffnung, es sei mein junger Amtsnachfolger!" — —

Er sah mich wieder lächelnd an, dann schritten wir über den grasbewachsenen Kirchplatz dem Gotteshause zu. Doch auch mein letztes Hoffen war vergebens. Das Innere der Kirche erwies sich reizloser und nüchterner, als es die schmucke äußere Erscheinung hätte vermuthen lassen. An der Thür des Pfarrhauses nahm ich bald darauf Abschied von meinem Freunde und schritt dann gerade auf Grimnitz zu.

Schloß Grimnitz.

Grimnitz ist mit Joachimsthal eng verbunden. Wo Grimnitz aufhört, fängt Joachimsthal an und so auch umgekehrt. Zur Rechten der Dorfstraße von Grimnitz zieht sich der hochgelegene Kirchhof hin.

Ich frug ein vorübergehendes Mädchen nach den Ruinen des alten Grimnitzschlosses. Erst sah es mich groß an, dann lachte die Kleine und lief davon. Nicht viel besser erging es mir, als ich darauf ein junges Weib interviewte, welches vor der Thür eines Hauses saß, auf dem Schooße den strampelnden, prächtigen Jüngsten, der nur unwillig es zu dulden schien, wenn die Mutter ihm mit breitem Zinken durch das struppige, semmelblonde Haar fuhr.

„Dat oll Slott?" Sie hielt einen Augenblick ernsthaft in ihrem Reinigungsprozeß inne. Da tauchte aus dem halbdunklen Hintergrunde des Hausflurs eine nornenhafte Gestalt auf, welche ein paar halblaute, mir unverständliche Brocken der Jüngeren zuraunte. Nun schien plötzlich die Erkenntniß in ihrem Kopfe zu dämmern.

„O, de oll Mur? Dat is een anner Ding! Joa, dor goahn's man grad' ut, an't Spritzenhus vörbi un denn jliek links.

Aewers Se warden man nich väl mihr sehn. Man blot groote Steen, dei se hebben liegen loaten. Vör Joahren, doa stunn noch väl, äwers dat's all hen."

Sie hatte sich mit dem Oberkörper halb vorgebogen und wies mit der ausgestreckten Linken nach der Gegend des Sees hin.

„Besten Dank!" sagte ich verbindlich und trollte dann am Spritzenhause vorüber den vorgeschriebenen Weg entlang, bis ich vor einer Bodenerhöhung stand, die links und rechts von einem ausgetrockneten Graben, sowie einer noch immer imposanten grauen Feldsteinmauer umschlossen war. Oben darauf standen zwischen verfallenen Ställen ein paar elende, ärmliche Hütten. Aber der Blick von oben ersetzte alles wieder doppelt. Vor mir lag der breite, glänzende Spiegel des Grimnitzsees; schäumend und singend kamen die Wellen zum Ufer gezogen und jede neue begrub die vorangegangene. Nun erst sah ich, wo ich mich befand. Es war historischer Boden, der mich trug. Deutlich war noch die Auffahrt zu erkennen, wo einst das feste Steinthor den Einlaß zur Burg von der Landseite bildete. Nach dem Wasser zu abfallend, zeigten sich die bloßgelegten Umfassungsmauern der Burg, welche jetzt nach der Abschälung des Feldsteinmantels, aus Ziegelstein sorgfältig gemauert, noch vollkommen die Konturen der Thürme, vorspringenden Erker, Gemächer und Altane wiedergaben. Tief unten das Gartenland war ehemals ein Wassergraben; zwischen diesem und dem See erhob sich noch eine zweite, hohe Umfassungsmauer, so daß zur Zeit der Askanier das stattliche, stolze Schloß uneinnehmbar und äußerst wehrhaft erschienen sein muß. Unter einer dieser armseligen, baufälligen Hütten führt eine steile Treppe zu mächtig gewölbten Kellern hinab, welche so hoch sind, daß ein Reiter zu Roß kaum die Decke berühren kann. Ein tiefer, ausgemauerter Brunnen unten, der jetzt verdeckt und theilweise auch zugeschüttet ist, beweist zur Genüge, daß man einstens im Falle einer hartnäckigen Belagerung Sorge für frisches Wasser getragen hatte.

Noch vor wenigen Jahren ragten die überaus mächtigen Mauern haushoch über die heutigen Grundmauern; aber die Ruine wurde, mit rücksichtsloser Hintenansetzung jeder Pietät, versteigert, und das ganze, so eminent historische Grundstück fiel in die Hände unternehmender Berliner Industrieller, deren Vandalismus nun behufs Steingewinnung zerstörte, was die darüber hingerauschten Jahrhunderte gnädig verschont hatten. Unsere Mark, ohnehin nur kärglich mit Denkmälern einstiger Größe bedacht, ward um eine bedeutende Erinnerungsstätte ärmer. Doch der Bau zeigte mehr Charakter, als seine brutalen Zerstörer. Wie im starren, unheimlichen Trotz hielt das Gestein mit zäher Energie zusammen, als klammere es sich wehrend an die Scholle Landes, die einst so viele Tage des Ruhmes und Glanzes schauen durfte, und was Menschenhand ehemals geschaffen, vermochte jetzt nur Pulver wieder auseinander zu reißen. War es nun dieses fruchtlose, undankbare Bemühen oder ein leider verspätetes Machtwort von höherer Stelle, — eines Tages verstummten Picken und Pulverschläge, und alles lag wieder still und vergessen da an dem wellenumsungenen Gestade des träumerischen Sees. Keller und Schachte hat man durchwühlt und durchforscht, doch außer einigen alten Münzen fand man nichts, als zwei eiserne, große Tafeln. Die eine derselben wanderte in das märkische Provinzial-Museum in Berlin, die andere hängt jetzt, schmuck eingefaßt, in dem Eingangsflur des Jagdschlosses Hubertusstock am Werbellin. Letztere, in zwei Felder getheilt und mit Rankenwerk umzogen, trägt in erhabenen Buchstaben folgende Inschrift:

Links:

„Johans Georg Von Gottes Gnaden Marc. Zv. Brandenb. Vnd Churfürst In Preussen. Herzogk."

Und rechts:

„Elisabeth Von Gottes Gnaden Marcgräf. Vnd Churfürst Zv. Brandenb. Geborne Fürstin Zv. Anhalt."

Welch' einem Zwecke diese Tafeln dienten, muß dahingestellt bleiben.

Wechselvoll und reich an Begebenheiten ist die Geschichte der alten Burg. Ehemals reichte der Hochwald rings herum bis dicht an den Grimnitzsee, als Markgraf Johann 1247 an dem Westufer hier ein trutziges Jagdschloß erbauen ließ und durch Sümpfe, Gräben und Umwallung, sowie die stattliche Doppelmauer, die Burg zu einer wichtigen Grenzveste gegen die Uckermark ausersah.

Eine halbe Stunde von hier, tief im Walde versteckt, dem Dorfe Friedrichswalde zu, stehen mitten im Forste heute noch drei hohe, viereckige, aus Feldsteinen ausgeführte Pfeiler, welche mit dem jetzt fehlenden vierten sicherlich einst einen Thurm oder eine luftige Warte begrenzten. Das Volk hier nennt sie bis heute „dat witte Hüsekin" — das weiße Haus, und der Tradition nach ging einstens von Schloß Grimnitz ein unterirdischer Gang hierher, so daß, wenn dieser Sage etwas Wahres zu Grunde liegt, jenes Haus vielleicht ein Luginsland bildete, von wo aus, bei Annäherung feindlicher Streitkräfte, die Insassen der Burg schleunigst und unbemerkt in Kenntniß gesetzt werden konnten.

Schloß Grimnitz muß, der prachtvollen Lage nach, ein überaus herrlicher und sicherlich auch geräumiger Aufenthalt ehemals gewesen sein. Die glänzendsten Tage aber sah die Burg unter den Askaniern.

Nachdem Markgraf Johann das Zeitliche gesegnet hatte, trat sein Sohn, Otto IV., die Regierung an und hielt zumeist seinen Hof hier oben auf Schloß Grimnitz. Als er in der Schlacht bei Staßfurt von einem Pfeil getroffen ward, den er dann ein Jahr lang mit im Kopf herum trug, erhielt er den Namen „Otto mit dem Pfeil". Aber sein Leben war nicht allein dem Kriegslärm und dem Waidwerk gewidmet. Was seinem Namen einen dauernden Platz in der Geschichte gewonnen hat, sind jene zarten, von Kraft und Anmuth durchwehten Lieder, welche er, ein hervor-

ragender unter den Minnesängern, gedichtet hat. Ausgezeichnet durch alle ritterlichen Tugenden, Herrscher und Sänger zugleich, um dessen Fürstenhut sich der Lorbeerkranz des gefeierten Dichters wand, hat er, wie kaum einer wieder, es verstanden, seine Hofhaltung mit einem Glanz und einer Pracht zu umgeben, an welcher Kunst und Wissenschaft blühte, und von deren blendenden Zauber die Sänger jener Zeit voll des Lobes und Preises sind.

In den Wäldern tönte das Hifthorn von früh bis zum Abend; schöne Frauen, den gezähmten Falken auf der Schulter, ritten auf purpurgeschirrten Zeltern zur Beize aus; Waffenspiele und Leibesübungen wechselten mit den Gesängen fahrender Sänger, welche gern und lange an dem Hofe dieses freigebigen, kunstsinnigen Fürsten weilten und das Lob der tugendreichen Minne in den bestrickendsten Weisen feierten.

Doch auch unter diesen letzteren herrschte er als Fürst, und Keiner vermochte es ihm gleich zu thun. Und wenn sein Auge manchmal, müde der bunten Bilder, schwermüthig über die blaue, träumerische Fluth des Sees schweifte, zu den dunklen Forsten und weiter fort mit den eilenden Wolken in die herbstlich duftige Ferne hinaus — da regte es sich wohl im Grunde seiner Seele, und klagend sang er:

„O, Frau Minne! Stille Botin! Sage
Meiner Hehren, daß ich sie nur minne,
Sie nur ewig in Gedanken trage
Und auf neue Huldigungen sinne.
Wollt' ihr süßer Mund mir lieblich lachen,
Meine Trauer müßte flugs erschwachen
Und zu bess'rem Leben ich erwachen.

Ach! Die Blümlein falben auf der Haide,
Und die Reine duldet kein Umarmen,
Trost, Frau Minne, Trost im Doppelleide!
Laßt mein Lieb des Kranken sich erbarmen!
Sie kann mich heilen wohl und wohl verwunden,
Bedächte sie sich noch in kurzen Stunden,
So wär' es Lenz, und alle Noth entschwunden."

Und die Minne erhörte ihn liebend, und jauchzend klang es jetzt von seinen Lippen:

„Räumt den Weg der Schönsten aller Frauen!
Laßt die Tugendreiche mich erblicken!
Meines Herzens Kaiserin zu schauen,
Fände wohl ein Kaiser Hochentzücken.
Ueber Sterne soll mein Loblied steigen,
Meinen Himmel kann ich nicht verschweigen,
Wo sie wohnt, dem Lande muß ich neigen." —

Im Jahre 1263 vermählte er sich mit Heilwig, der Tochter des Grafen Gerhard von Holstein, und im Triumph führte er nun sein blondes, junges Ehegemahl heim in die rauhe Mark, um hier in rauschenden Festen und einer doppelten Glanzentfaltung das Glück seines überfließenden Herzens ihr zu bezeugen. Voller klangen jetzt die Harfen der Sänger, und bei ihren Tönen gedachte er still und selig der eigenen Hoffenszeit, da er einst selbst gesungen:

„Wie soll ich würdig sprechen von der Minne?
Es rühmt sich Keiner eines höhern Gutes;
Wer ihrer pfleget, waltet guter Sinne." — —

Die Zeit sollte ihn bald lehren, welch' einen Edelstein er sich für sein Haus und Herz erkoren hatte. Als er nach der Rückkehr aus Böhmen gegen den Erzbischof von Magdeburg zu Felde zog, ward er in der Schlacht bei Frose geschlagen, gefangen genommen und in einen Käfig gesperrt. Da war es sein Weib, welches ihn heldenmüthig befreite. Als Nonne verkleidet, zog sie gen Magdeburg, um zu den Füßen des Siegers die Freilassung des Gatten zu erwirken. Otto ward befreit unter der Bedingung, innerhalb vier Wochen ein Lösegeld von viertausend Mark Silber niederzulegen. Guter Rath war theuer. Da ließ sie ihn in Grimnitz zurück und zog in schwarzer Kleidung, auf milchweißem Zelter, wie die Sage berichtet, nach Stolp, wo der alte Kanzler des verstorbenen Markgrafen, Johann von Buch, noch wohnte, um ihm die Hilflosigkeit ihrer Lage zu schildern. Ihr Bitten ward wunderbar erhört. Johann von Buch führte sie nach Anger-

münde, und dort an der Kirchenmauer, wo eine stattliche Linde prangte, wies er ihr ein vermauertes Gewölbe, welches der Schätze genug enthielt, den Ehegemahl auszulösen. Es war ein heimliches Vermächtniß des verstorbenen Markgrafen, bestimmt, nur für den Fall der höchsten Landesnoth angegriffen zu werden.

Otto war frei und durfte wieder lustig mit Pfeil und Bogen die weiten Forsten seiner Heimath jagend durchstreifen. Und so rauschten die Jahre dahin, oft noch von dem wilden Lärm des Krieges unterbrochen. Frau Heilwig, seines Herzens Minne, war längst gestorben und auch er sehnte sich aufrichtig nach Ruhe und stillem Frieden. Wohl war sein Geist noch licht und klar, seine Hand fest und treu, aber er fühlte dennoch, daß er mit seinen Ansichten und Plänen nicht mehr der neuen Zeit gewachsen war. Als Markgraf Waldemar von der Kaiserwahl auf dem Königsstuhle bei Rense heimkehrte, fand er gerade noch Zeit, an das Sterbebett seines Oheims Otto zu treten, um erschüttert ihm Lebewohl zu sagen. Wenige Tage später war der heldenmüthige Fürst und Sänger entschlafen, um dann späterhin feierlich im Kloster Chorin beigesetzt zu werden.

Die Gunst seines Nachfolgers Waldemar aber neigte sich mehr der Burg Werbellin zu, und als er einst, nach der Kaiserwahl Ludwig des Baiern, seinen heimkehrenden Kanzler, Nikolaus von Buch, in gewissenlosem Zorn in das Burgverließ von Grimnitz werfen ließ, damit er dort elendiglich verhungere, da vermochte er überhaupt es nicht mehr über sich zu gewinnen, das Schloß aufzusuchen. Der Anblick desselben rührte ihm das Gewissen und ließ vor seinen Augen das traurige Schattenbild des hingemordeten Kanzlers wiedererstehen.

Verlassen lag die Burg fast ein Jahrhundert. Fremde Fürsten saßen im Lande, und die Wirren des Krieges, welche so lange jeden freien Aufschwung des armen Landes unterdrückten, waren nicht dazu angethan, sich dem Gefühl friedlichen Genießens hinzugeben.

Erst die in die Mark einziehenden Hohenzollern begannen wieder mehr und mehr den frischen, eigenartigen Reiz dieser waldbekränzten, wasserumflossenen Veste zu würdigen. Doch so gut auch alle Vorsätze der ersten Hohenzollern waren, ihr Herz hing doch mehr an dem sonnigen, lachenden Schwabenlande, bis endlich Johann, wegen seiner lateinischen Beredsamkeit auch Cicero genannt, die Zügel der Regierung ergriff. Er verstand sein Volk besser, denn er war selbst ein echter, geborner Märker bereits; er lernte bald märkisch Platt und märkisches Wesen verstehen und hatte die Mark und ihre wortkargen, treuen, wetterfesten Söhne lieb.

Da kamen die Tage des alten Glanzes wieder, und buntes, bewegliches Leben herrschte jetzt auf's Neue in den hohen Räumen. Frohe und trübe Tage sah fortan das Schloß.

Welch' ein Getümmel mag an jenem Tage des Jahres 1529 hier oben gewesen sein, als Kurfürst Joachim Nestor mit reichem Gefolge von seinem Schlosse zu Cölln an der Spree hier herüber kam und von Stettin die Herzöge von Pommern eintrafen, um hier oben auf Schloß Grimnitz den Erbvertrag zwischen der Mark und Pommern abzuschließen. Pommersche Hiebe und pommersches Blut haben seitdem oft genug unsern Feinden bewiesen, daß Preußen stolz auf seine Pommern sein darf; dort oben aber auf Grimnitz ist zuerst jener Bund geschlossen worden.

Und zwanzig Jahre später, welch' ein wehevoller Abend dort auf dem Grimnitzschlosse! Der lebensfrohe, waidlustige Fürst Joachim Hektor weilte mit seiner Gemahlin Hedwig hier oben. Die Jagd war heiß gewesen, und nun feierte man im frohen Gelage, beim Kreisen der gefüllten Humpen, die Ereignisse des Tages, als sich endlich die Frauen erhoben, um nach damaliger Sitte sich zurückzuziehen. Da that es einen gewaltigen Krach. Der Fußboden schwankte plötzlich, und ein Theil der Gäste stürzte jählings durch die morsch gewordene Decke in das darunter gelegene Gemach. Die arme Kurfürstin aber blieb blutend und ohnmächtig vor Schmerz auf einem vielzackigen Hirschgeweih hängen

und erlitt furchtbare Wunden. Nur an Krücken vermochte sie späterhin sich fortzubewegen, doch lange dauerte auch dies nicht mehr, und mitleidig nahm sie das Grab auf. —

Joachim Friedrich war der letzte Fürst, welcher sich mit Vorliebe hier noch aufhielt. Dann verfiel das Schloß allmählich. Wohl blieb die Gunst der Hohenzollern allzeit den weiten, wildreichen Jagdgründen zugewandt, aber die alte Veste war vergessen, und heute prangt mitten im Werbelliner Forst, auf frischem, grünen Waldesplan, ein schmuckes, neues Jagdschlößchen: Hubertusstock. Grimnitz ist nur noch ein öder Trümmerhaufen.

Aber dafür heftete die Sage ihre duftigsten Kränze an das verwitterte, epheuumrankte Gestein, und unter den wilden Büschen und grünen Laubgehängen träumt heute der Romantik süßes, verschlafenes Kind.

Es ist ein Ort des Sinnens und Träumens hier oben, und in bunten, lichten Bildern ziehen die Gestalten vergangener Jahrhunderte an unseren Augen vorüber. Im Grunde blühen die letzten Sommerblumen zwischen den Trümmerhaufen, und das Rauschen des Sees klingt wie leichtes Klagen, einförmig und schwermüthig herüber.

Ich hatte, in Gedanken vertieft, sich mir nähernde Schritte überhört. Als ich mich jetzt umwandte, trat ein Alter an mich heran, lüftete die Mütze und setzte sich dann still neben mich. Er hatte bereits, um mich nicht zu stören, eine Weile hinter mir gestanden. Mit freundlich schlichtem Tone erzählte er mir, was noch alles aus früheren Jahren der Burg ihm im Gedächtniß haftete.

„Sie haben den alten Mauern bös mitgespielt," sagte er, „aber die Steine zeigten doch mehr Verstand, als die Menschen und haben's ihnen herzlich sauer gemacht. Drüben die Oberförsterei ist auch aus Schloßsteinen gebaut, doch das ist schon lange her. Ehemals aber, im dreißigjährigen Kriege, da wohnte

der Haidereiter, so hießen damals die Oberförster, hier oben im Schlosse selbst."

„„Und woher wißt Ihr dies Alles, Vater?""

„Das hat sich so von Enkel zu Enkel vererbt. Da oben auf dem Grimnitzer Friedhofe, — Sie sind auch vorhin vorübergekommen, — da liegt auf höchster Höhe unter uralten Eichen ein tief versunkener, moosbewachsener Grabstein. Und so oft auch der Gottesacker wieder neue Gäste bekommt, das stille Grab droben rührt Niemand an. Da ruht der Haidereiter, so heißt es, aus dem dreißigjährigen Kriege, dem Joachimsthal in seiner furchtbaren Noth und Bedrängniß so unendlich viel Gutes zu danken hatte. Tief unten aber am Waldesrande standen einst zwei verwitterte Holzkreuze über einem versunkenen Hügel. Das ist der Schweden-Todtschlag, wie sie die Stelle hierorts nennen. Als die Kreuze endlich verfielen, da haben die Leute Fichtenreiser darauf geworfen, und so hat es sich vererbt und ist weiter gehalten worden, und jeder Vorübergehende bricht noch heute einen grünen Zweig ab und legt ihn still auf den Hügel nieder. — Es ist dies eine alte Geschichte, — vielleicht lachen Sie, — aber unsere Großeltern haben sie uns schon erzählt, und jedesmal hat sie mich zur Rührung gestimmt. Jener Haidereiter auf Grimnitz besaß eine hübsche Tochter, übermüthig und dennoch voll festem, eigenem Willen. Ein bereits bejahrter Magister der neuen Fürstenschule drüben in Joachimsthal hatte längst mit stiller Liebe an ihr gehangen und auch bei ihrem, sich nicht abgeneigt zeigenden Vater um sie angehalten. Doch sie vermochte dem etwas pedantischen Manne nur die Liebe einer Schwester entgegenzubringen. Ihr Herz war noch zu jung, um schon den Werth echter Treue ermessen zu können, und sehnte sich wohl auch nach einem glänzenderen Glücke. Schweden durchzogen die Stadt und hausten auch hier oben. Da war es um ihr unerfahrenes Herz geschehen.

„Eines Morgens fand der Vater das Zimmer der Tochter

leer. Ein zurückgelassener Brief sagte ihm Alles. Sie hatte sich den abziehenden Schweden angeschlossen, voll heißer Liebe für den jungen Obristen entbrannt. Der ergrimmte Vater setzte sogleich mit dem Magister Alles in Bewegung, dem Räuber die verblendete Tochter wieder abzunehmen. Da unten kam es zum Treffen, und von dem Schwertstreiche eines schwedischen Wachtmeisters getroffen, hauchte der treue, unglückliche Magister sein Leben aus, nicht ohne noch vorher mit sterbender Lippe den Vater zu bitten, dem Mädchen verzeihen zu wollen. Dort, wo er gefallen, ward er auch begraben. Die Tochter war glücklich entflohen. Nach Jahren kam es hier, kurz vor Beendigung des Krieges, zu einem Kampfe zwischen Kaiserlichen und Schweden, und als er geendet, saß auf dem Hügel am Waldesrand ein junges, bleiches Weib und hielt in ihrem Schooß den blutüberströmten Kopf eines todten, schwedischen Obristen. Es war des Haidereiters Tochter. Der Hügel barg nun zwei Todte. Sie aber kehrte reumüthig in's elterliche Haus zurück, fortan nur noch bemüht, die Noth der Armen und Bedürftigen nach besten Kräften zu lindern. Das hat Joachimsthal Beiden nicht vergessen, und hier wie dort hält es die Hügel in Ehren." — —

Er war aufgestanden und hielt die Mütze in den Händen. Die freundlichen, hellen Augen blickten sinnend nach dem Walde hinüber, während der Wind leise in den weißen, langen Haaren spielte. Dann grüßte er herzlich und verschwand langsam zwischen den umbuschten Trümmerhaufen.

Die Sonne warf jetzt minutenlang goldene Gluthstreifen über den See und entzündete Alles zu flüchtigem Leben rings. Und wie im Traum klang mir nun das Hifthorn wieder aus dem Forst herüber, und Otto mit dem Pfeil, zur Seite auf milchweißem Zelter sein blondes Lieb, ritt stolz in den Burghof ein, begrüßt von dem frohen Zuruf der Edelknaben und dem weichen, melodischen Harfengesang der Gehrenden.

Doch schon war Alles wieder verstummt. Das graue

Himmelsgewölk hatte ſich neidiſch vor die funkelnde Sonnenſcheibe gedrängt und hüllte die Landſchaft auf's Neue in das Gewand der Trauer. Ein Windſtoß fuhr jetzt über den See und bahnte ſich ächzend den Weg durch das tiefſchwankende Uferrohr. Wie geſcheuchte Schwäne flohen die weißen Schaumwellen vor ihm her und erſtarben allmählich im Sande. So weit das Auge reichte, ſchien alles todt und ſtumm. Nur über die graue Waſſerfläche ſtrichen mit ſchwerfälligem Fluge ein paar Krähen langſam und krächzend dem dunklen, verſchlafenen Walde jenſeits zu.

Am Liepnitz-See.

Zwei Wege sind es, welche zum Liepnitz-See, dieser lieblichen Oase, führen: entweder durch die ehrwürdige märkische Hussitenstadt Bernau und dann durch Sand und Kiefernhaide waldeinwärts, oder über Biesenthal, Lanke, die herrliche Hochwaldstraße entlang über Uetzdorf, zu dem im lichten Grün silberstämmiger Buchen gebetteten, stillen Waldsee. Der Vorzug landschaftlicher Schönheit gebührt dem letzteren Wege.

Wie aus einer alten Merian'schen Abbildung hervorgeht, reichte allerdings ehemals der schattende Wald bei Bernau bis hart an die Ringmauer heran; dies aber hat sich inzwischen gründlich geändert. Die Axt hat im Laufe der Jahrhunderte um Bernau herum tüchtig aufgeräumt, und wo einstens unter dem rauschenden Laubdach der Bäume, auf blühendem Haidekraut, die struppigen Pferde der marodirenden böhmischen Horden rasteten, breitet sich heute, sobald man aus dem Mühlenthor des Städtchens geschritten ist und St. Georg passirt hat, eine gelbleuchtende Wüste aus, von einer Güte und unwiderstehlich liebenswürdigen Aufdringlichkeit des Sandes, welche, hätte sie sich schon 1432 wie heute geltend gemacht, mehr wie aller Löwenmuth der Bernauer den Ansturm der verlotterten, hungrigen Hussiten abgehalten haben würde.

Anders von Biesenthal aus. Ein Omnibus führt uns vom Bahnhof in kurzer Zeit nach dem freundlichen Ackerstädtchen, von wo aus uns der Weg wechselnd durch Hochwald und anmuthige Niederlassungen, an blau aufleuchtenden Seen vorüber, zu dem ersehnten Ziele leitet. Biesenthal ist ein alter Ort. Ehemals erhob sich hier das Kastell Bysdal, welches Albrecht der Bär im zwölften Jahrhundert, gleichzeitig mit so vielen anderen Burgen, zur Befestigung seines neuen Ländergebietes soll haben anlegen lassen, und dessen hohe Lage, noch obendrein geschützt durch Wälle, sowie durch das anzustauende Wasser der Finow, sehr geeignet war, feindlichen Uebergriffen und Ueberrumpelungen herzhaft Widerstand zu leisten. 1307 erhielt der Ort durch den Markgrafen Hermann das Stadtrecht. Die Prüfungen blieben dem kleinen Städtchen nicht erspart. 1432 waren es die Hussiten, welche ihm unangenehm mitspielten, und die Drangsale des dreißigjährigen Krieges, verschiedene große Feuersbrünste, Pest und Viehseuchen haben oft genug noch späterhin die Treue der Bewohner auf eine bittere Probe gestellt. Das ehemalige Kastell erwarb Churfürst Johann Georg im sechzehnten Jahrhundert von der Familie von Arnim; nach seinem Tode verfiel dasselbe allmählich. Heute erzählen nur noch einige Trümmerreste im Schloßgarten davon, daß sich hier einst ein stolzer Bau erhob. Auch die Wälle und Mauern der Stadt sind schon Ausgangs des vierzehnten Jahrhunderts wieder vernichtet worden. Aber die Sage blieb der Stätte treu.

Da droben auf dem Schloßberge soll nämlich ein gar gewaltiger Schatz vergraben liegen. Elf tapfere Heldenseelen gehören dazu, ihn zu heben. Doch so verbreitet auch die Sehnsucht nach dem Reichthum ist, die Zahl der Schatzgräber hat sich noch niemals zusammen gefunden, weil der elfte unwiderruflich sterben müßte.

Und noch ein anderer, weit köstlicherer Schatz wohnt in dem Schloßberge drinnen und harrt der Befreiung. Das ist eine verwünschte holdselige Prinzessin. Mittags oder auch Mitternachts

erschien sie früher manchmal; dann ist sie ganz weiß gekleidet gewesen, trug auch ein güldenes Spinnrad in der Hand. Vor Jahren faßte einmal ein junger Gärtner, welcher schon oft ihre klagende Stimme vernommen hatte, sich ein Herz und schritt den Schloßberg hinan. Da stand sie vor ihm und sah ihn lächelnd an und bat ihn mit sanften Worten, daß er sie durch die Nacht zu der Kirche tragen möge. Wohl graut's dem blumenkundigen Jüngling, aber die bestrickende Gewalt ihrer süßen Rede war doch stärker, als alle Gewissens-Scrupel. Herzhaft hebt er sie empor, nimmt sie auf seinen Rücken und schlägt den Weg zum Gotteshause ein. Doch als er eben in die Kirchhofspforte einbiegen will, fährt ihm plötzlich ein Wagen entgegen, der ist mit kohlschwarzen Rossen bespannt, welche Feuer aus Maul und Nase speien. Das war zu viel für ihn. Von jähem Schreck erfaßt, schreit er laut auf, das unheimliche Gefährt verschwindet, aber auch die holdselige Last auf seinem Rücken entgleitet ihm und entflieht, und nur noch von weitem klingt der Schmerzensruf an sein Ohr: „Wieder auf ewig verloren!" —

Seitdem ist keine Prinzessin mehr in Biesenthal gesehen worden, noch hat man wieder etwas von nächtlichen Kirchgängen vernommen. Und das ist gut. Aber schmucke, rothbäckige Blitzmädel sitzen Sonntags plaudernd und lachend vor den Thüren oder wandeln, Arm in Arm mit ihrem Liebsten, durch den grünen Wald oder die blühenden Felder rings, dem Lerchensange und der eigenen Herzensrede lauschend. Niemand durchwühlt auch heute mehr zu mitternächtlicher Stunde den Schloßberg, um den sagenhaften Schatz zu heben; doch draußen auf dem weiten, urbar gemachten Lande rühren sich tausende von Händen, den Schatz, welchen Fleiß und Geduld der Erde abgerungen hat, dankbaren Herzens einzuernten.

Von Biesenthal bis Lanke führt eine heitere Landstraße mitten durch blühende Felder, und am Ende des Weges erblickt man schon lange vorher, ein reizendes Bild, das spitzthürmige Kirchlein von Lanke droben auf dem Berge, ehe noch die unregelmäßig ver-

ſtreuten, an den Hügellehnen auf- und abſteigenden Häuſer ſichtbar werden. Von Lanke ab beginnt das Gebiet des prachtvollſten Buchenwaldes, der in ſeiner geſammten Ausdehnung, gleich der Beſitzung Lanke, dem jüngſt verſtorbenen, hochbetagten Grafen Redern gehörte.

Am Eingang des Parkes von Lanke befindet ſich das kleine, aber immerhin ſtattliche Schloß des baumliebenden Grafen, und von hier aus eröffnen ſich die herrlichſten Durchblicke in den lauſchigen, hügeligen Park hinein, in welchem die Wipfel der Buchen ſich wie zu einem grünen Dome wölben, unter dem zahlloſe, liederreiche Sänger Hymnen des Dankes mit ſchmetternden Kehlen ertönen laſſen. Ehrwürdige Eichen halten hier und da ernſte Wacht; mächtige, alte Tannen bilden ſtimmungsvolle, dämmernde Schattengänge, aus welchen der frohe Blick über verfallene Waſſerkünſte fort hinab in die lieblichſten Wieſengründe ſchweift, durchfloſſen von klaren, flüſternden Bächlein und im Frühling mit den übermüthigſten, bunten Kindern der Flora geſchmückt und geziert.

Und nun liegt das letzte Häuschen des Dorfes ſchon hinter uns! Zur Rechten einen träumeriſchen, ſchilfumſtandenen See, jenſeits der aufſteigende Hochwald, ſo wandern wir wohlgemuth unter den rauſchenden Bäumen dahin. Die Sonnenlichter tanzen und flimmern auf der leuchtenden Fluth, und zierliche Wellen plaudern mit frohem Getändel und ſchelmiſchen Blicken an uns vorbei. Droben ziehen weiße, lichte Lämmerwölkchen luſtig ſegelnd dahin, und der blaue Himmel lacht und freut ſich und ſchüttet eine Fülle goldener Strahlenbüſchel nieder, und in der Luft webt es heimlich und flattert vorüber wie Frühlingsgruß und leiſer Lenzeshauch. Und iſt's nicht Frühling heute? Klang's nicht wie Amſelſchlag und Kuckuksruf dort drüben aus dem ſtillen Hag?

„Ahneſt Du, o Seele wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh' umher die falben Bäume!
Ach, es waren holde Träume.“ —

Ja, nur ein Traum! Wehmüthig rieseln die müden, gelben Blätter von den Bäumen nieder zu unseren Füßen, und der Wind hebt sie auf und trägt sie sanft hinüber auf die Fluth. Ein nasses, tiefes Grab! Frühlingskinder, deren erstes Grün einst unser Aug' entzückte, in denen die Vögel sorglos ihre Nester bauten und, voll von seliger Lust und Liebe, die kleinen Kehlen überströmen ließen! Nun schwimmen sie langsam dahin, und die goldene Oktobersonne sendet ihnen die letzten Abschiedsgrüße nach. Herbst überall! Aus dem Thale herauf glühen die rothen Beeren der Ebereschen herüber, und leichte Rauchsäulen kräuseln sich über die Dächer empor. Hie und da stehen noch ein paar Astern in den kleinen Vorgärten und recken und dehnen sich wohlig im warmen Sonnenscheine und schauen verstohlen und fragend zu der einsamen, blassen Rose auf, die droben still in Sinnen versunken ist.

Wir sind in Uetzdorf. Wie anmuthig liegt es doch zwischen Wald und See geborgen! Wie viel trauliche Stunden freundlichen Weltvergessens sahen wir dort in dem Garten des kleinen Gehöfts schon kommen und gehen, über dessen verlassene Lauben und leere Gänge nun der wilde Wein sein buntfarbiges Gewand melancholisch webt.

Uetzdorf ist schön und lieblich, sei es im Frühling, wenn der Blüthenschnee von den Bäumen weht, oder wenn der Herbst uns, wie heute, wehmüthig mahnend in's Antlitz schaut. Hinter dem Gehöft steigt eine Bergeswand empor; stattliche Eichen prangen droben im goldbraunen Kleide, und Immortellen und halbverblüthes Haidekraut bedecken den moosigen Boden. Da ist es gut weilen. Da schweift der Blick über die friedlichen Hütten unten, zu den Buchenwäldern drüben und jenseits zu dem kleinen Uetzdorfer See. Und ist die Luft still, dann schallt der liebliche Gesang der Frösche herüber, mit süßem Wohllaut unser Herz und Ohr erquickend. Es ist ein klassisches Orchester da unten! Wenn der Mond in lauer Sommernacht einsam über die Wälder wandelt, mit seinem Silberlichte Thal und See erhellend, da wird es

am Ufer lebendig, und wer des Weges kommt, der bleibt betroffen stehen und lauscht hinab, wie in eine buntschillernde, erwachte Märchenwelt.

Da quirilirt und quakt und lacht es, seufzt und prahlt und schmettert in allen Tonarten: verliebte Hofjunker bringen ihren Schönen schmachtende Serenaden; lustige Trinklieder schallen aus den Binsen, und das polternde Lachen renommistischer, alter Haudegen dröhnt dazwischen; Marschweisen und Kriegsfanfaren, Heldenlieder und Todtenklagen wechseln ab, bald wild einherbrausend und dann wieder wie im Nebel verrinnend. Denn da unten hat der Froschkönig Bausback sein prächtiges Hoflager seit Jahrhunderten aufgeschlagen, nachdem er jene blutigen Kämpfe, unter zuvorkommender Mitwirkung der befreundeten Krebse, gegen den Mäuseprinzen Bröseldieb heldenmüthig ausgefochten hatte, wobei letzterer elendiglich umkam, um nun mit dem Rest seiner tapferen Getreuen hierher nach Uetzdorf zu ziehen und in dem nahen See fortan den Erinnerungen jener glorreichen Tage zu leben.

So hat es uns der Dichter Rollenhagen in seinem „Froschmeuseler. Der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltunge" höchst glaubwürdig und mit viel trefflichem Humor erzählt. Die Frösche gelangten, so singt er, schließlich in die Brandenburger Marken.

„Kamn im Bernawschen Wald zu recht,
Wurden Eutzdorffer Müller Knecht.
Da sie noch bey eine tieffen See
Quarken und mehlen immer mehe,
Auch mit Geyrn, Meusen, Slangen, Hechten
Teglich haben all genug zu fechten." —

Ein ruhmvoller, siegreicher Fürst mit seinen Schaaren im Frohnsdienste! Der Uetzdorfer Müller muß damals stolz darauf gewesen sein, und er that gut daran. Wenn Rollenhagen, ein geborner Bernauer, gerade hier das tapfere Froschvölkchen sammt seinem Herrscher sich auf den Lorbeern ausruhen ließ, so war es vielleicht eine Zuneigung für den stillen Ort, an den sich ja so viele freundliche Jugenderinnerungen für ihn knüpfen mußten;

vielleicht aber auch die humane Absicht, das einsame Nest wieder zu Ehren zu bringen. Denn nicht immer besaß Uetzdorf einen guten Klang auf dem Barnim, und daran trug allein der lose Schelm von Müller die ganze Schuld.

In dem ehrwürdigen Berliner Stadtbuche, im Buche der Uebertretungen, anno domini 1401, da ist es schwarz auf weiß zu lesen, welch unerhörte Missethaten der durchtriebene Sausewind in Uetzdorf damals verrichtete, und wie er dem hochweisen Rath in Berlin ein Schnippchen über's andere schlug.

„Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!" —

„Dy molner von Utstorp, heißt es, is gericht umb disse saken:

Thu deme irsten, dat he den vienden unses und sines landes hed gegeven bir, brot, fuder, wege und stege, dicke und vele, beide ut und in."

Aber nicht genug damit. Der warmherzige und höfliche Menschenfreund that noch mehr. Eines Abends schloß er die Mühle hinter sich zu, winkte noch einmal einen Gruß hinüber und — ging auf die Dörfer.

„Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern." —

„Item was he met den vienden in den Barnym und halp den roven und bernen."

Der Anfang war gemacht, und zu der List gesellte sich jetzt der Muth. Unser Müller ward ein Held des Barnim. Mit heimlichem Schauder und tiefem Seufzer zieht der ergrimmte Schreiber des ehrwürdigen Stadtbuches die Summe seiner Schuld:

„Item. Ouk is geschin dat di von Bernow fengen eynen ute dem lande von Gransoye, und den hadden dy von Bernowe gebracht wente thu Schonow, und den nam em weder dy molner met gewalt." —

Entſetzlich! Der arme, tapfere Müller! Nun war es aus mit ihm. Wie ein Held hatte er gelebt und wird dann wohl auch wie ein Held geſtorben ſein. Die Mühle aber ſah ihren Herrn nimmer mehr. Die Raben ſind einmal krächzend vorüber geflogen, und da hat ſie es vernommen, was geſchehen, und das Waſſer iſt die ganze Nacht wie weinend über die Räder gegangen. Am anderen Morgen ſtand ſie ſtill. Und dann iſt ſie zerfallen. —

Lauſchend ſchreiten wir an dem Uetzdorfer See vorüber, in deſſen Uferſchilf nur der Wind geheimnißvoll kniſtert und flüſtert. Froſchkönig Bausback mit ſeinem tapferen Völkchen hat ſchon den Winterſchlaf angetreten. Bald liegt der See hinter uns, und von dem Rauſchen des herbſtlichen Buchenwaldes wieder empfangen, wandern wir jetzt die Hügel auf und ab, dem letzten Ziele zu. Hie und da läutet noch eine verſpätete Glockenblume verlaſſen am Wege, auf dem das welke Laub einen weichen, braunen Teppich vor uns ausgebreitet hat. Die Sonnenſtrahlen jagen ſich zu unſeren Seiten und ziehen und locken uns wie ein übermüthiges, luſtiges Kindervolk, tanzen im Ringelreihen um uns, klettern an den Silberſtämmen der Buchen empor, huſchen lachend durch die Haſelbüſche, bald unſeren Augen entſchwindend und dann wieder ſchelmiſch um die nächſte Waldesecke lugend. Noch an einem klaren Weiher vorbei, in deſſen reinem Spiegel ſich drüben ein ſchlankes Reh beſchaut, treten wir jetzt auf einen freien Waldesplan. Vor uns ruht im Kranze hochwipfliger, prächtiger Buchen und Eichen, mit buchtenreichen, maleriſchen Ufern, der ſtille, ſchöne Liepnitz-See.

Ueber Obſtbäume und niederes Buſchwerk fort ſchaut das ſchlichte Forſthaus mit den angrenzenden Wirthſchaftsgebäuden; Tiſche und Bänke winken unter den mächtigen Bäumen am abfallenden Ufer zur freundlichen Ruheſtatt. Aber heute iſt alles wie ausgeſtorben hier. Nur ein paar Hühner gackern wichtig einher und ſcharren im welken Laube, während der wachſame Hahn auf dem bemooſten Zaune bei unſerer Ankunft, als ein treuer Burg-

wart, mit vollen Backen in's Horn stößt. Nur aus dem niederen Zimmer schallt zuweilen Gesang, und Gläser klingen hell aneinander.

Die Nachmittagssonne liegt so warm auf der Erde, und bald sitzen wir am Ufer unter dem tiefhangenden Gezweig der Buchen. Still ruht der See vor uns. Kaum eine Welle regt sich, nur manchmal springt ein Fisch in die Höh', oder eine Meise zirpt verloren im Walde. Ein Kahn schaukelt leise am Ufer; Reusen und Fischergeräthe liegen darin, aber die Ruder feiern noch. Von der Insel drüben weht zuweilen der balsamische Duft der Lupinen herüber und umschmeichelt uns, die wir in Träumen verloren, das stille Geschenk der Stunde sinnend genießen. Schon röthet der langsam sinkende Sonnenball die Wipfel der Bäume, deren Schatten immer länger über die leise athmende Fluth huschen. Liebliche Ruhe und süßer Friede überall!

Jetzt wird es lebendig auf dem Flur des Forsthauses; einige Männer treten heraus, um dann an der Gartenthür sich fröhlich zum Abschied die Hände zu schütteln. Sie schlagen einen Waldweg ein, der sich bald im Dickicht verliert; nur einer von ihnen naht sich dem Ufer. Unter dem breiten, schattenden Hute weht das lange, graue Haar herab, die warme Jacke ist keck über die Schulter geworfen, und mit festen Schritten schreitet der Mann, uns grüßend, leise summend zu den Kahn hinab. Da bleibt er stehen und läßt die hellen Augen über den träumenden Waldsee schweifen. Nun steigt er ein, und das Boot lenkt aus dem Schilfgürtel hinaus in den offenen See. Aus dem dämmernden Walde schallt noch einmal verhallender Gesang der Abziehenden herüber. Der Alte hat es gehört. Ein Juchzen ringt sich von seinen Lippen und pflanzt sich von Bucht zu Bucht fort. Aufrecht stehend, läßt er den Kahn sanft über die Fluth gleiten; in seinen Augen aber leuchtet es herauf wie alte Jugendluft und lieber Uebermuth. Er drückt den Schlapphut tiefer auf das rechte Ohr, und wehmüthig froh tönt es jetzt durch den Abend:

„Tausend Küsse send' ich Dir,
Tausend Küsse, liebes Mädchen!" —

Leise wehen die welken Blätter nieder und tanzen auf dem Wasser; unsere Augen aber folgen dem Kahn und Fischer nach, bis er drüben, unweit der Insel, in den Binsen anlegt. Dann wird's still. Nur das Rauschen über uns währt fort. Sind es Gedanken, alte, vergilbte Erinnerungen, welche da unaufhörlich in den See niederrieseln? Aber die Bäume sind stumm und verschwiegen! Auf wie viel Lust und Freude, auf wie viele Hoffnungen und Wünsche haben sie schon hinabgeschaut! Die Menschen kamen und gingen unter ihnen, wie Frühling und Sommer kommt und geht, nur daß der Frühling immer wieder kam, die aber, welche einstens hier so glücklich waren, nicht wiederkehrten.

Horch, wie es rauscht und flüstert, immer deutlicher, immer vernehmlicher! Ja, ihr alten, verwetterten Waldhüter, die Jahre liegen weit zurück, als noch unter eurem kühlen, gastlichen Schattendache, an diesen Ufern, ein junges, fahrendes Künstlervölkchen sich so oft und gern tummelte und in jener heiteren und gemüthvollen, phantasiereichen Anspruchslosigkeit Stunden reinster Freude und ausgelassendster Munterkeit, voll sprühendem Humor und tiefer Innerlichkeit, hier feierte. Da horchten die Blumen auf, die Waldvögelein vergaßen das Notenblatt umzuwenden und verstummten; neugierig lauschend kamen die Wellen zu dem Ufer gezogen, Käfer und Biene stellten ihr Summen ein, und Alles hielt still den Athem an, wenn da droben unter den Buchen die Laute erklang, das deutsche Lied vom Wandern und von Liebe, von freier, schöner Kunst aus hellen Kehlen froh erscholl. Dann fiel der ganze Waldchorus jubelnd ein, und es war eitel Freude und Lust ringsum, daß selbst Freund Spottvogel seine Pflicht vergaß und sich manchmal verstohlen mit dem Flügel eine dumme Thräne aus dem Auge wischte. Aber das schönste Bild war es doch, wenn dort drüben das kleine, epheuumsponnene Fenster sich öffnete und ein lieblicher Mädchenkopf dankend und grüßend sich

niederneigte. Es war, als müsse die Sonne vor diesen Augen erblinden. Da flogen die Sammetmützen feurig in die Höhe, da klang die Laute voller und inniger, und Einer trat hervor, mit tiefem Gruß und blitzendem Aug', das schwarze Lockenhaar flatterte um Stirn und Nacken, und wunderbar zog es jetzt durch den mailichen Wald:

„Ich komme aus Italien fern
Und will euch alles berichten,
Vom Berg Vesuv und Roma's Stern,
Die alten Wundergeschichten.

Da singt eine Fei auf blauem Meer,
Die Myrthen trunken lauschen, — —
Mir aber gefällt doch nichts so sehr,
Als das deutsche Waldesrauschen."

Das war in den dreißiger Jahren, als Reinick, Plüddemann, Strack, Hosemann, Hoßfeld und noch manch' andere liebe Frohgesellen gar oft von Berlin aus hierher pilgerten oder auf Leiterwagen, in phantastischer Tracht, heiter singend und die Laute schlagend durch den Wald rollten. Künstlerisches Streben, Jugendmuth und Jugendlust hielten sie zusammen, und zahlreiche launige und feinsinnige, liebenswürdige wie toll ausgelassene Skizzen und vollendete Zeichnungen, unter dem vollen Eindruck damaliger unvergeßlicher Stunden geschaffen, werthvolle Erinnerungen, welche man sich gegenseitig widmete, so lange der Freundeskreis sich noch nicht lichtete, — sie geben noch heute ein buntes, herzerfreuendes Bild jener beweglichen Zeit wieder, die in ihrer gemüthvollen Anspruchslosigkeit und geräuschlosen Entfaltung idealer und geistiger Wettkämpfe einen interessanten, eigenthümlichen Gegensatz zu der unseren bildet, welche längst jene schöne Selbstlosigkeit und Genügsamkeit der äußeren Ansprüche eingebüßt hat und bei deren festlichen Anläßen ihre Kunstjünger heute durch pomphafte Kostüm-Anleihen schonend manch' anderes Defizit decken müssen.

Es war ein liebenswürdiges, bewegliches Künſtlervölkchen, das da ſo oft durch den Bernauer Forſt zum Liepnitz-See gezogen kam. War es allein der grüne Wald oder noch mehr das ſchmucke Förſterkind am kleinen Fenſter droben, das alle magnetiſch hinauslockte? Vielleicht beides. Die Ungebundenheit inmitten einer lieblichen Natur, ſowie das Hochgefühl, dem Empfinden übervoller Herzen poetiſchen Ausdruck hier leihen zu können, beides mag wohl dazu beigetragen haben, dieſen Punkt bald zu einem Lieblingsziele zu erküren. Schwelgte man doch noch in dem Frohgenuſſe einer ſorglos ſonnigen Jugend, in der man ſo gern Freud' und Schmerz, den erſten, ſchmalen Verdienſt wie den letzten Batzen treulich theilte, wo man nach den Sternen trachtete und mit Wonne die ſteilen Stiegen zum Manſardenſtübchen aufwärts klomm.

Wenn die erſten Buchen in Sicht traten, dann ward jedesmal die ernſte Tagesfrage aufgeworfen: Wer ſoll heute der Glückliche ſein, ihr, dem holden Kinde drunten am See, den Ausdruck der Verehrung darbringen zu dürfen? Bald war ein fernes Ziel feſtgeſetzt, und Schulter an Schulter ging es jetzt im ſauſenden Fluge dahin, dahin durch den rauſchenden Forſt, durch lachenden Sonnenſchein und flimmernde Maienluft, bis der Preis errungen. Der Erſte am Ziele ward der Löwe des Tages! Neidlos wand man ihm den friſchen Eichenkranz um die Stirn. Es war ein Wettlauf, wie ihn nur die frohe Jugend kennt, ein Wettlauf um eine erblühende, holde Roſe! — —

Rauſcht ihr noch immer, verſchwiegene Waldgenoſſen? Jahrzehnte ſind ſeitdem dahingeweht, und die einſt hier lachten und liebten, ſind längſt zu den Schatten eingegangen. Und auch du, liebliche Waldesblume, um deren zauberiſch' Lächeln und warmen Blick ſo viel Jugend und Kunſt in den Wettkampf eintrat, auch du ruhſt gewiß ſchon, ehrſam gelebt und ehrſam geſtorben, eine ſchlichte, rechte Jägersfrau, in grüner Waldeserde; die Veilchen

blühen im Frühling auf deinem Hügel, und in den Tannen über dir niſtet ein Rothkehlchenpaar und ſinget von früh bis ſpät. —

Längſt iſt die Sonne hinter dem Walde untergegangen, aber wie ein Abſchiedsgruß liegt der Purpur ihres Glanzes auf der ſtillen Fluth. Unter den Bäumen herrſcht bereits der Dämmer der anbrechenden Nacht; was ſich in den Zweigen noch regte, es ſchläft jetzt. Flüſternd ſtehen die Gräſer beiſammen und im Schilfe ſpielt leiſe der Abendwind. Allmählich hüllen die Nebel das ſchweigende Ufer drüben ein. Kein Laut ringsum. Doch jetzt löſt ſich etwas von dem jenſeitigen Ufer ab, ein dunkler Punkt nur, aber immer näher kommend. Wir erkennen den Kahn. Lautlos gleitet er über den ſchlafenden See dem Forſthauſe wieder zu, in deſſen Fenſtern das erſte Licht aufblitzt. Der Alte ſteht wie vorhin aufrecht im Fahrzeug, und das Ruder mit leichter Hand führend, ſummt er leiſe wie im Nachhall ferner, ſchöner Zeit:

„Tauſend Küſſe ſend' ich Dir,
Tauſend Küſſe — — —"

Eine märkische Postfahrt
anno domini 1883.

Nur unheilbare Pessimisten können behaupten, daß die Poesie in den letzten Zügen liege, daß der moderne Zeitgeist, das Jahrhundert des Dampfes und der Erfindungen, sie rücksichtslos mehr und mehr verdränge und weder Geduld noch Ohren heute besitze, dem süßen Wohllaut ihrer Stimme zu lauschen. Die Zeit politischen Schlendrians und sentimentaler Freundschaftsbündnisse, voll schwärmerischem Entzücken und heiliger Sabbathstille, liegt freilich weit hinter uns. Wir legen nicht mehr die Hände gefällig in den Schooß und sehen träumerisch die Wolken über die Stadtmauer ziehen und seufzen mit dem Abendwinde. Wir sind ein Volk geworden, welches sich selbst wiedergefunden, und das vorläufig noch für lange Zeit vollauf zu thun hat, in dem neuerbauten Hause sicher und bequem sich einzurichten. Und Hand in Hand mit dieser köstlichen Errungenschaft wetteifern heute die Erzeugnisse des Geistes und der ehrlichen Arbeit, nicht allein den Wohlstand zu befördern, das Können zu beflügeln und anzuspornen, sondern noch vielmehr in dem näher Aneinanderrücken mit

anderen Nationen uns selbst erst zu erkennen, zu prüfen und gerechter zu machen und in dem regen, wachsenden Verkehr mit unseren Nachbaren uns jene gewinnenden Umgangsformen anzueignen, welche andere Nationen auszeichnen, und die wir eckigen, hagestolzen, lieben Deutschen so lange eigensinnig und engherzig als überflüssig erachteten.

Wie ein Spinngewebe ziehen sich heute die Eisenschienen des modernen Verkehrsmittels über das alternde Europa, tausendfach verästelt und seltsam kraus verschlungen, Stadt mit Stadt verbindend, Land an Land knüpfend, und Tag und Nacht hastet das Dampfroß unermüdlich durch die meilenweiten Felder, öden Sandwüsten und schlafenden Forsten, erklimmt stöhnend die Berge, braust schnaubend, gluthäugig und mit gellendem Pfiff hinab in die aufhorchenden stillen Thäler, eine Welt von Sorgen, Sehnsucht, Haß und Gewinngier nach sich schleppend. Menschlicher Geist und Energie zwangen Feuer und Wasser zu diesem Frohndienste herab; doch die Dämonen hassen als Elemente die Gebilde der Menschenhand. Sie sehnen jene Stunde der Vergeltung herbei, wo sie hohnlachend das Joch der Tyrannei wieder abschütteln werden, um jauchzend die Herrschaft an sich zu reißen:

„Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildniß schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt,
Wenn dann von euren Königssesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein." —

Wohl mag vor dem schrillen Pfiff des Dampfrosses das scheue Kind der Poesie sich mehr und mehr in abgelegenere Winkel flüchten, aber wer es dort aufsucht, dem wird dann um so inniger das Lied ertönen, um so herzlicher die holde Anmuth rühren. Denn die Poesie kann nicht vergehen, weil sie unsterblich ist, und

nur an uns liegt es, wenn wir ihren Gruß nicht vernehmen und achtlos und fremd vorübergehen. Freilich, die Poesie der Lieblichkeit ist es nicht, welche den donnernden Sturmeslauf des Dampfrosses begleitet; sie ist gewaltig und ernst, von packender Gestaltungskraft und schillerndem Bilderreichthum. Ein stark dramatischer und auch realistischer Zug weht durch die Weisen ihrer Sänger, im schroffen Gegensatze zu dem lyrischen Getändel unserer einstigen Romantiker, welche mit bewundernswerther Ausdauer und froher Schelmenlaune immer wieder die Annehmlichkeiten priesen, welche eine Schneckenpostfahrt über Berg und Thal, im Morgennebel oder Vollmondschein, ihnen bot. Und viele dieser herrlichen, frischen Lieder werden noch lange fortleben, mit dem Zauber ihres poetischen Duftes uns erquickend, wenn längst der letzte Postillon zu den Schatten müde einging und sein getreues Horn dem Provinzial-Museum einverleibt worden ist. Denn je weiter das Schienennetz seine Fangarme ausbreitet, immer mehr neue Gebiete an sich ziehend und aufnehmend, um so findiger und gewandter muß Schwager Postillon Umschau halten, unbekannte Winkel zu erspähen und auszustöbern, in welche er als ein Pionier moderner Kultur mit schmetterndem Horn Einzug halten kann. —

Und noch giebt's deren genug, und die Poesie der Postfahrt wird vorläufig noch nicht verlöschen, denn schwindet sie auch hier wehmüthig für immer, so knüpft sie dort bald wieder neue Fäden an, im launischen Wechsel Freud' und Leid, Schmerz und Lust bringend. Dann horchen die Bäume auf und schauern froh zusammen, wenn der kecke Ton des Horns von der Straße herüberweht, und was da in den niedrigen Hütten lebt und liebt und hofft, es öffnet Fenster und Herzen voll Erwarten und grüßt den neuen, schmuckbekränzten Frohgesellen und feiert ihn als Segensbringer und Retter aus verschollener Einsamkeit.

Ja, es weht wie Poesie um solch' eine Fahrt, und wenn man

Augen und Gemüth nicht ganz verschließt, dann ziehen in bunter Reihe Bilder vorüber, bald sinnend, bald heiter, voll stillem Ernst und wieder zum Schütteln lächerlich; tausend liebe, süße Gewohnheiten und pudelnärrische Thorheiten. So steht mir noch jene Postfahrt freundlich in der Erinnerung, als wir eines Abends auf der erst kürzlich in's Leben gerufenen Postroute von Schöpfurth nach Eberswalde rollten, eine Fahrt, so ganz noch umwoben von jenem Reiz der Neuheit, wie er sich uns in köstlicher Frische in den Augen der Dorfbewohner wiederspiegelte, in der unverhohlenen Neugierde und lebhaften Theilnahme an allen Orten kundgab.

Ehrwürdige, gelbe Kutsche! Gedenk' ich deiner, so faßt mich ein Sehnen nach dir zurück, und ich möchte noch einmal in dein düsteres Gehäuse hinaufklimmen, auf deinem dumpfigen, kaffeebraunen Plüschpolster mich wiegen, um wie damals mich wieder einmal ernstlich auslachen zu können. —

Es ist ein ziemlich trister Weg, welcher in kurzer Entfernung längs des Finow-Kanals sich nach Eberswalde hinzieht. Nur die wechselnden dichten Baumgruppen und ziegelgedeckten kleinen Häuserbezirke längs des Wassers, mit den gewaltigen, hochaufragenden Feueressen und Gluthöfen der zahlreichen Eisenwerke, Kupfer- und Messinghämmer, Spaltereien, Mühlen und Ziegeleien, welche auch dieser Gegend den Namen des märkischen Wupperthales verliehen, sie bieten dem Auge hin und wieder angenehme Ruhepunkte und vermindern die Einförmigkeit der Landschaft, welche an sich nicht schön, doch, wie so viele Punkte in der Mark, in der warmen Beleuchtung des Abendhimmels, stimmungsvoll und seltsam anziehend auf das Gemüth wirken.

Wir kamen vom Werbellin. Stunden schöner Waldeinsamkeit und trauter Geselligkeit lagen wieder hinter uns. Der märchenhafte See hatte, wie schon so oft, auch diesmal seinen vollen Zauber uns entfaltet, und mit seinen träumerischen Augen

blickte er uns beim Abſchiednehmen ſinnend nach, als wolle er uns zurück an ſeine ſtillen Ufer locken. Aber ſchon bog unſer leichtes Jagdgefährt um den Waldesrand; noch einmal blitzte die ſchillernde Fluth herüber, der ſtolze Thurm der Askanierburg nickte uns mit ſeiner Zackenkrone ernſt zu, dann nahm uns der Forſt auf.

Es war ein Sommertag von ſelten ſchöner Pracht. In der goldflimmernden Luft trillerten die Vögel übermüthig auf und nieder: ſchwebend, ſingend, liederreich. Die reckenhaften Fichten traten gravitätiſch in's Gewehr, als wir vorüberflogen; über das blühende Haidekraut ſummten Käfer und Schmetterlinge, die Blumen läuteten und ſtießen ſich kichernd an, die Bäume rauſchten feierlich, und der blaue Himmel machte ein ſo vergnügliches Geſicht, wie ein heiteres Gemüth, das der Sorgen ſich einmal entſchlagen hat. Und nun hinab zur Kolonie Eichhorſt. Malven und Georginen ſtehen vor den Häuſern und knixen und dienern bei unſerer Ankunft und werden roth und blaß vor innerer Erregung. Ueber den Gartenzaun des grünumſponnenen Jägerhauſes nicken hochſtämmige, duftende Roſen, volle, glühende Blumenbüſchel, und es iſt, als flögen ſie uns an die Bruſt, daß auch wir uns ſchmücken und freuen ſollen, wo Alles ringsumher der Erde Sommerfeſt begeht. Aber ſchon ſauſen wir über das wellenförmige Hochplateau, hinan, hinab, bis endlich tief unten, hart am Ufer des Finow-Kanals, die ſchmucken Schweſterdörfer Steinfurth und Schöpfurth heraufleuchten.

Aus dem weitgeöffneten Thore der Mühle von Schöpfurth rumpelt jetzt ehrbar die neuauflackirte Poſtkutſche hervor, von dem frohen Zuruf der verſammelten Dorfjugend beider Dörfer lebhaft und lärmend begrüßt. Im Triumpfzug wird ſie die Linden und Kaſtanien der Dorfſtraße entlang bis zu dem nahen Gaſthofe geleitet, wo ſich dann das muntere Völkchen, inzwiſchen noch verſtärkt durch herbeigeeilte Neugierige beiderlei Geſchlechts, geduldig poſtirt, um

der bevorstehenden Abfahrt beizuwohnen. Das ganze Dorf ist auf den Beinen. Die Alten stehen, die Pfeife im Munde, ernsthaft umher, klopfen die kräftigen Pferde auf die glänzenden Schenkel, mustern kritisch das Riemenzeug und hadern miteinander über den Taxwerth der muthig wiehernden Thiere; ja, es scheint, als ob die immer lauter werdende Diskussion erst heute Abend hinter dem Schenktisch ihr Ende finden könne. Inzwischen tanzen die Kleinen um den Wagen, ziehen an der herabhängenden Peitschenschnur, zupfen behutsam den durstgeplagten Schwager Postillon an dem rothgesäumten Frack und stopfen sich die kleinen, derben Fäustchen in die Mäulchen, als müßten sie ob dieses närrisch merkwürdigen Kleidungsstückes bald ersticken vor Lachen. Ein verwegener Bube hat leise den Kutschenschlag geöffnet, ist mit vieler Mühe eingestiegen, um dann plötzlich auf der anderen Seite, unter dem schallenden Gelächter der kleinen Welt, kreuzvergnügt wieder herauszupurzeln. Aus dem angrenzenden Garten des Wirthshauses, der sich längs der Dorfstraße hinzieht, tönen lustige Weisen, sowie der dumpfe Schall fallender Kegel. Hier und da stehen ein paar Gäste an den Fenstern des Gasthofs, neugierig auf das Treiben blickend; wieder andere sind bereits auf die Stufen der Doppeltreppe vor dem Hause getreten, auf welche soeben Freund Postillon mit breitem, stillvergnügtem Lächeln das geleerte Bierglas niedersetzt. Ein echtes, lustiges, übermüthiges Wirthshaus, welches den Frohsinn scheint in Generalpacht genommen zu haben. Wenn's nur nicht gar zu trüb im Innern aussähe.

Auf dem obersten Treppenabsatze, inmitten ihrer lachenden, lärmenden Gäste, steht die junge, schwarzgekleidete Wirthin, das blonde Haar im schlichten Scheitel zurückgekämmt, auf dem hübschen Gesicht den Zug bitteren Leides. Abgewandt dem lauten Treiben, blickt ihr Auge schmerzbewegt in die Ferne, als suche sie dort ein verlorenes Glück. Und nun steigt sie langsam die Stufen hinab und bückt sich nieder zu einem blauäugigen, kleinen Mädchen,

das zu ihren Füßen mit einem bausbäckigen Knirps im Sande spielt. Ueber den Kirchplatz schreiten ein paar Frauen in tiefer Trauer, frischgepflückte Blumen in den Händen. Da hebt sie das Kind vom Boden auf, küßt es schnell und flüstert ihm mit weicher Stimme zu: „Geh' mit und grüß' Deinen Vater!"

Das Kind lacht hell auf. „Und darf Karlchen auch mit?"

„Wenn er hübsch artig ist, gewiß." —

Die beiden Trauernden haben der jungen Frau die Hand gedrückt und ein paar Worte gewechselt. Nun nehmen sie das Kind in die Mitte und gehen langsam die Dorfstraße abwärts. Der kleine Karl trippelt hinterdrein, und immer, wo ein Grasfleck am Wege sich zeigt, da schießt er jubelnd Kobold, klatscht dann in die Hände und frohlockt: „Ich komme auch mit, Tante hat's mir erlaubt!"

Der tiefe Sonnenball vergoldet die Häuserfirsten, und zwitschernd kreisen die Schwalben durch die laue Abendluft. Die junge Frau ist stehen geblieben und sieht wie abwesend den Entschwundenen nach. Doch der Lärm der Gäste weckt sie jählings auf. Sie fährt sich flüchtig über die Augen. Darf sie traurig sein? Da drinnen ruft die Pflicht, und die Gäste wollen lachen. Ein Zug von Bitterkeit liegt auf ihrem Antlitz, als sie die Stufen wieder hinansteigt.

Die Postkutsche ist inzwischen wieder besetzt worden, die Thür schlägt zu, und wie ein Weckruf erklingt schmetternd das Horn. Prustend ziehen die Pferde an, und im langsamen Trabe geht es das Dorf entlang. Von dem Garten her aber hallt durch all' das Lärmen, Kegelschieben, Gläserklirren, Lachen und Rufen, von ausgelassenen, bierdurstigen Stimmen:

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht." —

Arme Frau! Nun wandelst du wieder zwischen deinen Gästen, für Jeden ein freundliches Lächeln, ein gezwungen heiteres Wort, von dem dein Herz doch nichts weiß!

„Ja, es ist ein Unglück," bestätigt unser Gegenüber jetzt, das soeben mit noch einem älteren, bescheiden dreinblickenden Manne zu uns eingestiegen ist. „Ich sage, es ist ein Unglück, einen solch' blühenden, tüchtigen Mann innerhalb drei Tagen verlieren zu müssen. Noch in voriger Woche sprach ich ihn inmitten seiner Gäste, und nun liegt er schon seit vorgestern da-drüben." Er deutete über den Kirchplatz fort. „Das will ertragen sein, dazu gehört Humor, viel Humor. Aber dies ist nicht Jedermanns Sache, und ich bedaure einen Jeden, der es nicht vermag. Ich bin nämlich furchtbar humoristisch, ja, geradezu unverwüstlich. Es ist dies eine Spezialität bei mir. Doch das merken Sie mir ja schon an."

Er hatte, während er dies alles in selbstgefälligem Tone hinplauderte, inzwischen ein in schwarzes Wachstuch eingeschlagenes Musterpacket in das Deckennetz hineingeschoben; dann zündete er sich mit bewußter Grazie eine Cigarre an und blies die blauen Rauchwölkchen unternehmend aus dem geöffneten Fenster. An jedem Gasthause, welches wir berührten, stieß Schwager Postillon mit vollen Backen in's Horn, und hüben und drüben öffneten sich die Fenster, und Alt und Jung blickte mit Stolz und Wohlgefallen auf unser gelbleuchtendes Gefährt und den wackeren Rosselenker droben, der im Hochgefühl seiner Würde und dem Bewußtsein seiner erhöhten Rangstellung herablassend auf die Gaffer niedergrinste. An einer niederen Feldsteinmauer hockte ein altes Mütterchen zum Ausruhen, auf seinem Rücken einen Korb, hochgethürmt voll dürrem Kiefernholz. Der Gänsejunge, dessen Schutzbefohlene uns altklug umschnatterten, stand neben ihr, und beide waren augenscheinlich über diese neue Dorf-Errungenschaft in eine lebhafte Controverse gerathen.

„Ha, ha, ha!" lachte unser Gegenüber und fuhr sich durch

das pomadeduftende, gekräuselte Haar, „es ist wirklich klassisch, geradezu stilvoll, was dieser elende Postwagen für einen Aufruhr hier verursacht. Dümmere Gesichter können ja die Wilden nicht gemacht haben, als Columbus in — in — in Australien landete. War's nicht so? Sie sind ja so etwas wie Lehrer?" — Er wandte sich zu seinem Nebenmann.

Der Angeredete sah uns still an; endlich sagte er, halb abweisend, ruhig zu dem Schwätzer: „Sie meinen Amerika wohl!"

„Richtig, ha, ha, ha, Amerika! Weiß schon, Kartoffeln, Häringe, bin zwar kein Freund davon, Fleisch ist nahrhafter. Amerika! Aber das bleibt sich ja für den Humor gleich. Guten Tag, Kathrin!" rief er jetzt plötzlich einem vorüberschreitenden hübschen Mädchen zu, das sichtlich unangenehm berührt zur Seite sah, während sie ihre Schritte beschleunigte. „Was macht Vater?" fuhr er fort, „na, grüß' den Alten hübsch von mir, er freut sich sicherlich darüber!"

„Meinen Sie, Herr Pörsch?" scholl es zurück.

„Ein höchst stilvolles Mädchen," wandte er sich wieder an uns, „nur schade, ihr Vater ist etwas brustkrank." Hier deutete er erläuternd auf seine Stirn. „Dergleichen erbt sich fort. Glauben Sie nicht, meine Herren? Seit Jahren hat der Alte bei mir regelmäßig gekauft und Preise bezahlt, Preise, dreimal theurer wie jeder Andere. Nun hat er aber Wind bekommen, und ich darf mich nicht mehr bei ihm blicken lassen. Ja, der Humor ist ein gefährlich' Ding, meine Herren, eine wahre Leimruthe für hungrige Vögel. Und wie schon bemerkt, ich bin furchtbar humoristisch. Es ist nämlich System in meinen Handlungen, Prinzip, und Prinzip, meine ich, muß jeder gebildete Mensch heute haben!"

Er sah uns der Reihe nach an, als erwarte er mindestens *eine mit Unterschriften* bedeckte Dank-Adresse der allseitigen Zu-

stimmung. Doch Alles blieb stumm, nur das Deckennetz wippte mit dem Musterpackete eintönig auf und nieder.

„Ich halte nämlich immer so ein paar neueste, stilvolle Witze am Lager," fuhr er fort, „und wenn ich dann bei einem neuen Kunden einbreche, alles Reden und Ueberzeugen seine Kaufunlust nicht erschüttert, dann schieße ich los. Aber auch da muß man vorsichtig sein. Aber ich mach's, wie auf der Hochzeit zu Kanaan! Ha, ha, ha, Kanaan!" Hier versuchte er den sanft ausweichenden, schweigenden Schulmeister freundlich in die dunkelkarrirten Beinkleider zu kneifen, was ihm jedoch nicht gelang. Lachend rief er: „Hören Sie, Kanaan, das schlägt ja in Ihr Fach. Erst bringe ich nämlich die guten Witze, und wenn die Gäste trunken sind, dann rücke ich mit den anderen in's Treffen. Uebrigens kommt selten ein schlechter Witz über meine Lippen. Aber kaufen thun sie Alle, Alle, und der alte Esel that es am meisten. Schwamm d'rüber! Ja, ja, meine Herren, das ist der Humor, der göttliche Humor!" — Und nun schüttelte er sich vor Lachen, daß ihm fast die Augen übergingen.

Inzwischen war das letzte Haus des Dorfes unseren Blicken entschwunden.

Wie Feiertag lag es draußen auf der Erde, still und feierlich der Abend. Die Sonne stand bereits hinter dem langgestreckten, dunklen Walde. Wie ein Gluthmeer schoß es in feurigen Garben am Horizonte auf und breitete sich mit wachsender Schnelligkeit in purpurviolettem Glanze über das zarte, sanft schwimmende Gewölk des Himmels. Auf den Feldern zirpten die Grillen, und der laue Wind trug zuweilen den süßen Duft der breiten Lupinenfelder herüber. Hie und da schritten noch ein paar Landleute, die Sensen auf den Schultern, im Gespräch langsam dem Dorfe zu, von dessen Kirchthurm jetzt die Abendglocke leise über die Felder sang. Der Schulmeister hielt die Hände ineinandergelegt auf dem Schooß und blickte sinnend hinaus. Auf seinem friedliebenden Antlitz lag eine stille Bewegung, die

mehr, als Worte aussprach. Der vereidete Humorist hatte schonungsvoll eine Kunstpause eintreten lassen und bearbeitete indessen mit seinem Taschenmesser aufmerksam die wohlgepflegten Fingernägel. Dem alten Mann war der Eindruck wohl nicht entgangen, den auch auf uns die Schönheit des Abends machte und anknüpfend an die Landschaft, begann er jetzt in schlichter Weise über Land und Leute dieser Gegend, welcher er selbst seit langen Jahren angehörte, zu uns zu reden, allerdings öfters heimtückisch unterbrochen von dem wiehernden Gelächter und den humoristischen Purzelbäumen seines eitlen Nachbars.

„Effekthascherei!" rief er einmal über das andere, „bei den Meiningern schon besser gesehen!" Dabei blinzelte er apathisch zu dem in Purpur glühenden Abendhimmel hinüber. Doch der Alte spann ruhig den Faden seiner Erzählung fort, wie achtlos den Schwätzer bei Seite schiebend. Bald bog unser Wagen seitwärts von der Landstraße ab. Malerisch gruppirte Häuser lagen vor uns im Schatten hochwipfliger Bäume, und neben dem Rauschen des Wassers klang zugleich das Klappern von Mühlrädern an unser Ohr. Es war die Kolonie Messingwerk, in welche wir jetzt Einzug hielten. Dasselbe ergötzliche Bild wie vorher. Wie ein Fremdling in einem Ameisenhaufen Bestürzung und heillose Verwirrung anrichtet, so kribbelte und hastete jetzt beim Klang des Posthorns von allen Seiten herbei, was nicht schon draußen vor den Thüren saß, die neue Wundermär zu schauen. Hinter den Bohnenstangen eines schmalen Gärtchens wurde es lebendig und, das graue Haar zerzaust von Ranken und Gestrüpp, in der aufgenommenen Schürze die frischgepflückten Bohnen, trat jetzt eine hagere Norne an den niederen Zaun und starrte mit glanzlosen, eingefallenen Augen kopfschüttelnd auf die wundersame Erscheinung. Ja, weiser Ben Akiba, dein Wort ward hier zu Schanden!

Auf der Brücke hatten die Kinder bereits Spalier gebildet. Das vorderste kleine Mädchen, ein Kranz von Astern und wildem

Mohn auf dem Köpfchen, hielt sich jauchzend an der Schürze ihrer älteren Schwester fest, einer lieblichen Erscheinung, die bei unserem Gruß, von mädchenhafter Scheu übergossen, erröthend niederblickte. Und nun rasselte das Gefährt über die Brücke fort, langsam die ansteigende Uferlehne erklimmend.

Eine lauschige, von dichtbelaubten Platanen überwölbte Straße zieht sich hier am Wasser entlang, auf deren Höhe die schmucken Häuser sich freundlich aneinanderdrängen. Jetzt halten wir an, und nochmals erklingt das Horn durch die abendliche Stille. Langsam öffnet sich eine Thür; langsam tritt der weißhaarige, würdevolle Posthalter heraus, in der Rechten den Schlüssel, in der anderen den versiegelten Postbeutel haltend. Der kernige Gruß des Burschen auf dem Bock wird gemessen, lautlos, mit nur stummen Blicken beantwortet. Wie ein Oberpriester aus der Zauberflöte wandelt er feierlich zum Verschlußkasten des Wagens, unentwegt, was auch da komme. Die ganze Bedeutsamkeit seiner Pflicht, welche auf seinem Antlitz liegt, hat etwas Ehernes, Achtunggebietendes. Schon klirren die Schlüssel, da — auf einmal stockt seine Hand, und forschend, gespannt richtet sich der Blick die dunkelnde Straße hinauf, auf welcher jetzt deutlich eilige Sturmschritte nahen.

Und nun jagt mit hochklopfendem Busen, rothglühend, keuchend eine stattliche Maid herab und fuchtelt mit den Händen durch die Luft und telegraphirt, und athemlos unten angekommen, stößt sie endlich die tieferschütternden Worte aus:

„Der Brief ist noch nicht ganz fertig, der kann erst morgen mitgehen!“

Da wendet Schwager Postillon sein schweres Haupt seitwärts, um seinem Vorgesetzten nicht in's Gesicht zu lachen; der Schulmeister kichert so herzlich aus liebem, treuem Gemüth, und in unser schönes Trio fällt jetzt selbst der vereidete Humorist mit dröhnenden Lachsalven ein, neidlos, nassen Auges, denn das geht

ja noch über seinen Humor. Und über die Gesichter der verwetterten Platanen und verschrumpften Eichen zuckt es wie ein Wetterschein, und ein Schütteln geht krampfhaft durch die Zweige, ja, es ist, als hielten sie sich die Seiten, um nicht vor Lachen bersten zu müssen.

O, du göttlicher, herrlicher Humor! Alles bringt in diesem feierlichen Augenblicke dir Dankopfer, nur zwei Wesen spotten deiner bezwingenden Gewalt.

Das Mädchen sieht den Posthalter, noch immer nach Athem ringend, steif und fragend an, und der alte Herr macht ein so verzweifelt ernsthaftes Gesicht, daß immer neue Lachsalven aus dem Innern des Wagens tönen. Und jetzt hebt er die Hand, wie Lear, als er sein Reich vertheilt, und winkt gnädig der harrenden Magd ab.

Dann fällt die Thür des Verschlußkastens, das Mädchen verschwindet langsam zwischen den Bäumen, und während der Alte prüfend uns nachblickt, schwankt unser Wagen zurück, um donnernd wieder über die Brücke zu rollen. Ein Bachstelzenpaar fliegt pfeilschnell empor und setzt sich schwanzwippend auf das Geländer. Noch stehen die Kinder am Wege; die bekränzte Kleine wirft uns zahllose Kußfinger zu, welche unser Musterritter, mit verliebten Blicken auf die ältere Schwester, eilfertig und verschwenderisch beantwortet. Die Landstraße hat uns wieder aufgenommen, und die prustenden Pferde führen uns mit sanfter Eile vorwärts.

„Das war ein Bild, stilvoll, ha, ha, ha!“ lacht unser Gegenüber jetzt aus vollem Halse und schleudert dabei die Cigarrenspitze bald rechts, bald links im Munde herum.

In der Dämmerung erreichen wir bald den Ort Heegermühle. Dort drüben in dem Schaufenster des Materialienhändlers schimmert bereits das erste Licht. Bei der rauchenden Petroleumlampe hat der Wackere soeben den Postbeutel versiegelt und macht sich jetzt daran, die bereits ungeduldig harrenden

Kundinnen mit verbindlichem Lächeln und doppeltem Eifer abzufertigen. Da klingt plötzlich das Horn an sein Ohr, und mit Gewalt faßt es ihn und zieht ihn hinaus in die finstere Nacht. Die schon ergriffenen Häringe sausen in kühnem Bogen wieder zurück, die eine Hand fährt flüchtig an dem getigerten Handtuch entlang, die andere faßt krampfhaft den Postbeutel und, trotz des Scheltens der ungeduldigen Frauen, haspelt sich der Aermste, hoch das anvertraute Pfand über den Köpfen balancirend, hinaus zu dem mahnenden Postillon. Dann kehrt er zum Schauplatz seiner Thätigkeit zurück. Bald flimmert nur noch wie ein Irrlicht die Petroleumlampe des Tapferen durch das Dunkel.

Am Himmel sind die Sterne heraufgezogen, und düster und schweigend breitet sich der Wald zu beiden Seiten aus. Die Bäume am Wege schlagen manchmal, wenn unser Wagen sie streift, mit ihren Zweigen durch das geöffnete Fenster, lustige, frohe Abschiedsgrüße des Waldes, bei denen jedesmal unser Humorist erschreckt zurückprallt. Er hat sich jetzt eine braune Meerschaumpfeife in den Mund geklemmt und läßt dichte Dampfwolken behaglich am Fenster in die Nacht spielen. Sein unwiderstehlicher Humor scheint bei der anhaltend kühlen Temperatur, welche von uns ausströmt, sichtbar eingefroren zu sein. So geht es still über die Landstraße.

Schwager Postillon ist, müde von den Huldigungen und Trankopfern des heutigen Tages, endlich leise eingelullt und träumt von schwindelnder Carrière.

Da, — es ist doch gar zu hart, — wacht er jählings auf. Ein kräftiger Zweig schlug soeben den Humoristen auf die Backe, und vor Schreck ist ihm die Meerschaumpfeife aus dem Fenster gefallen. Zeternd schreit er schon seit Minuten dem schlafenden Generalpostmeister in spe auf dem Bocke zu, den Wagen anzuhalten. Und der Zukunftsminister zieht endlich mürrisch die Zügel an und läßt die Pferde stehen.

Kaum hat der Humorist wieder schweißtriefend im Wagen Platz genommen, da schlägt der Rosselenker wüthend auf die Pferde ein, und im Galopp geht es jetzt dem nahen Ziele zu. Das kleine Abenteuer hat unserem Gegenüber die entschwundene Laune zurückgegeben.

„Das Mundstück ist zwar zerbrochen," berichtet er, „aber den Türkenkopf habe ich ganz wiedergefunden. Es war vorauszusehen. Das liegt so in meiner Natur. Ich habe noch niemals den Kopf verloren!" Und als müsse er ergänzen, was wir taktlos genug unterließen, brach er wieder in ein schallendes Gelächter aus. Das Gespräch zwischen uns Dreien war durch diesen Zwischenfall abgebrochen worden, und still in die Ecke gelehnt, blickte ein Jeder hinaus und ließ die Eindrücke des Tages noch einmal vorüberziehen.

Jetzt begann sich der Wald mehr und mehr zu lichten, und der frisch hineinwehende Luftstrom kündete die Nähe des freien Feldes an. Bald tauchten auch vereinzelte Häuser am Wege auf; tief unten leuchteten buntfarbige, zahllose Lichter wie ein Fackelzug aus dem Grunde, der schrille Pfiff einer Lokomotive gellte scharf herüber, und nun rasselten wir über eine hochgewölbte Brücke. Noch eine Schwenkung im Bogen steil abwärts, und der Bahnhof von Eberswalde lag vor uns.

Unsere Postfahrt war zu Ende, und während sich unser freundlicher Schulmeister händeschüttelnd uns empfahl, war der göttliche Humorist mit der trällernden Entschuldigung, „daß er sie ja nur auf die Schulter geküßt," zwischen den promenirenden Reisenden, umherschwirrenden Spritzkuchen-Mädchen, Gepäckträgern und verwegenen Sonntagsjägern unseren Blicken bald entschwunden.

An der Oberspree.

Schloß Köpenick.

Von den blauen Fluthen der Spree und Dahme liebend umfangen, welche sich hier ein Rendezvous geben, um nun vereint der Reichshauptstadt entgegenzufließen, liegt auf einer waldigen Flußinsel, unter schattenden Erlen und Weiden verborgen, das alte, historische Schloß Köpenick.

Sinnend beschauen sich die gelbgrauen Mauern in den Wellen, und die Abgeschiedenheit der Lage, wie die gänzliche Weltvergessenheit des königlichen Lustsitzes lassen nicht den Glanz ehemaliger prunkender und geräuschvoller Jagdfeste ahnen, noch daß einst hier die Weltgeschichte tragisch an die Pforte pochte.

Das älteste Schloß, — denn ihrer drei sind es, welche wir zu unterscheiden haben, — war hier schon vorhanden, als unter Albrecht dem Bären die Deutschen in die sumpfigen Niederungen zwischen Havel und Spree langsam vorwärts drangen, um nach einer zähen, verzweifelten Gegenwehr das trotzige Wendenvolk für immer zu unterjochen und das Kreuz siegreich aufzupflanzen. Nach der Entscheidungsschlacht bei Groß-Glienicke, in welcher der letzte Wendenfürst Jaczo nur durch ein Wunder gerettet wurde, zog der besiegte Fürst sich auf sein Schloß Köpenick zurück, um fortan, ein getaufter Christ, die Segnungen

ſeines neuen Glaubens mit der Einſetzung ſeines Anſehens und ſeiner fürſtlichen Macht erfolgreich auszubreiten. Und ſo klein und herzlich unbedeutend uns auch heute das freundliche Fiſcherſtädtchen Köpenick erſcheinen mag, in der Endperiode der Regierung dieſes Fürſten war es zu einer einflußreichen Hochburg geworden, von welcher aus das verſöhnende Licht des Chriſtenthums weithin in die Wendengebiete ſeine Strahlen ſandte.

Mit der Ausbreitung des Chriſtenthums aber ging die Germaniſirung der ſich bisher trotzig abſchließenden Gauen jetzt energiſch Hand in Hand. Jaczo, um der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen auch einen ihn überlebenden, dauernden Ausdruck zu geben, ſtiftete unweit Rüdersdorf das Kloſter Kagel, von dem jedoch kein Erinnerungsmerkmal auf unſere Zeit herübergekommen iſt. Gleichzeitig mit Albrecht dem Bären verſchwindet auch Jaczo 1170 von dem Schauplatze. Die Wendenburg Köpenick, ſpäterhin zur markgräflichen Burg erhoben, ward unter Jobſt von Mähren in ein kurfürſtliches Schloß umgewandelt.

In jener fehdeluſtigen Zeit, welche unter der Regierung des luxemburgiſchen Kurfürſten die Mark zu einem Spielball der Raubluſt verwegener Abenteurer und adliger Wegelagerer machte, von denen das gedrückte Volk in ſeiner Noth inbrünſtig betete:

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
vor Krachten und vor Itzenplitze
behüt' uns, lieber Herre Gott!“ —

da ſaß der ſchlimme Hans von Quitzow auf dem Schloß, bis endlich das Erſcheinen des erſten Hohenzollern in der Mark dem Treiben dieſer ritterlichen Räuber ein Ende bereitete.

In dieſem alten, ehrwürdigen Schloſſe war es auch, wo der Raubritter von Otterſtedt aus Süßegrund an die Thür des Schlafgemachs ſeines jungen, kurfürſtlichen Herrn, Joachim I., mit munterer Schelmenlaune ſchrieb:

„Jochimken, Jochimken, höde Dy,
Wo wi Dy kriegen, do hängen wi Dy.“

Der junge Fürst zögerte nicht lange mit der Antwort, und was ihm zugedacht war, fügte er bald den Anstiftern jener herausfordernden Schmähworte zu. Joachim II., dem die Mitwelt in Anerkennung seiner Heldenthaten im Türkenkriege den Beinamen Hektor gegeben hatte, war es, welcher die alte Wendenburg einreißen und an ihrer Stelle durch seinen Baumeister Caspar Theyß ein neues, vielthürmiges Jagdschloß erbauen ließ, wie er es im Grunewald und in Oranienburg gethan hatte. Ein leidenschaftlicher Jäger, lebenslustig und voll derber Sinnlichkeit, hielt er sich fortan oft und gern in Köpenick auf, um mit reicher Prachtentfaltung und lärmendem Troß dem Waidwerk obzuliegen. Als der fünfundsechzigjährige Fürst, am 3. Januar 1571, von einer anstrengenden Wolfsjagd mit seinem Hof- und Jagdgefolge Abends aus den Müggelsforsten ermüdet heimkehrte, lenkte er nach der Abendtafel, wie in Vorahnung, das Tischgespräch auf geistliche Dinge und sprach mit tiefem Ernste von Christi bitterem Leiden und von Auferstehung. Ehe man sich erhob, zeichnete er ein Kreuz auf den Eichentisch, sah es lange andächtig an und begab sich zur Ruhe. Wenige Stunden darauf verschied er plötzlich mit den Worten: „Das ist gewißlich wahr!“ —

Das Unglück wollte es, daß Lippold, sein Hofjude und Finanzmann, im Schlosse anwesend war, und da der Fürst kurz vor dem Schlafengehen noch ein Glas Wein genossen hatte, so wurde bald der Verdacht rege, er sei vergiftet worden. Lippold, längst schon mit scheelen Augen betrachtet, sowie gänzlich mißachtet, ward jetzt von seinen Feinden des Giftmordes angeklagt, verurtheilt und unschuldig auf gräßliche Weise hingerichtet. Im Jagdschlosse zu Wusterhausen ist noch heute sein Bild, sowie das seiner Gattin zu sehen.

Nach dem Tode Joachim II. ward es stiller in Schloß Köpenick, und wenn es auch noch zuweilen zum vorübergehenden Aufenthalte des Fürsten diente, die lauten, frohbewegten Tage wie einst sah es nicht mehr. Nur noch einmal tritt es aus seiner

Vergeſſenheit hervor, als Guſtav Adolph von Schweden vom 1. bis 5. Mai 1631 ſein Hauptquartier hier aufſchlug, um dem ſchwankenden Kurfürſten Georg Wilhelm von hier aus die briefliche Aufforderung zugehen zu laſſen, ihm die Feſtungen Spandow und Küſtrin einzuräumen. Eine hierauf anberaumte perſönliche Zuſammenkunft Beider fand zwiſchen Köpenick und Berlin im Walde an der Heerſtraße ſtatt, jedoch ohne Erfolg, und Guſtav Adolph, des langen Zauderns und der Unentſchloſſenheit des Kurfürſten müde, brach endlich die Verhandlung mit den energiſchen Worten ab: „Ich rathe Eurer Kurfürſtlichen Durchlaucht, Ihre Partei zu ergreifen, denn ich muß Ihnen ſagen, die meinige iſt ſchon ergriffen.“ —

Es war Rütger von Langenfeld, welcher 1677—1682 den heute noch ſtehenden Schloßbau aufführte, nachdem der vorige, der einſtige Schauplatz ausgelaſſenſter Jagdſcenen, in ein alchymiſtiſches Laboratorium umgewandelt worden war. War es doch das goldene Zeitalter der Adepten, die unter dem Schutz und der Fürſorge leichtgläubiger Fürſten in abgelegenen Schlöſſern und ſtillen Sitzen, um welche Furcht und Aberglaube des Volkes eine geheimnißvolle Mauer zogen, ihr Gaukelſpiel trieben und ihren großmüthigen Beſchützern ungeheure Summen in die Luft verpufften.

Der neue Bau, welcher ſich jetzt an den Ufern der Spree erhob, war als ein Hochzeits-Angebinde für den Kurfürſten Friedrich beſtimmt, den nachmaligen erſten König Preußens. Mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth Henriette von Heſſen-Homburg hielt er feierlichen Einzug, noch ehe Alles vollendet war. Aber die Freuden der Flitterwochen ſollte er nicht rein und voll genießen. Traurige Befürchtungen, daß ſeine eigene Stiefmutter ihm nach dem Leben trachte, ſowie ſeine Kränklichkeit, welche ihm den Genuß der Jagd verbot und ihn auch oft von der Theilnahme an geſelligen Vergnügungen abſchloß, zehrten an ſeinem Gemüth und verdüſterten ſeinen ſchwermüthigen Sinn. Am 7. Juli 1683

verlor er seine Gemahlin durch den Tod. Erst als er nach abgelaufenem Trauerjahre die lebenslustige und geistreiche Sophie Charlotte von Hannover heimführte, schien auch für ihn die Sonne des Glücks allmählich die Wolken zu durchbrechen. Aber waren es die melancholische Waldumrahmung des Schlosses oder die gramvollen Erinnerungen, welche sich daran knüpften, — die Gunst der heiteren Fürstin neigte sich nicht dem einsamen Köpenick zu; ihr gefiel es besser am Spreeufer des Dorfes Lietzow, und bald erhob sich dort aus schattenden Baumgruppen, Rasenbeeten und blauen Wasserspiegeln der prächtige Bau der Charlottenburg.

Schloß Köpenick schien vergessen, bis Friedrich Wilhelm I. mit seiner Jagdlust, so lange ihn nicht das Podagra und der damit verbundene Trieb zum Malen quälte, sich wieder in demselben zu lautem waidmännischem Treiben oft aufhielt.

Aber all' diese phantastischen Bilder müssen vor jenen bangen, düsteren Schreckenstagen erblassen, welche das Schloß 1730 zum Schauplatz einer der ernstesten Episoden unserer Geschichte machten.

In dem im zweiten Stockwerk belegenen Wappensaale war es, wo am 28. Oktober 1730 das Kriegsgericht auf königlichen Befehl zusammentrat, um über den Lieutenant Katte vom Regiment Gensdarmes, sowie über den „desertirten Obristlieutenant Fritz" das Urtheil zu fällen. Nur im Kurzen sei des bekannten Hergangs gedacht. Der Kronprinz, der entehrenden, gewaltthätigen Behandlung seitens seines gestrengen Vaters müde, war mit Katte und einigen anderen, jedoch weniger betheiligten Vertrauten übereingekommen, auf der Reise, welche er in Gesellschaft des Königs nach Anspach unternehmen mußte, zu entweichen, und zwar nach dem Haag, wohin ihm Katte folgen und ihn dort unter dem Namen eines Comte d'Alberville erfragen sollte. Der Plan wurde jedoch vereitelt, ein Brief Katte's, der in Berlin zurückgeblieben war, auf dem Wege zum Kronprinzen aufgefangen, und

dieſer, unterwegs bereits als Gefangener behandelt, in Weſel dem auf's höchſte empörten Monarchen vorgeführt.

„Warum habt Ihr entweichen wollen?“ donnerte ihn der König an.

„„Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, ſondern wie einen gemeinen Sklaven behandelt haben.““

„Ihr ſeid nichts, als ein feiger Deſerteur, der keine Ehre hat.“

„„Ich habe ſo viel Ehre wie Sie, und ich habe Nichts gethan, was Sie an meiner Stelle nicht auch gethan hätten.““

Der König vergaß ſich hier ſo weit, den Degen gegen den eigenen Sohn zu ziehen; doch der Kommandant von Weſel, Generalmajor von der Moſel, bot ihm beherzt die eigene Bruſt hin: „Sire,“ rief er, „durchbohren Sie mich, aber ſchonen Sie Ihres Sohnes!“

Wenige Tage darauf erfolgte die Ueberführung des Gefangenen über Treuenbrietzen und Mittenwalde nach Küſtrin.

Katte war indeß ebenfalls in ſtrengſte Haft genommen worden, und kaum war der König wieder in Berlin angelangt, als er auch ſchon den Delinquenten vor ſich führen ließ. Katte warf ſich bei ſeinem Eintritt dem Monarchen zu Füßen und bat um Verzeihung. Friedrich Wilhelm riß ihm das Johanniterkreuz vom Halſe und ſchlug ihn mit dem Stock. Hierauf begann das erſte Verhör. Katte bewahrte vollkommen ſeine Selbſtbeherrſchung, und nichts war im Stande, ihm mehr zu entlocken, als der König bereits wußte. Dann ward er zur Wache gebracht. Während der nun folgenden Wochen war die geſammte königliche Familie zu wiederholten Malen die Zielſcheibe des Zornes und der Wuthausbrüche Friedrich Wilhelms I. Er warf ihnen vor, um das Komplott gewußt zu haben, und ſprach zugleich aus, daß der Kronprinz unbedingt ſterben müſſe. Alle waren faſt verzweifelt; nur die Oberhofmeiſterin der Königin, Frau von Kamecke, wagte es, ihm energiſch entgegenzutreten.

„Bis jetzt,“ ſagte ſie mit erhobener Stimme, „war es Ihr

Stolz, ein gerechter und frommer König zu sein, und dafür segnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden? Fürchten Sie Sich vor Gottes Zorn. Gedenken Sie Peter des Großen und Philipp des Zweiten; sie starben ohne Nachkommen, und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel." — Betroffen stutzte der König, doch war der Eindruck dieser mahnenden Worte bald wieder verflogen. Verhör folgte jetzt auf Verhör, bis endlich der Befehl gegeben ward, daß sich das Kriegsgericht in Köpenick versammeln sollte. Am 22. Oktober ward es ernannt. Es war aus fünfzehn Offizieren zusammengesetzt, welche wieder in fünf Rangklassen eingetheilt waren, und zwar je drei Generalmajors, Obristen, Obristlieutenants, Majors und Kapitäns. Den Vorsitz führte der Generallieutenant Achaz von der Schulenburg. Nachdem am 27. Oktober noch jede Rangklasse ihr Separatvotum abgegeben hatte, sollte am darauffolgenden Tage das eigentliche Kriegsgericht stattfinden. Der König saß inzwischen finster brütend und ungeduldig in seinem Jagdschlosse Wusterhausen und harrte dem Urtheilsspruche: Tod entgegen. Aber die Richter dachten anders darüber. Das Erkenntniß hinsichtlich des Kronprinzen lautete: „Was den Cron-Printzen betrifft, denen sämmtliche dahin gehenden Votis beyzufallen, daß desselben jetzige Sache nach ihren Umständen von einem Kriegs-Recht nicht gesprochen werden können, sondern Sr. K. M. zu überlassen sey, welchergestalt Sie deßen wiederholte wehmüthige Reu-Bezeugung, submission und Bitt als König und Vater in Gnaden anzusehen geruhen mögten." Was jedoch den bedauernswerthen Katte anbetraf, so hieß es am Schlusse des Erkenntnisses: „und da es in diesem Falle noch zu keiner würklichen Desertion gekommen, so kann ich nach meinem besten Wissen und Gewißen, auch dem theuer geleisteten Richter-Eide gemäß, den Katten mit keiner Lebens-Straffe, sondern mit ewigem Gefängniß zu belegen mich entschließen."

Der König sandte das Urtheil mit folgenden Bemerkungen

zurück: „Sie sollen recht sprechen und nit mit dem Flederwisch darüber gehen, das Kriegsgericht soll wieder zusammenkommen und anders sprechen.“ Auf der Rückseite des Blattes aber befanden sich eine Reihe angeführter Bibelstellen geschrieben, von denen es in der ersten, 5. Buch Mose, Kap. 17, Vers 8—12 unter anderem lautete: „Und Du sollst Dich halten nach dem Gesetz, daß sie Dich lehren und nach dem Recht, das sie Dir sagen, daß Du von demselben nicht abweichest, weder zur Rechten, noch zur Linken.“ Doch nichts vermochte die Räthe umzustimmen. Das Kriegsgericht verharrte in seiner Sentenz, und der Vorsitzende antwortete am 31. Oktober: „Nachdem er nochmals reiflich erwogen und wohl überleget, findet er sich in seinem Gewissen überzeuget, daß es dabei bleiben müsse, und solches zu ändern ohne Verletzung seines Gewissens nicht geschehen könne, noch in seinem Vermögen stehe.“ Und nun erfolgte jene Kabinetsordre des Königs, de dato Wusterhausen am 1. November 1730, in welcher, vielleicht der einzige Fall in der preußischen Geschichte, ein Monarch, anstatt zu mildern oder wenigstens das für Recht Erkannte anzunehmen, die Strenge des Urtheilsspruches noch verschärfte. Das Urtheil, welches jetzt Friedrich Wilhelm I. über Katte verhängte, lautete unumstößlich auf Todesstrafe durch das Schwert. Die begründende Auseinandersetzung, welche der König folgen ließ, ist von strenger Logik. Der Vorwurf des Königs gilt nicht allein Katte als Offizier, sondern noch mehr, daß er dem Regiment Gensdarmes eingereiht gewesen, welches wie kein anderes dazu bestimmt war, dem Königshause, wie der Person der Herrschers, durch Eidesleistung attachirt zu sein, um für das persönliche Wohl und Wehe desselben jederzeit einzustehen. Es war ein Vertrauensbruch, welchen der leichtsinnige Lieutenant in kaum begreiflicher Blindheit begangen hatte. Und darum durfte der König wohl sagen: „Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramiret,“ anstatt Meldung von dem Komplott zu machen, „so wüßte Se. Königliche Majestät nicht, was

vor kahle Raisons das Kriegsgericht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. S. K. M. werden auf die Art sich auf keinen Offizier noch Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können. Denn solche Sachen, die einmal in der Welt geschehen, können öfters geschehen. Es würden aber dann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen desgleichen geschehen müßte. S. K. M. seyen in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: Fiat Justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechtswegen, daß der Katte, ob er schon nach dem Rechten verdient gehabt, wegen der begangenen Crimen Laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, Er dennoch nur, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katten die Sentence publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. K. M. leydt thäte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme.

F. Wilhelm."

Selten sind ernstere Worte gesprochen worden, als diese letzten, und niemals werden sie ihren Eindruck verfehlen. Man fühlt, der König hat sich überwunden, und es ist nicht mehr der beleidigte, sondern nur noch der verrathene Monarch, welcher hier spricht und urtheilt. Wohl hat ihm seine Zeit die Härte des Urtheils nicht vergeben können, dennoch geschah hier nichts Willkürliches, noch folgte der König etwa blindlings einer Eingebung seiner Laune. Er durfte mit voller Ueberzeugung schreiben „von Rechtswegen", denn er handelte danach, und jenes Festhalten am Gesetz, dessen Heiligkeit er mit solch' herner Wucht und großen Worten proklamirt und vor dessen Konsequenzen er keinen Augenblick zögerte, galt es selbst den eigenen Sohn zu opfern: dieses Bewußtsein der Pflicht und

der Selbststrenge war und ist es doch allein gewesen, welche Preußen in seinem Innern erstarken ließ.

Am 2. November erfuhr Hans von Katte sein Urtheil; am 3. begann der Transport nach Küstrin, wo er am 5. eintraf. Das Gnadengesuch, welches er bereits im August an den König gesandt hatte, war unbeantwortet geblieben, und wenn sein Herz sich wohl auch noch mit der Lebenskraft der Jugend an die Hoffnung einer Begnadigung in letzter Stunde klammerte, im Grunde seiner Seele schlummerte doch schon die bange Vorahnung des trüben Ausganges dieser Katastrophe. Es war bestimmt worden, daß er vor den Augen des Kronprinzen hingerichtet werden sollte. Katte nahm das Urtheil, welches ihm am 2. November früh der Major von Schack, selbst tief erschüttert, überbrachte, mit edler Fassung auf, indem er sagte: „Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe, und habe den Trost, ihm durch meinen Tod den stärksten Beweis der Anhänglichkeit zu geben.“ Unterwegs, auf dem Transport nach Küstrin, bat er, noch einmal an seinen Vater schreiben zu dürfen, was man ihm auch gewährte. Der kindlich ergebene, bittende Ton, mit welchem er sich an das gekränkte und betrübte Vaterherz wendet, hat etwas Rührendes. „In Thränen, mein Vater, möcht' ich zerrinnen, wenn ich daran denke, daß dieses Blatt Ihnen die größte Betrübniß, so ein treues Vaterherz empfinden kann, verursachen soll, daß die gehabte Hoffnung meiner zeitlichen Wohlfahrt und ihres Trostes im Alter mit einmal verschwinden muß, daß Ihre angewendete Mühe und Fleiß in meiner Erziehung zu der Reife des gewünschten Glücks sogar umsonst gewesen, ja, daß ich schon in der Blüthe meiner Jahre mich neigen soll, ohne vorher Ihnen in der Welt die Früchte Ihrer Bemühungen und meiner erlangten Wissenschaften zeigen zu können.“ — „Ist gleich die Art des Todes bitter und herbe, so ist die Hoffnung und die Gewißheit der künftigen Seligkeit desto süßer und angenehmer.“ — „Gott

der Allerhöchste vergelte Ihnen tausendfach die mir erzeigte Liebe und ersetze Ihnen durch meine Brüder, was bei mir rückständig geblieben. Er erhalte und bewahre Sie bis in Ihr hohes und graues Alter und speise Sie mit Wohlergehen und tränke Sie mit der Gnade seines Geistes."

Am Morgen des 6. November 1730, früh 7 Uhr, fand die Hinrichtung auf einer Bastion der Festung Küstrin statt. Den Hut unter dem Arm, frei und muthig, ging er über den Wall der Richtstätte zu. Unterwegs, wie es in dem Bericht des Garnisonpredigers Besser heißt, „erblickte er endlich nach langem, sehnlichem Umhersehen seinen geliebtesten Jonathan, Ihro Königliche Hoheit den Kronprinzen am Fenster des Schlosses."

„Mon cher Katte," rief ihm der tief erschütterte Kronprinz hinab, „je vous demande mille pardons!"

Katte erwiederte mit tiefer Referenz und zitternder Stimme: „Point de pardon, mon prince, je meurs avec mille plaisirs pour vous!"

Mit den Worten: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf," legte er sein Haupt dann auf den Block, das ein Schwertstreich ihm vom Körper trennte. Der Leichnam ward in einen schmalen, schwarzen Sarg gelegt und einstweilen auf dem Gottesacker der Stadt beigesetzt, bis es endlich der Familie Katte gestattet war, ihn nach dem Geburtsorte des Unglücklichen abzuholen. Dort in Wust, in der Nähe des Städtchens Jerichow, ruht er jetzt in der Gruft inmitten der Seinigen.

Zehn Jahre lang war der König bemüht, durch Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen die so tief mit Schmach bedeckte Familie freundlicher zu stimmen und wieder etwas gut zu machen, das sich doch nie mehr ersetzen noch tilgen ließ. Wohl ward ihm auch Dank dafür, unterthäniger, respektvoller Dank aus patriotischem Herzen; aber die Lippen, die sich in diesen Worten bewegten, zuckten doch nicht unbemerkt dabei voll Bitter-

keit und Schmerz. Mit welch' ergreifender Wehmuth klingt es aus dem Briefe, den der seines Trostes beraubte Vater an seine betagte Schwägerin, die Frau Kammerpräsidentin von Katte zu Magdeburg schreibt: „Ich möchte vor Trauer vergehen, wenn ich an meinen Sohn gedenke. Mein Sohn hat es vergeben, ich muß es auch thun. Man hat dem Könige die Sache größer gemacht; ihr Ende ist noch nicht da. Mein Sohn steht vor dem gerechten Richter, und tröstet mich sein schönes Ende. Aber Morgens und Abends quälet mich sein Tod. Des Königs gnädige Briefe können ihn mir nicht wiedergeben."

Katte war todt, aber noch immer zitterte die Welt, daß auch den Kronprinzen ein gleiches Schicksal ereilen könne. Jedoch die energischen Einwendungen der gesammten Höfe Europas, sowie die mit besonderem Nachdruck gemachte Vorstellung des Hauses Oesterreich begannen allmählich die Gesinnung des Königs umzustimmen, und das Flehen seiner Familie, der heldenmüthige Protest des ergrauten Majors von Buddenbrock, welcher die offene Brust dem Monarchen für des Kronprinzen Erhaltung bot, — alles dies bewirkte endlich einen Umschwung in den Entschlüssen des Königs. Bei einem Besuche des letzteren in Küstrin, am 15. August 1731, kam die längst angebahnte Versöhnung zum befriedigenden Abschluß, und der König verzieh dem demüthig bittenden Kronprinzen voll und ganz.

Jene Tage aber im Wappensaale des alten Schlosses Köpenick waren die ernstesten, welche der Fürstenbau jemals gesehen, und die ihm einen unvergänglichen, historischen Schimmer für immer verliehen. Zwei Jahrzehnte später ward das Schloß zum Wittwensitz der Prinzessin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt bestimmt, der Gemahlin des bald nach seiner Vermählung gestorbenen Erbprinzen Ludwig von Württemberg. Ueber dreißig Jahre hielt diese Fürstin hier Hof; doch es waren Tage, arm an Ereignissen, welche hier kamen und

gingen, und nichts mehr erzählt von ihnen, als die in der Gruft der Schloßkapelle wohlerhaltene Mumie der alten achtzigjährigen Prinzessin, welche in voller Gala, mit schwerem Brokatkleide, ernst und ehrbar uns anschaut. Nach ihr, 1804—1806, wohnte im Schloß der berühmte Topograph Graf von Schmettau, den eine feindliche Kugel in der Schlacht bei Auerstädt tödtlich verwundete. —

Schloß Köpenick war eine trauernde Wittwe geworden. Verwildert und verwachsen lag der stille Park; in den Korridoren und hohen, prächtigen Sälen flüsterte und huschte es mit anbrechender Nacht geheimnißvoll einher, und dann ging es wie Kettenklirren, Jammern und Seufzen durch die leeren Räume. Jahrzehnte verrauschten. Die Krone hatte wieder das Besitzthum an sich gebracht, und eines Tages wurden die Fenster plötzlich dicht verhüllt, so daß die Sonne mit ihren hellen Augen nicht mehr hineinschauen konnte, und hinter Gittern und hohen Holzwänden saßen jetzt in den dunklen, dumpfen Räumen die jungen Demagogen, um in beschaulicher Muße über den Leichtsinn halbreifer Jugend nachzudenken und den Fehltritt — wenn es ein Fehltritt war! — von oft nur einer Stunde idealer Freiheitsbegeisterung zu büßen, aber nicht zu bereuen. Als sich ihnen endlich die Pforten wieder öffneten, da dauerte es gar nicht lange, und ein anderes Geschlecht zog hier mit Bibel, Katechismus und Geige ein, um in Bescheidenheit sich für die entsagungsreichen, freud- und dornenvollen Stunden der künftigen Laufbahn vorzubereiten. Noch heute ist das alte Schloß Köpenick der Sitz eines Schullehrer-Seminars. Dennoch ist vielleicht die Zeit nicht zu fern mehr, daß wieder dort, wo heute Gerhardt's Lieder hallen, und die dünnen, hülflosen Töne kratzender Violinen wie neckende Kobolde zwischen rauschenden Orgelklängen herumirren, der alte Glanz der Hohenzollern erwacht und an hohen Tagen die königliche Flagge von dem Dache niederweht, daß Pietät, Verständ-

niß und künſtleriſches Können das denkwürdige Schloß der ehemaligen Beſtimmung zurückgeben, wozu die maleriſche Schönheit der Lage, die hiſtoriſchen Erinnerungen, ſowie die ausgeſuchte Pracht einzelner Gemächer und Feſtſäle und der ganzen weiten Anlagen herausfordert.

Die Lage des Schloſſes iſt in der That lieblich und reizvoll. Eine breite, ſtattliche Zugbrücke mit freundlichen Blicken auf Stadt Köpenick mit dem rothen, hochragenden Kirchthurm über den maleriſch ſich aufbauenden Dächern, auf den beſchatteten Schloßbau, ſowie die reichbelebten, bunten Ufer des Stromes leitet hinüber nach der Flußinſel, auf welcher ſich die Stadt ſelbſt befindet. Von dem mit Linden umſäumten, traulichen Marktplatz gelangt man über eine zweite Zugbrücke durch das Sandſteinportal, welches die Inſchrift trägt:

Fridericus Princeps Elector Brandenburgensis
MDCLXXXI

auf den mit Blumenbeeten und Strauchgruppen geſchmückten Schloßhof. Rechts liegt das dreiſtöckige, äußerlich in ſeiner Façade nur beſcheiden gehaltene Schloßgebäude, woran ſich die von Nehring erbaute Gallerie anſchließt. Links, unter ehrwürdigen Bäumen halb verborgen, ſteht die Schloßkapelle, während geradezu ſich der lauſchige, dämmernde Schloßpark mit ſeinen bemooſteen Sandſteingöttern, verfallenen Monumenten und heimlichen Ruheſitzen ausbreitet. Ueber uns wölben ſich die Bäume zum Dach und verdecken faſt des Himmels leuchtendes Geſtirn, aber die blauen Wellen ſchimmern dafür von allen Seiten in dieſes grüne, ſtille Eiland. Alles Leben iſt bereits in den Zweigen verſtummt, und melancholiſch rieſeln die falben, gelben Blätter auf den Raſen nieder. Manchmal rauſcht es plötzlich durch Rohr und Buſchwerk, und haſtige Schritte, fliehende Schatten huſchen an uns vorüber, und es flüſtert und kichert leiſe herüber; dazwiſchen tönt gellendes Halloh und fernes Gekläff der Meute. Aber das iſt nur ein

flüchtiges Spiel unserer Phantasie, und der Herbst allein wandert von Baum zu Baum und mahnt, daß es Zeit ist, aller Herrlichkeit zu entsagen. So steigen wir die Schloßstufen hinauf. Der greise Kastellan mit schneeweißem Haar führt uns die breiten, dunkeleichenen, ausgetretenen Treppen empor und erzählt, während wir die stattlichen, mit Malereien und Stuckornamenten geschmückten Korridore und Vorsääle durchschreiten, wie er im letzten Frühling goldene Hochzeit hielt. „Hätt' nicht geglaubt, daß ich den Tag noch erleben würde, und nun ist's doch geschehen. Schön war's, unvergeßlich schön. Haben auch getanzt, Mutter voran, wie eine Zwanzigerin; nur ich hab's beim Ehrentanz bewenden lassen. Die Füße wollen doch nicht mehr so recht fort. Möchte wohl wissen, ob ich's noch schauen kann, wenn das alte Schloß wieder zu neuer Herrlichkeit erwacht!" Wir hatten bereits einige Stuben durchwandert und standen jetzt in dem prächtigen, imposanten Königssaal. Aber der Anblick dessen, was uns umgab, stimmte rasch das Maaß des Entzückens um ein erhebliches zurück. Der ganze, weite Raum war durch aufgestellte Tapeten- und leichte Holzwände in kleine Zimmerchen getheilt, doch so, daß die freiliegende Decke wie ein bunter Himmel sich über den Zellenbau wölbte. An den Wänden, hinter deren Gipsbekleidung sich noch eine Fülle reizender Bilder befinden soll, hingen jetzt Instrumente aller Art; dazwischen standen Bücherregale, Christusbilder, Wasserflaschen, Bibeln und Tintenfässer; hier weinte eine Geige, dort meisterte ein junger Bach energisch ein verstimmtes, dünnklingendes Klavier; dazwischen lesende, plaudernde, schreibende Gruppen; andächtig und gelangweilt, in sich gekehrt und sehnsüchtig nach der Freiheit hinausblickend; schlichte, hoch aufgeschossene Jünglinge, welche uns mit linkischen, verlegenen Geberden empfingen und entließen.

Und wie im Ausdruck bitterster Ironie zieht droben am Plafond über die Häupter der stillen Klausner der lärmende

Jagdzug der Diana. Leuchtende Nymphengestalten tauchen aus krystallner Fluth und wiegen die schneeigen Leiber auf den schillernden Wellen, voll schalkhafter Lust und süßer Begehrlichkeit, oder stürmen auf dem Rücken gezähmter Thiere mit Scherz und Musik an uns vorüber. Satyrn blinzeln boshaft auf die Wassergläser nieder; Bacchantinnen, den Thyrsus in der Hand und Weingerank und goldene Spangen um Schläfe und Handgelenke, gaukeln Bilder heiterer Lebenslust vor die Sinne.

Der interessanteste Theil des Schlosses ist jedoch der darüber befindliche Wappensaal; einst der Sitz des Kriegsgerichtes über Friedrich, dient er jetzt als Orgelsaal. Der erste Eindruck ist ein packender. Nicht die reiche Stuckbekleidung der Decke, die große Anzahl der Wappen und Embleme, noch die zwei prächtigen Kamine sind es jedoch; vor allem jene düstere historische Erinnerung, und dann zwanzig kolossale Karyatiden an den vier Wänden des Saales, die mit den Wappenschildern der damaligen preußischen Landestheile geschmückt sind. So groß der Raum auch ist, er wirkt erdrückend, und nur die lichten Farben vermögen einigermaßen das Gefühl der Schwere zu lösen. Aber liebliche Ausblicke erschließen sich aus den Fenstern auf Fluß, Stadt und Land. Noch weiter empor, durch eine Reihe Schlafzimmer, erklommen wir endlich das Dach, dessen mächtige Balustrade einen mit Bohlen gedeckten Gang verbirgt, der im vorigen Jahrhundert als Kegelbahn gedient haben soll. Die Aussicht von hier oben ist von entzückender Schönheit. Tief unten der Schloßpark mit den rauschenden Baumkronen und dem Silberleuchten des Fusses und weiter hinaus Dörfer, Seen, Wälder und die duftige Ferne. Drüben der breite Müggelsee mit dem grellblendenden Dünenufer von Friedrichshagen; weiter zur Rechten steigen die trutzigen, dunklen Müggelsberge empor. Die blaue Dahme legt sich, von zahlreichen Segeln und Kähnen belebt, wie ein Ordens-

band über die meilenweiten Wälder und Moore. Jenseits ruht die kleine Fischerstadt Köpenick mit ihrem weidenumstandenen Kietz und den luftigen, weißen Zugbrücken. Ein Dampfer löst sich soeben läutend vom Ufer ab, und die graue Rauchwolke, welche er entsendet, zeigt uns die Richtung der Hauptstadt. Ja, da hinten liegt sie, leise umschleiert, in majestätischer Ruhe ausgebreitet, überragt von dem hohen Koloß des Rathhauses.

Das Zifferblatt der Uhr blitzt im Strahl der Abendsonne hell auf. Ein tiefer Frieden liegt auf der Welt. Still ist die Luft, und das Geräusch der Tiefe klingt nur in verworrenen Tönen herauf. Immer tiefer sinkt der purpurne Sonnenball und taucht Alles in ein flüssiges Feuer. Ueber dem Wasser, vom Walde kommend, schwebt ein Weih; höher und höher schwingt er sich zu den Wolken, als sauge er die scheidenden letzten Sonnenstrahlen auf. Und nun ist sie dahin! Der zarte, violette Duft der Ferne verbleicht langsam, und eine dunkle Wolkenwand legt sich groß darüber. Der träumende Wald steht, als horche er in den Abend hinaus. Aus den geöffneten Fenstern des Wappensaales tönt es jetzt wie Orgelton und Glockenklang und zieht in ernsten Weisen, wachsend und verwehend, über das Wasser fort. Unten hockt ein Schiffer am Maste und flickt das Segel. Betroffen hält er in der Arbeit inne und hebt den Kopf empor. Dann zieht er langsam die Mütze von dem ergrauten Haupte und lauscht andachtsvoll den sanft verhallenden Tönen.

Die Müggelsberge.

Auf jener romantischen Waldinsel, welche sich zwischen dem Müggelsee und der launisch verzweigten Seenkette der Dahme ausbreitet, erheben sich gebieterisch die sagenumklungenen Müggelsberge. Ihre Häupter schauen ernst und geheimnißvoll zu dem breiten, rauschenden Müggelsee hernieder; weder der heiter belebende Glanz des vollen Tageslichtes, noch der Klang froher Menschenstimmen vermag jenen eigenthümlichen, fast unheimlichen Zauber zu verscheuchen, der um die düsteren Kiefern und Föhren schwebt. Es ist, als wolle der stille Ernst dieser Landschaft jedes Lachen in Bann legen. Die Berge wissen von der ältesten, kulturlosen Vorzeit zu erzählen, denn wie sie heute noch, gleich einem mächtigen, trutzig aufragenden Schlosse, in die Lande hinausblicken, so bildeten sie schon in grauen Zeiten einen gesicherten Schlupfwinkel und Zufluchtsort vorslavischer Volksstämme, längst ehe mit der fortschreitenden Kultur Burgen und Steinwälle sich in der Mark erhoben.

Die Führer der Semnonen, jenes mächtigsten germanischen Stammes der Sueven, bewohnten diese Höhen, bevor von Osten her, gleich einem gewaltigen Strome, die slavischen Völker einher-

flutheten, um fortan durch Jahrhunderte die Herrschaft zwischen Oder und Elbe ringend und kämpfend auszuüben.

Die Erinnerung an diesen vierhundertjährigen Kampf zwischen Germanenthum und Slaventhum, in dem die Marken sich immer wieder zu einem Brennpunkt des Völkerstreites gestaltet haben, bis durch die letzte Einnahme Brennabors eine Entscheidung herbeigeführt wurde, — diese Erinnerung an den größten und schonungslosesten Krieg des Mittelalters, sowie an die sich daranschließenden, noch lange dauernden Einzelkämpfe des Wendenkrieges hat sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und klingt aus Sagen und Liedern halbverweht noch heute uns entgegen.

Und diese Erinnerungen sind es, welche unsere Phantasie unwillkürlich auf jene Fluß- und Waldlandschaften überträgt, mit ihren einsamen, schilfumstandenen Seen, ihren bewaldeten Höhen und feuchten Wiesen, auf welchen der Hirtenbube die gefleckten Rinderheerden weidet. Die Wald-, See- und Moorgebiete zwischen Havel und Spree, denen die fortschreitende Kultur bis zum heutigen Tage nur wenige kümmerliche Feldmarken abgerungen hat, bildeten ehedem eine weit ausgedehnte, undurchdringliche Sumpflandschaft, den letzten Schlupfwinkel der bedrängten Wenden, zu dem sie nach der Unterjochung ihrer Führer mit Preisgebung ihrer eigenen Ansiedelungen ihre Zuflucht nahmen, um von hier aus noch durch Jahrzehnte dem verhaßten Christenthum Widerstand zu leisten. Von Nauen, Spandow über Potzdupini, dem heutigen Potsdam, an den Nutheburgen: Neuburg, Saarmund, Trebbin, an den Pässen der Notte: Mittenwalde, Wusterhausen vorüber, bis zum Spreewalde hin, dem Gebiet der Sorben, bildete der Havel- und Spreegau eine undurchdringliche, gesicherte Grenze gegen den Feind, dessen schwerer Reiterei es unmöglich war, das Wendenvolk weiter zu verfolgen.

Alle Heerfahrten der deutschen Kaiser gegen die Polen führten im weiten Bogen um das übel verrufene Wendenland, direkt

auf Glogau und Posen hin, und nur einmal, wenn die überkommenen Nachrichten nicht trügen, ist unsere Gegend von einem deutschen Heerzuge berührt worden, als unsere Nachbarstadt Teltow zerstört wurde, die den gewagten Anspruch erhebt, mit jener durch Karl dem Großen 789 eroberten und verwüsteten Stadt Dramagiti identisch zu sein. Der Wendenkrieg, welcher späterhin folgte, galt deutscherseits nur den beiden Endzielen: Anerkennung der Hoheitsrechte der deutschen Kaiserkrone, sowie endlicher Einführung des Christenthums, und wenn späterhin der Wunsch immer festere Gestalt annahm, das gesammte Land sich zu eigen zu machen, so bedingte dies nicht nur die Sicherstellung der Germanisirung, sondern muß zugleich als eine berechtigte Bestrebung der Kirche angesehen werden, in deren Interesse es lag, den von ihr gegründeten Bisthümern und Abteien eine größere Lebensfähigkeit zu verleihen.

Es war Bernhard von Clairvaux, welcher, als die Norddeutschen ihre Theilnahme an dem zweiten Kreuzzuge verweigerten, da im Lande der Feind kühner als je sein Haupt erhob, einen Aufruf zu einem Sonderkreuzzug gegen die Wenden ergehen ließ. Polen, Böhmen, Mähren, Dänen leisteten demselben bereitwilligst Folge. Noch nie war das Wendenland so ernst bedroht worden, ein Kampf auf Leben und Tod stand dem bedrängten Volk bevor. Eine Landschaft nach der anderen trat verzagt dem neuen Glauben bei: Rauen, Pommern, Brizaner, Obotriten und Sorben beugten sich vor dem Christenthum; nur die Liutizen, jener über die anderen ragende wendische Stamm, kämpfte mit verdoppeltem Heldenmuthe weiter. Neun Mal ward Brennabor genommen und wieder verloren, sieben Mal durch Sturm, zwei Mal durch Verrath, bis endlich Albrecht der Bär am 11. Juni 1157 mit Hilfe des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg und vieler freiwillig herbeigeeilten Grafen und edlen Herren Stadt und Burg für immer den Slaven entriß. Dennoch währte es noch Jahrzehnte, ehe die Deutschen unbestrittenen Besitz von dem Land

greifen konnten, ehe der Umwandlungsprozeß in den bisher
endischen Städten als vollkommen beendet angesehen werden
onnte. Das aufflackernde Heldenthum des letzten Wendenfürsten
aczo von Köpenick vermochte nicht mehr dem Rade der Geschichte
inhalt zu gebieten. Noch einmal schlugen wohl die Flammen
ationaler Begeisterung flüchtig empor, um dann langsam in
nem Aschenhaufen zu verglimmen. Die alten Götter waren
ntthront, ihre geheiligten Bilder sanken verspottet in den Staub,
nd das Kreuz leuchtete fortan siegreich durch das überwundene
and. Christianisirung und Kolonisirung gingen unermüdlich
Hand in Hand; das erste Cisterzienserkloster Zinna unweit Jüter-
ock wurde 1171 gegründet, und der Orden der Tempelritter
aute als ein Bollwerk gegen das Heidenthum in Tempelhof ein
estes Schloß. Was nicht in den Gemetzeln seinen Untergang
efunden hatte, entfloh oder ergab sich der neuen Lehre, und die
päteren Einfälle der Pommern und Polen, sowie der schwarze
Tod, welcher mehrmals seinen Triumphzug durch die Lande hielt,
aben dann mehr und mehr die Reihen der Wenden gelichtet.

Das freie Volk, welches uns die Zeitgenossen als kühn, gast-
reundlich und sangeskundig so oft schildern, war dahin; aber noch
eute liegt es wie ein Hauch jener Zeit über den stillen See- und
Waldstrecken, klingt es leise gleich einem melancholischen, wen-
ischen Volksliede darüber hin.

Wenn die Abendsonne von der dämmernden Kiefernhaide
bschied nimmt, und ihr letzter Schimmer verklärend auf den sanf-
en Fluthen weilt, da [illegible] Mark schön und von einem unaus-
prechlich [illegible]. Gleich Riesenschwänen ziehen
[illegible] vorüber, und von jenem Tagewerk
[illegible] heim, lautlos [illegible]
[illegible]
[illegible] noch [illegible]
[illegible]

Wer es nicht vorzieht, von Köpenick oder Friedrichshagen sie zu erreichen, der schlage den Weg über Grünau ein. Die Scenerie ist wechselvoller, und der schattende Wald begleitet uns bis zu dem Fuße der steil aufsteigenden Berge. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Grünau befindet sich das Grabdenkmal des Kurfürsten Joachim Friedrich, der hier im Wagen, auf der Rückkehr von Storkow nach Berlin, plötzlich vom Schlagfluß getroffen, starb. Es stellt eine offene Kapelle dar, in Backstein ausgeführt. Ueber einem Grabstein erhebt sich das auf vier Pfeilern ruhende Dach. Die Längsseiten sind offen und nur mit einem Gitter versehen, während an der Schmalwand des Kopfendes ein gußeisernes Kreuz aufgestellt ist, das einen Kurhut und die Inschrift trägt: „Hier starb den 18. Juli 1608 Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg." Ein junger Eichenhain umgiebt malerisch das Denkmal, welches uns die Erinnerung an diesen fürsorglichen Landesfürsten, den Gründer des Joachimsthal'schen Gymnasiums, weckt und zugleich an seine treffliche Gemahlin Katharina, welche die Schloßapotheke für Unbemittelte in's Leben rief und als Wohlthäterin der Armen und Kranken jenen schönen Vorzug der Fürstinnen erkannte, den bis heute die hohen Frauen der Hohenzollern stets geübt haben.

An dieser denkwürdig historischen Stätte mitten im Forste befand sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts nur ein Erdhügel mit einem starken eichenen Pfahle. Ehemals hatte letzterer eine steinere Tafel getragen, welche nach der Registratur des Landjägers zu Köpenick folgende Inschrift gezeigt hatte:

„Auf dieser Stelle entschlief, seelig im Herrn auf dem Wege, der Durchlauchtigste Hochgeborne Fürst und Herr Joachim Friedrich Marggraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst, in Preußen, zu Stettin, Pommern, der Kassuben und Wenden auch in Schlesien zu Krossen und Jägerndorff Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Rügen Hochlöblichen Andenkens plötzlich

und unversehens vom Schlage gerührt am 18. July zu Mittage des Jahres Christi 1608 und ist diese Tafel die Nachkommen deren zu erinnern hierher gesetzt worden."

„Renovirt 1709."

Auf eine Eingabe seitens der Regierung zu Potsdam, befahl Friedrich Wilhelm IV. am 29. April 1819 endlich die Errichtung eines würdigen Denkmals.

Von hier, nach Ueberschreitung des Schienenstranges, führt uns ein Waldweg durch herrliches Birkengehölz zu den grünen Ufern der Dahme. Es ist ein klarer, frischer Märztag. Die Sonnenstrahlen huschen über das Moos, welches sich wie ein mit Goldfäden durchwirkter Teppich zu unseren Füßen ausbreitet. Hie und da schauen verstohlen die jungen Blattknospen neugierig in den Frühling hinein, den die Birkenkätzchen über uns fröhlich einläuten. Die Vöglein in den Zweigen, das rings sich erschließende, keimende Leben künden uns das nahende, blüthengeschmückte Fest des Lenzes an. Der Bootsmann an der Landungsbrücke hat uns längst erspäht; jetzt lüftet er die Mütze, ein kurzer Gruß, wir steigen ein, und der Kahn trägt uns unter raschen Ruderschlägen an das jenseitige Ufer. Noch eine halbe Stunde Wanderung durch die Haide, während der blitzende Strom zu unserer Rechten bleibt, und vor uns erheben sich überraschend plötzlich beim Austritt aus dem Walde die dunklen Müggelsberge. Aus Sand, gemischt mit Kieseln und Geschiebe von Schiefer, Jaspis und Basalt, bilden sie nicht etwa einen einzelnen Berg, sondern gleich einem vollständigen Gebirge im zierlichen Maßstabe könnten sie wohl zum praktischen Studium sämmtlicher Vorbegriffe der physischen Geographie dienen.

Jede Bodenerscheinung, im Einzelnen wie im Zusammenhange, ist hier gegeben. Ehemals mag undurchdringliches Dickicht hier geherrscht haben, den noch heute besitzen einige Partien einen wilden Anstrich. Der östlich gelegene große Müggelsberg, welcher noch vor Jahren einen köstlichen Rundblick über die Müggel

bis weithin zu den Rauen'schen Bergen bei Fürstenwalde bot, ist heute bereits wieder mit Unterholz bestanden und nicht mehr passirbar. Desto lohnender gestaltet sich der Rundblick von dem kleinen Müggelsberg, der sich 368 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt und ehemals als trigonometrischer Punkt ein hohes Holzgestell trug, das sich über die dunklen, schwankenden Kiefernwipfel lustig emporstreckte. Aber die stolzen Bäume, welche bisher diesen Gipfel krönten, sind vor einigen Jahren der Axt anheimgefallen, nachdem sie das Opfer der Kiefernraupen geworden waren, und mit ihnen ward auch das Gerüst mit seiner luftigen Warte beseitigt. Kahl und einsam erhebt sich jetzt der kleine Müggelsberg; nur noch eine Reihe alter Kiefern, welche verschont geblieben sind, marschiren gleichsam wie eine Kette steifbeiniger Grenadiere den Berg hinan zu dem wind- und wetterumsungenen Gipfel.

Ja, die Raupen haben unnachsichtlich gewüthet! Von der Höhe dieses Berges abwärts bis zu der breiten Müggelsheimerstraße zieht sich jetzt ein kahles, todtes Gebiet hin. Der romantische, am Fuß gelegene Teufelssee, welcher früher aus dunklem Moorgrunde durch die Stämme beim Abwärtssteigen schwarz und leuchtend dem Wanderer entgegenschimmerte, nicht wie ein freundliches Auge, sondern finster und unheimlich, hat längst diesen Charakter eingebüßt, seitdem das breite, volle Tageslicht unerbittlich den Schleier des Geheimnißvollen von ihm fortzog. Wohl schwimmen noch die gelben Teichrosen darauf, und verwaschenes Sternenmoos ziert den breiten Sumpfgürtel, welcher die kleine Wasserfläche umspannt; aber wo ist der Zauber unserer märkischen Teufelsseen, wenn ihm die dunkle Umrahmung des schweigenden Waldes verloren ging? Es war ein prächtiges Stück Romantik da unten, wenn wir Abends bei dem „Alten am Teufelssee", dem wackeren Fischer Schütz, saßen, draußen auf der Bank an der leicht gezimmerten Hütte, vor uns der düstere Mummelsee und drüben die stummen Berge. Und wenn der Lärm des Tages verhallt war, die Nebel aus dem Wasser aufstiegen und

in seltsamen Gestalten emporwallten, dann löste sich die Zunge des Alten, und halbverklungene Sagen gewannen wieder Form und Leben.

Und sagenreich sind See und Berge. Tief unten auf dem Grunde liegt ein versunkenes Schloß, und zur Johannisnacht, wenn ringsum Glühwürmchen den Wald illuminiren, steigt eine wunderschöne Prinzessin aus der feuchten Tiefe herauf und schmückt den Saum ihres Gewandes mit den gelben Teichrosen. Dann setzt sie sich auf den großen Stein, welcher am Ufer liegt, flicht ihr langwallendes Haar und seufzt und weint. Manchmal erscheint sie auch als ein Schwan, der einsam und traurig einherschwimmt. Einst stand ihr Schloß hoch oben auf den Bergen; doch als sie spröde alle Bewerber um ihre Hand zurückwies, stürzten die alten heidnischen Gottheiten unter furchtbarem Erdbeben Schloß, Schätze und Jungfrau in die Tiefe. Nur ein unbescholtener Jüngling kann sie retten, wenn er in der Johannisnacht dreimal ihren Namen ertönen läßt. Dann kommt sie herauf, und er muß sie auf seinen Arm nehmen und sie wortlos, umzischt von bösen Geistern, dreimal um die Kirche von Köpenick tragen. Dann ist sie erlöst, das Schloß steigt wieder herauf, und die Musikanten spielen zur Hochzeit auf.

Dort oben auf den Bergen wohnt noch eine zweite Prinzessin. Allabendlich fährt sie mit vier goldfarbigen Rossen hernieder zu dem Müggelsee, um die Durstigen zu tränken; doch ein großer Heuwagen, mit vier weißen Mäusen bespannt, rollt ihr entgegen, den Lauf ihres Gefährts zu hemmen. Sie besaß einst ein prächtiges Schloß droben, wo dann später jener große Stein, auch Teufelsaltar genannt, gelegen hat. Das Schloß ist längst dahin, aber auch der Stein ist seit Jahren verschwunden. Zuweilen nur schlägt aus dem Boden dort eine hohe Flamme, dann wieder sieht man aus der Höhle, welche der Stein verdeckte, ein altes Mütterchen am Stabe gebückt hervortreten. — Auch die wilde Jagd tobt

zuweilen unten am Teufelssee, und ein Mann aus Köpenick, der in der Johannisnacht vorüberfuhr, vernahm ein Getöse von Jagdhörnern und Hundegebell und seltsam schauerliche Gestalten flogen vor ihm her durch die Bäume, so daß er Gott dankte, als er endlich glücklich wieder zu Hause ankam.

So wandelt die Sage geschäftig durch diese stillen Gegenden. Der alte Fischer ist todt, und mit ihm ging auch die Romantik des Teufelssees schlafen. Nur droben die entzückende Aussicht ist geblieben, die immer unsere Augen gefangen nimmt.

Wenn man von Osten her zurück den Kamm noch einmal überschreitet, im Rücken die Kuppe des großen Müggelsberges, dann erscheint links in der Tiefe, von grünen Zweigen eingerahmt, ein liebliches Bild: Dorf Müggelsheim, dessen rothe Dächer einen freundlichen Gruß in die Waldeinsamkeit hinaufwinken. Der Kamm breitet sich zu einem schönen Waldplatze aus, von stolzen Kiefern und ehrwürdigen, halberstorbenen Eichen umstanden, die mit ihren faltenreichen, verwetterten Gesichtern seltsam in die neue Welt ringsum lugen. Es ist der Triglaffplatz, weil das dreiköpfige Bildniß des Wendengottes, wie die alten Wendenfischer dieser Gegend erzählen, hier einst gestanden haben soll. Zickzack, bergauf, bergab führt jetzt der Weg bis zu dem äußersten Vorsprunge des Höhenzuges im Westen, dem kleinen Müggelsberge. Ein Rundblick sonder Gleichen! Links die Dahme mit ihren stillen Buchten und Rohreilanden, weithin zahllose aufblitzende Seen und grüne Inseln. Wald und Wasser meilenweit, so weit das Auge reicht. Welch' ein Gegensatz auf der anderen Seite! Unser Blick fällt auf die breite Müggel, durch welche sich die Spree wie ein blaues Band zieht. In der Ferne die Thürme der Kaiserstadt und immer näher dann ein Heer von Schloten und Essen: die Hand des Menschen, welche der Natur unauslöschlich ihre Spuren eindrückte. Am Ein- und Ausgang des Müggelsees liegen die Dörfer Rahnsdorf und Friedrichshagen,

jenes ein altes Wendendorf, dieses eine stattlich aufblühende Kolonie des großen Königs, welcher sie in's Leben rief. Und dazwischen wogt und treibt die Müggel schäumend und brausend, von Fahrzeugen aller Art belebt; die weißen Wogenkämme branden an das sandige Ufer, und die letzten Sonnenlichter spielen darauf nieder.

Schön ist der See, wenn das stille Mondenlicht über ihm weilt, und die Berge gespenstisch in die Nacht hineinragen, doch noch schöner, wenn der Herbststurm durch die Föhren saust und das Wasser, wie in seinem Innersten aufgewühlt, sich trotzig und wild erhebt. Dann ist's, als würden die alten Heidengötter wieder lebendig, welche der neue Glaube von den Bergen in die nasse Tiefe verbannte, als streckten sie drohend ihre Häupter empor, um mit dem Sturme jauchzend die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Es ist ein böser, tückischer See, die Müggel, der schonungslos alljährlich seine Opfer fordert.

Die Sonne ist gesunken, und wir steigen zum Teufelssee hernieder. Kein Laut ringsum, alles Leben ist wie erstorben. Thür und Fenster der kleinen, moosbedeckten Hütte sind vernagelt, und in den angrenzenden Lauben haben Sturm und Winter grausam gehaust. Wir rufen, doch keine Antwort erfolgt. An dem einen Fenster hängt noch ein kleiner Immortellenkranz, vielleicht von zarter Hand gewunden, die Erinnerung einer schönen, flüchtigen Stunde. Jetzt spielt der Abendwind mit den trockenen Blumen, von denen einzelne bereits den Boden bedecken. Auf dem See treibt langsam der Kahn umher, wie von Geistern bewegt, und es ist, als müsse jetzt die Prinzessin wieder dem feuchten Schoße entsteigen und sich an das Ufer setzen und bitterlich weinen. Aus dem See wogen feuchte Nebel empor und hüllen bald Berg und Thal in ein graues undurchsichtiges Gewand. Ein Frösteln geht durch den kahlen Haag, als schauere die Natur zusammen. Durch die nächtliche Stille tönt fernher

aus den Lüften das Geſchrei vorüberziehender Wildgänſe, während wir rüſtig den Weg zum Müggelſee durch die Haide einſchlagen.

Jetzt ſenkt ſich ein wenig der Boden, die Schonung tritt zurück, und an das weithingeſtreckte, dunkle Ufer rollt wie ein ſtolzes Wiegenlied der ſchäumende Wogenſchlag der Müggel.

Schmöckwitz.

Dort, wo sich die drei märkischen Seen: der Zeuthener See, Seddin- und Lange See, ein trauliches Stelldichein geben, liegt das romantische, schilfumgürtete Fischerdorf Schmöckwitz.

Wie eine wilde Schöne, Blumen im Haar und ein munteres Lächeln auf dem frischen Antlitz, spiegelt sich der freundliche Ort in den Fluthen der drei blauleuchtenden Seen, welche ihre Wellen gleich stummen Huldigungen zu den Füßen der vielumworbenen Herrin vorübersenden. Es sind drei friedfertige Herren, denen nur selten die Leidenschaft auf dem Antlitz geschrieben steht, wenn der Sturm sie aufwühlt und den weißen Wogengischt zornig und mit Gebraus an das Ufer schleudert; mit leisem Wellengeplauder nahen sie schmeichelnd und lockend der Dorfschönen, welche für jeden Bewerber, nach kluger Mädchenart, einen ermunternden, vielsagenden Blick in Bereitschaft hält.

Wer jemals im Frühling hier am Ufer gesessen hat, wenn der laue Wind den Blüthenschnee von den stattlichen Apfelbäumen weht, das Auge hinaus gerichtet auf die tanzenden, schillernden Wellen, die dunklen Höhenzüge; wenn Wasser und Himmel in azurfarbener Bläue aufleuchten, und ein belebender Hauch durch die Welt geht, wie ein süßes, träumerisches Lied des Leidver-

geſſens, der wird den Zauber dieſer Landſchaft voll und tief empfunden haben.

Schmöckwitz hat keine Geſchichte, es iſt arm an Ereigniſſen wie an irdiſchen Gütern; nicht einmal die Sage ſchritt einſtens durch die ſtillen Dorfgaſſen und ließ ein immergrünes Blatt aus ihrem Kranze zur dauernden Erinnerung zurück.

Der Ort iſt arm und friſtet ein beſcheidenes Daſein. Die wenigen Häuſer ſind in Folge des wechſelnden Terrains unregelmäßig vertheilt. Bald iſt's eine gelbſchimmernde Düne, welche uns das rothe Dach eines Hauſes verbirgt, oder unter Erlen und Weidengeſtrüpp lugt anheimelnd die binſengedeckte Hütte eines Fiſchers hervor. Dazwiſchen erheben maleriſche, weitſchattende Kiefern, ſteifbeinige Pappeln mit groteskem Pathos ihre Häupter. An den Abhängen friſtet magerer Strandhafer ein kümmerliches Daſein, während ungefähr im Mittelpunkt des Ortes auf einem Sandhügel ſich der eintönige, triſte Bau des Kirchleins erhebt, inmitten einer verſunkenen, ſtillen Gräberwelt.

Aber die Aermlichkeit des Dorfes vermag nicht den Reiz zu ſchmälern, noch zu verſcheuchen, welchen Schmöckwitz von der Waſſerſeite her bietet. Ein maleriſches Fiſcherdorf, wie die Mark nicht zu viele aufzuweiſen hat, von ſanfter, einnehmender Lieblichkeit, mit einer Fülle von wechſelnden Details, welche das Auge fort und fort beſchäftigen. Welch' ein buntes, bewegtes Leben und Treiben am Strande und auf dem Waſſer! Die Scenerie ändert ſich mit jeder Minute, und bei aller Beweglichkeit und Flüchtigkeit der Bilder dennoch Ruhe und harmoniſcher Einklang, wohin auch das Auge fällt.

Der hohe Reiz und die Anziehungskraft des Ortes, welcher alljährlich viele Berliner als Sommergäſte beherbergt, liegt nicht allein in den freundlich angrenzenden Wald- und Waſſergebieten begründet, ſondern auch in der friſchen, feuchten Seeluft, welche belebend von den Waſſern landeinwärts weht, in der Annehmlichkeit einer ungeſtörten, wohlfeilen und noch nicht von dem

Parfüm moderner Blasirtheit angekränkelten Villeggiatur. Fast jedes Haus rüstet sich im Frühjahr zur Aufnahme willkommener Sommerfrischler. So entstanden auch die kleinen Vorgärtchen an manchen Häusern, mit Bank und Laube, über welche Geisblatt und wilder Wein klettert und geschützte, schattige Plätzchen schafft. Da wird denn im Frühjahr geklopft und grün angestrichen, Beete werden abgesteckt, und der Zaun wird sorgsam beschnitten, und wohlgefälligen Blickes schaut dann der Schmöckwitzer sein Werk prüfend an, lüftet die Mütze und lobt sich im Stillen. Sie kommen Alle wieder, sagt er schmunzelnd und er hat Recht darin. Sie kommen wieder. Trotz seiner beweglichen Unbeständigkeit ist der Grundzug des Berliners dennoch konservativ, so lange es wenigstens das Interesse seines eigenen Wohles und Wehes anbetrifft, und wo sich ihm gute Stunden in die Erinnerung geprägt haben, da kehrt er, gleich dem Wandervogel, mit jedem neuen Frühling wieder zurück.

Ehemals, als noch kein Schienenstrang Schmöckwitz mit der Hauptstadt verband, mag es hier wohl noch einsamer und stiller ausgeschaut haben, denn der Verkehr zu Wasser ist bis heute noch ein mangelhafter, wenig benutzter geblieben. Und dennoch ist das arme Fischerdorf mit Berlin seit Jahrhunderten durch eine stattliche Straße verbunden gewesen.

Ueber die schmale Zugbrücke von Schmöckwitz, die eine Verbindung mit dem gegenüberliegenden Werder bildet, welcher von den drei obengenannten Seen im Westen, sowie östlich von dem Wernsdorfer- und Kroschinsee, sowie dem großen Zug begrenzt ist, — über diese luftige Verbindung führte von altersher der Weg von Berlin nach Storkow. Eine herrliche Waldstraße ist es theilweise noch heute, welche den Namen „Adlergestell" trägt und ehemals Kurfürstenweg oder auch die Reichsapfelstraße genannt wurde, da die sie begrenzenden Waldriesen zur Zeit der Kurfürsten mit einem Reichsapfel und Adler geschmückt waren.

Sie begann damals an der Alten Jakobstraße, zog sich die

Köpnickerstraße entlang, mitten durch die große Cöllnische Haide, am heutigen Grünauer Bahnhof vorüber, durch Schmöckwitz, Wernsdorf und weiterhin nach Storkow. An viele der von ihr berührten Orte knüpft sich ein historisches Interesse. Dort an jener Wiesenstelle zwischen dem neuen Krug und dem ehemaligen Forsthaus Kanne fand jene erfolglose Zusammenkunft des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, statt. Weiter unten führt das Adlergestell an der Kolonie Süßegrund vorüber, wo einst der kecke Raubritter von Otterstedt hauste. In der Nähe des Bahnhofes Grünau erinnert ein Grabdenkmal an Kurfürst Joachim Friedrich, dann leitet das Adlergestell direkt nach Schmöckwitz und über die Zugbrücke nach Storkow und Beeskow.

Die Aussicht von dieser luftigen Brücke ist von jenem unbeschreiblichen Reize, wie sie eben nur die Mark an ihren bevorzugtesten Punkten dem Auge des Naturfreundes offenbart.

Wald und Wasser, so weit das Auge schweift; hie und da ein Gehöft, manchmal auch ein schmales Stück Wiesenland, von dem das Geläute der weidenden Heerde sanft herüberweht. Aber die Sonnenlichter tanzen auf den schillernden, klaren Wellen, und des Himmels Bläue spiegelt sich wie ein freundlich' Auge in den grün eingerahmten Wasserflächen. Dort drüben der melancholische Zeuthener See, über den es schwermüthig wie eine wendische Weise klingt und die Herzen unwillkürlich gefangen nimmt. Unter malerischen Kiefern hervor grüßen die schindelgedeckten Dächer des einsamen Fischerdorfes Zeuthen; weiter unten, wo von hoher Flaggenstange lustig ein Wimpel im Sonnenscheine flattert, liegt hart am Wasser „Hankel's Ablage". Dann engt sich der See zu einem schmalen Wasserarm zusammen, und während zur Linken die Hochebene Beeskow-Storkow dünenartig den Lauf begleitet, tritt allmählich auf der anderen Seite der Thurm und Windmühlenberg von Wusterhausen in den Vordergrund.

Jenseits der Schmöckwitzer Zugbrücke ist die Scenerie noch

wechselvoller und reicher an Farbe und Glanz. Zur Linken der Lange See, mit zahllosen Segelbooten bedeckt, die große und kleine Krampe mit den originellen Fischerhütten, im Hintergrunde die dunkle Höhenwand der sagenumklungenen Müggelsberge. Zur Rechten glänzt der lachende Seddin-See mit seinen Rohreilanden, weiterhin ragen die gelbleuchtenden Gosener Berge; wo Wasser und Himmel ineinander zu fließen scheinen, zeigen sich wie ein rother Streifen die Dächer von Gosen, und jenseits fern am Horizont, wie im zarten Duft verschwimmend, recken die Kranichberge ihre Häupter empor. Eine Kahnfahrt bei windstillem Wetter über den Seddin-See zu der in Kreuzform gebauten Kolonie Gosen ist überaus lohnend. Liebliche Anhöhen spiegeln sich in den Fluthen, und wie eine lebendig gewordene Robinsonade steigt weiterhin Robins-Eiland aus blauem Grunde herauf.

In der stillen Bucht gegenüber, fast den Blicken verborgen, liegt das Gehöft Zwiebusch inmitten eines Obst- und Blumengartens. Ein kräftiger, schöner Menschenschlag, der hier vor langer Zeit sich eine bleibende, liebgewordene Stätte schuf. Ein Idyll im schönsten Sinne des Wortes. Die braungefleckte, stattliche Rinderheerde lagert am Ufer, zu dem die Wellen leise plätschernd sich nahen. Auf dem Wurzelgeflecht einer halb abgestorbenen Erle sitzt die Hirtin, eine Greisin, welcher das weiße Haar wirr um das verfallene Antlitz spielt. Sie hat den Blick theilnahmslos und müde in die Ferne gerichtet, während eine kleine Haselgerte in ihrer Hand mechanisch die Wellen aufzuhalten sucht. Wir fragen nach Namen und Alter. Sie hebt langsam den Kopf, es ist, als bewegten sich die Lippen, doch sie schweigt. Das Haupt fällt wieder leise zur Brust nieder. Aber das schlanke, dunkeläugige Mädchen, das mit dem Schöpfeimer jetzt den schmalen Bootssteg betritt, giebt uns lachend Antwort. Die Alte hat ja längst ihr Alter vergessen, und nur wie eine dunkle Erinnerung haftet ihr jene Zeit der Kindheit noch im Gedächtniß, als einst die Kosaken ihre kleinen, struppigen Pferde in den Gewässern der

Tahme tränkten. Es muß ſchon wohl lange her ſein, nickt die Junge, dann verſchwindet ſie grüßend hinter den Bohnenſpalieren.

Von dem Gehöft ſteigt man den beackerten Goſenberg hinan, den ehemals ein Triangulirungs-Gerüſt krönte, und von dem ſich eine überraſchende, gänzlich unerwartete Ausſicht den Blicken eröffnet. Meilenweit liegt das Land mit ſeinen zahlloſen, blauen Waſſeradern und Ortſchaften vor uns, von Berlin bis Fürſtenwalde, und drüben dehnt ſich das glänzende Panorama von Rüdersdorf bis Wuſterhauſen aus.

So bietet Schmöckwitz eine Fülle reizvoller Bilder und landſchaftlicher Schönheiten. Wer ſeinen Weg einmal dahin nehmen will, unterlaſſe nicht, ſich von der Waſſerſeite dem Fiſcherdorfe zu nähern.

Der Weg an der großen Krampe entlang bis zur Ueberfahrtsſtelle nach Schmöckwitz iſt wenig gekannt, noch weniger beſucht, und in dieſer Abgeſchiedenheit der Lage liegt auch der beſondere Reiz dieſer Wanderung.

Wenn man, von Grünau kommend, die Müggelsberge hinabſteigt, dort, wo ſie öſtlich in das flache Land abfallen, erſcheint uns durch das uns begleitende Stangenholz, wie eine freundliche Oaſe, unten die Kolonie Müggelsheim. In dieſem ſchlichten Orte ward am 5. November 1794 als Sohn eines Bauern, der im September 1885 in einem Alter von faſt 91 Jahren verſtorbene General-Lieutenant z. D., Joſeph Jakob Baeyer, Präſident des königlichen geodätiſchen Inſtituts, eine der erſten Autoritäten ſeines Faches, geboren, deſſen europäiſche Gradmeſſungen ihm einen Weltruhm verſchafften.

Die maſſiven, ſchmuck geſtrichenen Häuſer mit den ſauber gehaltenen Steinſtufen nach der Straße zu zeugen von dem Wohlſtand und der waltenden Ordnung dieſes Ortes. Eine Maulbeer-Allee führt uns zu dem Eingange des Dorfes.

Es iſt Sonntag Nachmittag. Die Lerchen ſingen und jubiliren in dem blauen, ſonnigen Märzhimmel, und am Rain, den

wir jetzt entlang wandern, reiben sich die ersten Gänseblümchen verschämt den Winterschlaf aus den Augen. Wie friedlich liegt die Dorfstraße vor uns! Vor den Thüren sitzen die Mädchen plaudernd und nähend und stecken bei unserer Ankunft kichernd und flüsternd die Köpfe zusammen. Ein paar Nachbarn, die Pfeife im Munde, stehen am Zaume eines schmalen Vorgärtchens, und auf den verwetterten Gesichtern thront jener geheimnißvolle Ernst, der uns die ganze Hochwichtigkeit ihres politischen Diskurses verräth.

Am Ausgange des Dorfes, wo der Weg zum Forsthause führt, liegt hart am See, reich mit Kreuzen und Monumenten geschmückt, der kleine Gottesacker. Die Wellen rauschen zu der stillen Ruhestatt heran, als sängen sie ein träumerisches Schlummerlied. Nur wenige Namen sind es, denen wir hier begegnen, aber ihre Beziehungen zu einander machen es uns nicht schwer, die einfache Geschichte des Ortes, soweit sie sich in den Leiden und Freuden eines kurzen Menschendaseins wiederspiegelt, zu enträthseln.

Die Ufer des angrenzenden Sees, die große Krampe genannt, sind theilweise noch von einer wilden Schönheit. Steil abfallend, rahmen sie mit den dunklen, sie krönenden Föhren stimmungsvoll den einsamen See ein, während von dem unten liegenden, mit Seetang und Muscheln bedeckten Strande grünendes Buschwerk und malerische Erlen heraufblicken.

Kein Laut unterbricht heute die Stille. Manchmal schwebt ein Reiher langsam über das Wasser, oder es blitzt sekundenlang auf, wenn ein Fisch emporspringt. Abgeschlossenheit ringsum, welche eigenthümlich zu dem Charakter der Landschaft stimmt. Immer wieder eröffnen sich neue Buchten, deren hervortretende Hügelwände uns den Anblick auf unser Endziel verschließen. Endlich stehen wir an der Südspitze, wo sich die große Krampe mit dem Langen See verbindet. Gegenüber erscheint die weiße, kühn geschwungene Brücke von Schmöckwitz.

Wir rufen, und als Alles still bleibt, wiederholen wir noch einmal das Zeichen. Jetzt schallt es wie ein Echo herüber, ein Kahn löst sich vom Ufer und richtet seinen Lauf zu der Landzunge, auf welcher wir uns befinden. Wir steigen ein und steuern auf Schmöckwitz zu.

Der rothe Sonnenball liegt auf den Gewässern, und purpurn erglühen die Fluth und die Gesichter unserer Kahnführerinnen. Zwei Mädchen sind es, mit dunklen Augen und Haaren, noch an der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, welche mit kräftigen Ruderschlägen das Boot behende vorwärts fördern. Die nackten Füße gegen die Bootswandung gestemmt, die braunen Augen in den verglühenden Abendhimmel gewandt, so lassen sie taktmäßig die Ruder in das Wasser fallen, um sie dann mit kurzem Druck und Anziehen wieder emporzuschnellen.

Die Tropfen gleiten und perlen wie funkelnde Diamanten von den Rudern nieder, und wir werden nicht müde, dem stetig sich wiederholenden Spiele zuzuschauen. Nun halten wir am Garten des Wirthshauses und steigen aus. Ein buntes, bewegtes Bild, welches sich jetzt vom Strande aus entfaltet. Das Leben im Garten ist theilweise schon verstummt, denn der herannahende Abend ruft zum Aufbruch. Nur hie und da schreitet Arm in Arm ein glückliches Menschenpaar an uns vorüber und verliert sich flüsternd an dem schilfumstandenen Ufer.

Aber auf dem Wasser regt es sich umsomehr. Der Brückenwächter da oben hat noch vollauf zu thun, all' die nahenden, schwerbeladenen Lastschiffe zu empfangen und ihnen Durchgang zu gewähren, ehe die Nacht herabsinkt. Mit mächtig geschwellten Segeln kommen sie daher gezogen; jetzt fahren sie in die Schmalung ein, welche der sich hier verengende See bildet; wie auf ein Zauberwort fallen die weißen Flügel nieder, die Brücke hebt sich knarrend, mit hochaufgerichteten Masten, von denen nur noch die rothen Wimpel wehen, drängt sich das Schiff durch die enge Gasse, dann fällt dröhnend die Brücke wieder nieder, die Riegel schieben

sich geräuschvoll vor, und das Schiff, gleich einem freigewordenen Wandervogel, entfaltet auf's Neue die luftigen, weißen Riesenflügel. Segelboote schießen mit kecker Gewandheit an uns vorüber, die Mützen schwenken in der Luft, und manch' frohes Lied tönt vom Bord zu Lande. Dann schwinden auch sie; nur hin und wieder gleitet ein ärmliches Fischerboot heimwärts zu der schindelgedeckten Hütte, aus welcher der Rauch in den Abendhimmel steigt.

Immer stiller wird's ringsum. Das Läuten der Heerde am jenseitgen Ufer ist verstummt, nur das Rohr flüstert leise wie im Traume.

Die Fenster des Forsthauses erglänzen noch einmal purpurn auf, dann erlischt Farbe und Ton der Landschaft. Die feuchten Nebel steigen aus den Wassern und schweben wie luftige Schleier fort über die stillen Wälder, von denen der Abendwind den würzigen Duft herüberträgt.

Die Natur schweigt sinnend, als denke sie kommender, sonniger Tage. Der Brückenwächter oben hält noch einmal Umschau, dann nickt er befriedigt und hockt gemächlich auf einen Balken nieder. Mit halbgeschlossenen Augen träumt er schläfrig in den nahenden, blüthengeschmückten Frühling hinein.

Ein Spaziergang durch das Schenkenländchen.

I.

Königs-Wusterhausen und Mittenwalde.

Abseits der großen Heerstraße, zwischen Mark und Lausitz, liegt, wenig gekannt und noch weniger aufgesucht, still und genügsam das wald- und wasserreiche Schenkenländchen.

Mit Recht durfte einst Friedrich Wilhelm IV. von den Bewohnern der Hauptstadt desselben, Teupitz, sagen: „Ich habe keine treueren Unterthanen, als meine Teupitzer, sonst wären sie schon längst ausgewandert." Der Ruf der Armuth haftet noch heute dem Ländchen an. Nicht zu seinem Nachtheil. Denn wie ein Hauch unentweihter Poesie liegt es auf diesem freundlichen Stückchen Erde, über welches einst die Geschichte mit leisem Fuße schritt, und wo die Muse der Dichtkunst in einem stillen Pfarrgarten innig tröstend weilte.

Der Name des Schenkenländchens, so wenig bekannt er auch erscheinen mag, reicht schon tief in frühere Jahrhunderte zurück. 1350 kauften die Schenken von Landsberg Burg Teupitz, um 1475

das ganze, ehemals markgräfliche, nur vier Quadratmeilen große Ländchen noch vollends zu erwerben. Seit jener Zeit führte das kleine Gebiet den Namen Schenkenländchen. Einfälle der Hussiten in die Mark veranlaßten die Schenken, den Schutz brandenburgischer Kurfürsten anzurufen, wofür sie sich verpflichteten, mit ihren Knechten und Helfern ebenfalls bei ausbrechendem Kriege einstehen zu wollen. Bald vierhundert Jahre saßen sie auf ihrer Herrschaft, bis endlich das inzwischen in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges mehrmals verwüstete und gänzlich verarmte, brach liegende Ländchen 1718 von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erkauft wurde. Für den fast unglaublich klingenden Preis von 54,000 Thalern erstand der gestrenge Soldatenkönig die gesammte Herrschaft.

Vor diesem Kauf war schon Königs-Wusterhausen in seinen Besitz gekommen. Das Städtchen, ehemals wendisch „Wustrow" d. h. „umflossener Ort" genannt, vertheidigte gleich Mittenwalde den Uebergang über die Notte, welche, jetzt schiffbar gemacht, eine Verkehrsader von hier nach Zossen bildet, um die Produkte der zahllosen Ziegeleien, die in den feuchten Niederungen eingestreut liegen, weiter zu befördern. Regelmäßig schlug fortan Friedrich Wilhelm I. seinen Wohnsitz in Wusterhausen auf.

Seiner eigenartigen Natur sagte dieser schlichte Aufenthalt, fern dem glatten Hofleben, mehr zu. Bis zu seinem Tode ließ er dem Orte die liebevollste Sorgfalt angedeihen. Hier drillte er die Riesengrenadiere, hier ward gejagt und gemalt. Wusterhausen verdankt ihm alles, Name und Ansehnlichkeit. Er erhob das Dorf zu einem Flecken, legte Straßen an und pflanzte Linden und Platanen. Kaum ein anderer Ort erinnert mehr an die Tage des strengen, sparsamen Königs, als dieser. Alljährlich fanden hier unter ihm zwei großartige Feste statt, am 3. November das Hubertusfest und der Jahrestag der Schlacht bei Malplaquet (11. September), wo er als Kronprinz zuerst im Feuer gewesen war.

Besonders behaglich scheint indessen für die weibliche Hof-

gesellschaft der Aufenthalt in Wusterhausen nicht gewesen zu sein. Abgesehen von den Bosheiten und Uebertreibungen, welcher sich die Prinzessin Wilhelmine, spätere Markgräfin von Bayreuth, befleißigt, bieten ihre Tagebuchaufzeichnungen aus jenen Tagen doch ein wenig einladendes Bild von Wusterhausen. Die Prinzessin schreibt darüber:

„Mit unsäglicher Mühe hatte der König an diesem Ort einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher sah, als bis man herabgestiegen war. Dieses sogenannte Palais bestand aus einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Thurm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. Der Thurm selber war ein ehemaliger Diebswinkel, von einer Bande Räuber erbaut, denen dies Schloß früher gehört hatte. Das Gebäude war von einem Erdwall und einem Graben umgeben, dessen schwarzes und fauliges Wasser dem Styx glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hof in Front des Schlosses, mit dem Garten zur Seite desselben und mit einer gegenüberliegenden Mühle. Der nach vornhin gelegene Hof war durch zwei Flügel flankirt, in denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten. Am Eingang in den Schloßhof hielten zwei Bären Wacht, sehr böse Thiere, die auf ihren Hintertatzen umherspazierten, weil man ihnen die vorderen abgeschnitten hatte. Mitten im Hofe befand sich ein kleiner Born, aus dem man mit vieler Kunst einen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eisernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und dies war der Platz, den sich der König Abends zum Tabackrauchen auszuwählen pflegte. Meine Schwester Charlottte (spätere Herzogin von Braunschweig) und ich hatten für uns und unser ganzes Gefolge nur zwei Zimmer oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden

im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer 24 Personen zu Tisch, von denen drei Viertel jederzeit fasteten, denn es wurden nie mehr als sechs Schüsseln aufgetragen und diese waren so schmal zugeschnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Mensch sie mit vieler Bequemlichkeit allein aufzehren konnte. In Berlin hatteich das Fegefeuer, in Wusterhausen aber die Hölle zu erdulden."

Nach des Königs Tode schien alles in Verfall zu gerathen. Das Schloß diente abwechselnd als Lazareth, Weinniederlage und Kaserne. Seitdem unser Kaiser 1863 den Ausbau desselben wieder anbefohlen und dasselbe durch streng historische und zugleich der modernen Behaglichkeit und Eleganz entsprechende Dekoration und Möblirung reich ausstattete, scheinen die Tage des alten Glanzes wieder eingekehrt zu sein. Wenn der erste Schnee im November leise herniederrieselt, und die Sonne blutroth hinter den Föhren der stillen Haide schwindet, dann zählen die Wusterhausener Tag und Stunde in freudiger Erregung. Und eines Abends wird es lebendig in Schloß und Städtchen.

Mächtige Holzscheite prasseln in den Kaminen des Jagdschlosses wieder auf, die alten Bilder an den Wänden gespenstisch in wechselnde Farben tauchend und zugleich eine wohlige Wärme verbreitend. In dem Schloßhofe lohen die Pechpfannen glühend in den klaren Nachthimmel, von Baum zu Baum schwingen sich farbige Lampions. Jedes Fenster in den Straßen, jedes Auge hell. Haus und Herzen geflaggt, so empfängt das Städtchen jubelnd den greisen Jagdherrn, wenn er einzieht, mit jugendlicher Rüstigkeit das Waidwerk zu üben, wie es von jeher den Hohenzollern eigen war. Und während später drinnen um den schweren, eichenen Tisch bei Tabakrauch und klappernden Steinkrügen Scherz und Witz lustig wandern, pocht der Novembersturm an die grauen, epheuumsponnenen Mauern und rüttelt droben auf dem Thurme die verrostete Wetterfahne aus dem Schlafe, als wolle er mit vollen Backen von alter und neuer Herrlichkeit jauchzend ein Lied singen. Noch ehe Mitternacht herangenaht ist, erlischt ein Licht

nach dem anderen. Tiefe Stille herrscht im Schloß. Nur manchmal trägt der Wind den Schrei eines Käuzchens verloren durch die Nacht herüber.

Es war ein Sonntagsmorgen im Juli, als ich das Städtchen einmal wieder betrat. Auch hier irrten Spritzkuchen feilbietende Schönen über den Perron der Eisenbahn. In den Kirschbäumen lärmten die Spatzen wie eine erregte Wahlversammlung. Der Weg vom Bahnhof bis zum Schloß ist nur kurz. An einigen Villen im Zukunftsstil vorbei, über den Nottekanal, gelangt man in eine schattige Lindenallee, die bald zum Marktplatz führt. Hier liegt das Schloß, eingebettet in das Laub hundertjähriger Linden. Im Mittelpunkt des Vorhofes erhebt sich aus einem grünen Rondel das bronzene Standbild eines stattlichen Hirsches. Es ist dies die Stelle, auf welcher einst der Jagdmeute welche hinter einem Gitter heulend harrte, ihr Jagdrecht niedergelegt wurde, die Eingeweide eines Hirsches, über welche man Fell sammt Kopf und Geweih gelegt hatte. Unter dem Horngeschmetter der Piqueure wurde dann das Gitter geöffnet und den Hunden das Festmahl überlassen. Links und rechts ziehen sich Seitengebäude entlang, die Kastellanwohnung, sowie Räume für das Jagdgefolge und Amtszimmer enthaltend. Das Schloß selbst wurde 1718 auf den bis zu einer beträchtlichen Höhe sich emporhebenden Feldsteinmauern neu aufgeführt. Der Rundthurm an der Vorderfront, einst „Diebeswinkel" genannt, ist sehr alt. Er trennt scheinbar das Gebäude in zwei Hälften, enthält jedoch den gewundenen Treppenaufgang zu sämmtlichen Stockwerken, deren Korridore in den Thurm münden. Durch die reichgeschmückte Jagdhalle des ersten Stockwerkes treten wir in die lauschigen Räume ein. Grüne Baumwipfel nicken durch die Fenster und erhöhen die trauliche Wirkung. Dunkel geschnitzte Möbel, prächtige Kamine und figurenreiche Kachelöfen füllen die Zimmer. Sonderbar geformte Ampeln und Kronleuchter von Hirschgeweihen hängen von der Decke nieder. Waffenschmuck und zahllose

Jagdtrophäen begegnen uns überall. Alle Erinnerungen an Friedrich Wilhelm I. sind pietätvoll erhalten und ergänzt worden. Das mächtige, trogartige Waschbecken, Portraits der königlichen Familie und vieles Andere erzählen von den Tagen des sonderbaren Königs. Vor allen seine von ihm selbst in den Jahren 1735—1737 gemalten Bilder, welche in den verschiedenen Räumen hängen. Ein Theil derselben stammt aus Cossenblatt. Ein jedes enthält die Unterschrift: Fr. W. pinxit. Nur wenige noch den verhängnißvollen Zusatz: in tormentis. Und dennoch sind sie fast alle in tormentis gemalt. Der König muß zuweilen furchtbar gelitten haben. Die Bilder wirken überzeugend: In Schmerz geboren, Schmerzen wieder gebärend. Das ehemalige Wohnzimmer des Königs dient jetzt unserem Kaiser. In dem geräumigen Speisesaal fanden einst unter Ausschluß der Frauen die Festlichkeiten statt. Der „starke Mann" wurde befohlen, und die Tafelrunde ergötzte sich weidlich. Fast Alle waren ergraute Generale, die schon unter Prinz Eugen und Malborough mitgefochten hatten. Zum Schluß des Festes packte der König den alten General-Lieutenant von Pannewitz, dem eine breite Schmarre von Malplaquet her das verwetterte Gesicht zierte, beim Arm und begann nun beim Lichtflackern und Horngeschmetter der Piqueure den Tanz. Ueber dem Kamin lächelt heute, selig lallend das gefüllte Weinglas schwingend, der arme Gundling herab. Pesne hat ihn so verewigt. Hofnarr und Präsident der königlichen Sozietät der Wissenschaften zugleich! Eine Farce war sein Leben, nicht minder sein Tod. Als man den stillgewordenen Narren feierlich mit allem Pomp in einem Weinfaß gen Bornstedt führte, da blieb kein Auge trocken, keine Lachmuskel ungerührt. Andere Zeiten, andere Sitten!

Die Wendeltreppe führt uns in's zweite Stockwerk. In dem mit Speeren und Geweihen geschmückten Korridor steht das Abbild des über fünfhundert Pfund schweren Geweihes eines Riesenhirsches, „welchen Se. Churfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg

1696 den 18. September in dem Amt Biegen gefellet hat". Friedrich Wilhelm I. tauschte es an August von Sachsen gegen eine Kompagnie Riesengrenadiere aus. Das Tabakskollegium fesselt uns am meisten; auf dem schweren, dunkeleichenen Tisch liegen zwischen Steinkrügen die holländischen Thonpfeifen. Die Pfanne mit dem glühenden Torf, sowie die mit losem Tabak gefüllte Schale sind nicht vergessen. Unsere Phantasie gaukelt uns Bilder derber Lust, gemüthlicher Fröhlichkeit vor. Aber immer wieder wandert der Blick zu dem Fensterpfeiler hinüber und drückt die frohe Regung nieder. Ein einfacher Tisch ist's nur, aber die Worte, welche einst darauf geschrieben sind, endeten ein junges, sonniges Leben. Katte's Haupt fiel, und Schrecken und Bestürzung ging durch das ganze Land.

Wir traten in den Park hinaus. In das Glockenläuten mischte sich das heimliche Rauschen der Linden. Ein Bächlein hüpfte fröhlich neben uns her, während wir noch einmal das Schloß umschritten. Die Gegenwart behauptete wieder ihr Recht, die trüben Bilder ferner Tage schwanden mehr und mehr.

Bald wanderten wir am Saume der Landstraße durch die Kiefernhaide. Nicht eine Stunde, und Schenkendorf war erreicht. Die Kirche mit dem geschnitzten Altar stammt noch aus katholischer Zeit. In der Gruft ruhen die Särge der Freiherren von Loeben, der ehemaligen Besitzer. Zwischen den verfallenen Gräbern spielten ein Paar Blondköpfe in rothen Friesröckchen. Als wir uns näherten, blieben sie fragend und scheu stehen. Dann huschten sie plötzlich durch Busch und Zaun und blieben verschwunden. Der liebliche Reiz war dahin, und nur das Bild trostloser Vergänglichkeit blieb zurück. Bei einer Biegung trat bald der massive, hohe Thurm von Mittenwalde in Sicht. Dies war unser Ziel. Auf den Feldern standen die Garben zusammengeschichtet und harrten der Einfuhr. Hie und da noch ein Stück Brachland, dazwischen duftende Lupinen oder ein Streifen kümmerlichen Hafers. Der Sommerwind sang darüber hin, und die Vögel des Himmels

tauschten Grüße in der blauen Luft. Der Blick erweiterte sich, immer neue Ortschaften entdeckte das Auge. Jetzt ging der Weg abwärts. Mittenwalde lag vor uns. Langsam und bedächtig schwankte der Omnibus, als einziger Vermittler mit der Außenwelt, uns entgegen. Die pensionsberechtigten, mageren Gäule schüttelten bei unserem Anblick die Köpfe, dann prusteten sie weiter. Im Innern ward es lebendig. Fragend und verwundert erschien ein Gesicht neben dem anderen, uns nachschauend, bis der Abhang uns ihren Blicken entzog. Mein Begleiter lächelte, nahm sein Notizbuch und schrieb lakonisch hinein: „Wie alle Naturvölker, so sind auch die Eingeborenen von Mittenwalde nicht von Neugier frei zu sprechen."

Aus dem geöffneten Fenster des ersten Hauses, um welches sich Rosen rankten, klang von lieblicher Stimme Schubert's wanderlustiges Müllerlied. Eine Windmühle schwang droben lustig auf einem Hügel die Flügel dazu. Bei unserem Vorüberschreiten war das Lied zu Ende. Ein lachender, lockenumrahmter Mädchenkopf ward sichtbar. Das Mädchen erröthete leicht, und es schien, als neigten die Rosen beschämt das Haupt. Ueber die Notte hinweg gelangt man in die mit ehrwürdigen Linden besäumte Hauptstraße des Ortes. An jedem Ende derselben stand ehemals ein Thor. Nur das nordöstliche „Berliner", auch „Köpenickerthor" genannt, steht noch. Die zierlich gegliederte Architektur des Außenthors muß um so mehr überraschen, als dieser Theil der Mark an ähnlichen Bau-Ueberresten arm ist. Ein mächtiger Rundthurm am einstigen Innenthor schaut noch trutzig in das friedliche Ländchen hinaus.

Der Steindamm, der ehemals über den Stadtgraben führte, sowie die beide Thore verbindende Mauerlehne zeugen ebenfalls noch von der einstigen starken Befestigung des Ortes. Die stattliche Burg Mittenwalde, welche selbst Kaiser Karl IV. 1374 als nachzuahmendes Beispiel allen Vesten der Mark anempfahl, soll einst auf dem heutigen Hausgrabenberg gestanden haben. Doch

herrschen hierüber berechtigte Zweifel. Die Stadt selbst muß einst, trügt ihr Name nicht, von Wald rings umgeben gewesen sein.

Unser Weg führt uns zurück zur Probstei- oder St. Moritzkirche, einem würdigen Baudenkmal aus dem Mittelalter. Eine wahre Sabbathstille herrscht ringsum. Nur manchmal klingt der Ton einer rheumatisch gestimmten Violine über die Straße. Hier ist das Lehrer- und Predigerviertel. Hier wohnte auch Paul Gerhardt, der von 1651 bis 1657 als Probst zu Mittenwalde angestellt war. In dem jetzt veränderten Pfarrgarten war es, wo einst in Stunden der Bitterkeit und Enttäuschung sein schmerzgebeugtes Herz ein neues Gottvertrauen durchzog und, Kränkung und Leid vergessend, jene wunderbaren, tiefempfundenen Strophen ausströmte:

„Befiehl Du Deine Wege,
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."

Seitdem sind sie längst Gemeingut der Deutschen geworden, tröstend, erhebend, von allem Erdendruck befreiend. Gerhardt's Lieder gehören zu den schönsten Blüthen protestantischer Kirchenpoesie. Wie ergreifend hebt nicht jenes Abendlied an: „Nun ruhen alle Wälder", wie schmerzlich klagt er: „O Haupt voll Blut und Wunden!" Einen unvergänglichen Schatz lyrischen Empfindens sowie erhabenen Schwunges bergen seine Lieder, Vorzüge, die sie weit über ähnliche Erzeugnisse des siebzehnten Jahrhunderts emporheben.

Neben der Sakristei hängt sein lebensgroßes Bild, eine Kopie des in Lübben befindlichen Originals. Dort hat er von 1669 bis 1676 als Archidiakonus gewirkt, nachdem er aus Berlin verbannt worden war. Das Bild trägt folgende Unterschrift: „Paulus Gerhardus Theologus in Cribro Satanae tentatus et devotus postea, obiit Lubbenae anno 1676 aetate 70." Darunter steht rechts noch ein Distichon. Nicht weit davon befindet sich die Grabtafel seines Töchterleins Elisabeth. Der reich-

geschnitzte Altarschrein stammt noch aus katholischer Zeit. Fünfundvierzig Chorstühle mit den geschnitzten und farbig bemalten Gewerks-Emblemen wackrer Bürger des Mittelalters stehen im Halbkreise hinter dem Altar. Ueber die ausgetretenen Steinstufen gelangt man durch die niedrige, schmiedeeisenbeschlagene Thür in die Sakristei. Wir schlagen das alte Kirchenbuch auf und betrachten die festen, schönen Schriftzüge von Paul Gerhardt's Hand.

Der Thurm gewährt bis nach Berlin eine lohnende Aussicht. Seitwärts von den großen Glocken hängt noch eine kleine. Allabendlich um zehn Uhr wird sie geläutet. Eine Prinzessin soll sich einst in der feuchten Umgebung verirrt haben und aus Dank für die glückliche Errettung die Glocke gestiftet haben. Wir verließen die Kirche und bogen über den verwahrlosten Kirchhof wieder in die Straße ein. Ein feiner Sprühregen war gefallen, würzig zog der Duft der Lindenblüthen herüber. An einem mit Schildereien bedeckten Hause waren die Ladenfenster verhangen. Auf der Bank davor saß die dunkeläugige, brünette Tochter des unausbleiblichen orientalischen Schnittwaarenhändlers. Ein Kranz blühender, blondzöpfiger Blumen war um sie geschaart. Nadel, Mund und Scheere klapperten gleichmäßig. Ein närrischer Pinscher tanzte in unbeanstandeter Freiheit zierlich ein Menuett vor ihnen. Mein Begleiter zog noch einmal sein Notizbuch, die Eindrücke zu vervollständigen. Er schrieb: „Alle Naturvölker kennzeichnet ebenfalls ein hoher Grad von Freiheitssinn. So auch die Mittenwalder. Die Hundesperre lebt hierorts nur als Sage. Der Ort birgt zwar drei Prediger, trotzdem ist eine Austreibung der hiesigen Juden nach Palästina nicht zu befürchten. Die Eingeborenen treiben Ackerbau und Viehzucht. Was nach Kunst strebt, verhungert." Hier klappte er das Buch zu, pfiff ein Schnaderhüpf'l und folgte mir. Am letzten Hause nickten noch die Rosen, nur eine fehlte, die schönste.

Nun ging es auf und ab über das Land querfeldein. Vor uns erhoben sich ein paar Krähen von einem Meilenstein und

flogen krächzend und schwerfällig waldeinwärts. Hinter der letzten Sanddüne wurden die rothen Dächer von Krummensee sichtbar. Das Dorf liegt romantisch und einsam am See gleichen Namens. Die Häuser spiegeln sich in dem tiefblauen Wasser, das seine Wellen blinkend vorübersendet. In den Zweigen der vom Wind niedergedrückten Kirschbäume hangen die Netze. Ein Kahn führte uns sachte zum jenseitigen Ufer, wo uns der Kiefernwald aufnahm. Verworren und vielverzweigt war der Pfad, dem wir mühsam nachforschten. Die Hitze des Tages zitterte durch die Luft. Manchmal ließ der Pirol im Dickicht den Ruf ertönen, oder ein Zapfen löste sich fallend von den Kiefern. Sonst herrschte traumhaftes Schweigen.

Endlich lichtete sich der Wald. Wir standen am Rande. Vor uns erstreckte sich die mit mächtigen, knorrigen Eichen besäumte Friedrich Wilhelms-Allee aus. Hier war es, wo der Soldatenkönig zuerst seine Kadetten, und als er 1705 sein eigenes Regiment erhielt, die Riesengrenadiere exerciren ließ. Die Görlitzer Bahn durchschneidet den Weg, an dessen entgegengesetztem Ende wir ein stattliches, einstöckiges Wohnhaus erblicken. Es ist Schloß Zeesen. Ehemals war es königlicher Besitz, der jetzige Inhaber ist ein Baron von Fink. Die Hauptfront ist dem Park zugewandt, zu dem eine breite Freitreppe hinabführt. Durch die tief niederhängenden Zweige schimmert die breite, blitzende Fluth des Zeesener Sees. An der südlichen Spitze grüßen die Ziegeldächer von Körbiskrug. Wunderbar ist es, in dieser Abgeschiedenheit zu weilen, den Blick hinaus über das Wasser gewendet. Ein Hauch von entzückender, weltvergessener Poesie liegt darüber. Leise schlagen die Wellen an das Gestade. Das Schilf flüstert im Abendwinde, und in der Ferne klingt das Läuten heimkehrender Heerden. Eine Wolke löst sich zart und rosig besäumt drüben vom Walde und schwebt wie ein luftiges Segel nach Süden. Unser Sehnen folgt ihr über Wälder und Seen hinfort der sonnigen Ferne zu. Aber es muß geschieden sein. Die Schatten des Abends

legen sich schon auf das Land. Die Birken flüstern unter einander, während der sinkende Sonnenball sanft die schwankenden Wipfel röthet.

Geheimnißvoll umfängt uns jetzt der rauschende, dämmernde Laubwald. Fernes Lachen und Tanzmusik wird immer vernehmlicher. Aus einem Seitenpfade tritt ein schlankes, junges Menschenpaar heraus. Hände und Augen ruhen in einander. Wenn er spricht, lächelt sie und neigt das Haupt. Sie glaubt an ihn, denn sie ist glücklich.

Nun führt uns ein schmaler Holzsteg über einen murmelnden Bach, und durch ein Gehöft gelangen wir bald in einen menschenbelebten Garten. Wir sind in „Neue Mühle". Erquickte uns am Tage die Stille, — der Abend gehört der Geselligkeit. So will es nun einmal die menschliche Natur.

Zum wirbelnden Tanze schlingen sich die Paare, und Kichern und Flüstern schallt aus den Lauben und Gängen. Ueberall Frohsinn und heiteres, sprühendes Leben. Nur Einer trauert einsam. Drüben über dem dunklen Walde wandelt langsam und groß der volle Mond schweigend einher.

II.

Teupitz.

Der Name der ehemaligen Hauptstadt des freundlichen Schenkenländchens hat einen ganz besonderen Klang bei allen stillen Naturfreunden. Wie ein holdes Märchen voll Poesie steigt bei diesem Namen vor ihren Augen das Bild von Stadt und See wieder herauf in seiner schlichten Schönheit und Lieblichkeit: anmuthig bewaldete Höhenzüge, schwimmende Eilande und schilfumstandene Halbinseln, auf denen, halb verborgen, malerische Dörfer liegen; tief aus dem Thalkessel grüßt das rothe Dächermeer der Stadt; ein verfallenes Schloß und ein schmuckes Her-

renhaus lugt hinter schimmernden Weiden hervor, weiße Segel ziehen in der Ferne, und Alles umfluthet von den lichtgrünen, glänzenden Wellen des einsamen, herrlichen Sees.

Ehemals stand hier in Teupitz, zum Schutz gegen etwaige unberufene nachbarliche Einfälle, ein starkes Schloß mit Mauern und Thürmen, je nach den Verträgen oder Ueberrumpelungen seine Besitzer wechselnd. Vom dreizehnten bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts saß die Familie Plötzke auf Burg Teupitz, bis die wasserumspülte Veste sammt der nur vier Quadratmeilen großen Herrschaft Tupitz oder auch Tuptz, wie sie damals hieß, an die Herren Schenken von Landsberg überging. Wusterhausen zählte mit dazu, Teupitz aber nahm den Vorrang einer Hauptstadt ein. Nachdem König Friedrich Wilhelm I. das Ländchen käuflich erstanden hatte, ward die Burg Teupitz in ein Amt verwandelt und ging sodann in die Hände verschiedener Privaten über. Auch der enorme Fischreichthum, welcher sich besonders im Zanderfang auszeichnet, kommt schon lange nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten den Teupitzern zu Gute. Der Teupitzer See, wie noch einige dreißig andere dieser launisch und kraus verzweigten Seenkette zwischen Teupitz und Wusterhausen, welche zugleich eine Verbindung bis nach Berlin ermöglicht, ist heute im Besitz des Amtes, welches wiederum den Fischfang nach Berlin verpachtet hat. Aber die Schifffahrt und mit ihr der Versandt der hier gewonnenen Erzeugnisse von Feldfrüchten, vorzüglichen Weintrauben, Torf, Holz und Ziegelsteinen nach der Hauptstadt bildet eine immerhin achtbare Ertragsquelle für die bescheidenen Bewohner des Städtchens.

Der vorletzte Besitzer des Amtes Teupitz war ein Herr von Treskow; heute sitzt ein Herr von Pappart auf der lieblichen, wellenumsungenen Halbinsel, wo sich einstens das trutzige Schloß der Schenken von Landsberg erhob. Die Machtherrlichkeit des Städtchens ging allerdings unwiderruflich verloren, den Zauber der Anmuth aber vermochten die Jahrhunderte nicht zu verwischen.

Der Ruf der Armuth, welcher sich trotz aller Wandlungen erhalten hat, auch das Abseitsliegen vom lauten Weltgetriebe, Beides ward zugleich ein unsichtbares Bollwerk, welches die einsame Schönheit dieses Stückchens Erde vor dem lärmenden Ansturm neugieriger Touristenschwärme bis heute schützte. Wie Traum und Vergessenheit weht es um den See!

Von Station Halbe bis Teupitz führt dreiviertel Meile weit eine ziemlich einförmige Landstraße durch hohes Stangenholz, hie und da unterbrochen von freiliegenden Thonlagern, in deren Einschnitten und Ausschachtungen sich ein reges, rühriges Leben vollzieht. Die Ziegel-Industrie ist von ziemlicher Bedeutung in dieser Gegend, und zahlreiche, hohe Schornsteine recken neugierig ihre Häupter über die Hügelketten und einsamen Waldungen fort.

Zwischen der ehemaligen Hauptstadt des Schenkenländchens und der Bahnstation vermittelt ein Postwagen die Verbindung mit der Außenwelt. Aber der Morgen ist zu schön, und mit jenem Hochgefühl, wie es nur die Wanderlust kennt, und das selbst einmal Strapazen nicht scheut, sehen wir gelassen Schwager Postillon mit seinem gelben Gefährt, in dessen dunklem Innern die Ruhe eines Kirchhofs herrscht, bei uns vorüberrollen. Und bald ist der brausende Weltverkehr von Teupitz unseren Blicken entschwunden. Ueber den Schienenstrang schreitend, öffnet sich uns jetzt die breite Hauptstraße des Dorfes Halbe. Trotz der Frühe begegnen wir schon einzelnen sonntäglich geschmückten Frauen, das Gesangbuch mit dem frischen, sorgsam gefalteten Taschentuch darüber in den Händen. Da Halbe kein Gotteshaus besitzt, so müssen sie bis Wendisch-Buchholz wandern, und der Weg ist weit und sandig. Aber die Lerchen trillern heute in den Lüften, und der blanke Sonnenschein liegt lachend auf Weg und Steg. Da pilgert es sich frohgemuth durch den Wald. Um die Thürpfosten des Dorfkruges ziehen sich Laubgewinde, und von dem Schindeldache weht lustig die deutsche Tricolore. Es ist Sedantag heute, und das Hantiren und Klopfen in der Gaststube

deutet auf die umfassendsten Vorbereitungen zu der glorreichen Festfreude am Nachmittage.

Bald haben wir das Dorf schon im Rücken und schreiten rüstig die Landstraße her nach Teupitz zu. Ein einsamer, stiller Weg! Nur was da drinnen im grünen Forst schwirrt und hüpft und lockt, spricht lebendig zu uns. Ein Rothkehlchenpaar flattert von Baum zu Baum uns voran, begleitet kameradschaftlich unseren Weg und wird nicht müde, uns von seiner süßen Lust und Freude ein Lied zu singen. Endlich bleibt es doch zurück, aber die schlichte Weise tönt uns noch lange nach.

In den blauen Duft des Morgennebels leise gehüllt, erscheinen jetzt immer näher die wechselnden Höhenzüge, welche den Teupitzer See und die angrenzende Landschaft anmuthig umrahmen. Plötzlich steigt die Straße steil empor, so daß Himmel und Erde sich zu berühren scheinen, noch ein kurzes Hochplateau, und dann fällt der Blick in einen grünumsäumten Thalkessel und über Stadt, Kirche und Schloß fort schweift er mit staunendem Entzücken hinüber zu dem herrlichen See mit all' seinen schwimmenden Inseln, Buchten, Rohr-Eilanden, Dörfern und stillen Gehöften.

Bei aller Sonntagsstille liegt dennoch auf den Gassen und den Gesichtern von Alt und Jung ein nur schwer zu unterdrückender, froher Festjubel. Gleich am Eingang der Stadt, zu welcher von oben herab eine Obst-Allee an einigen Scheunen vorüber leitet, zieht sich von hüben nach drüben eine mächtige Guirlande von frischen Astern und Georginen; ein Widmungskranz mit buntseidenen, abwärtswehenden Bändern schwebt munter in der Mitte. Ueberall flattern Fahnen, groß und klein; bekränzte Meisterwerke moderner Bildhauerkunst blicken hülf- und rathlos zwischen Cichorienpacketen, Rosinentrauben, Kautaback und Petroleumflaschen aus dem Schaufenster des Krämers uns an; Fleischer- und Bäckerläden überbieten sich gegenseitig an erdrückenden Beweisen eines gesunden Patriotismus; ja selbst der gewandte Barbier dort in der Nebengasse hat soeben sein messingenes Wahr-

zeichen herabgenommen und putzt, reibt und polirt mit Schlemmkreide und Leibeskraft darüber hin, damit er heute im Festzuge der Schützen seinem Amte als Beckenschläger volle Ehre macht. Alle Häuser fast sind bis zum Dachfirst mit Weingerank umzogen, was einen äußerst traulichen Eindruck hervorruft.

An der Ecke des Marktplatzes liegt der Gasthof lauschig unter schattenden Bäumen verborgen. Auf den hinanführenden Steinstufen stand der Wirth, mit jener Sicherheit unsere Ankunft erwartend, wie sie eben nur das Bewußtsein der Rangstellung und Bedeutung seines Hauses verleihen konnte. Nachdem wir vor der Thüre Platz genommen hatten, um uns durch einen wohlverdienten, frischen Trunk zu stärken, ward endlich die Frage bezüglich eines Kahnführers für diesen Tag aufgeworfen. Der Wirth sah uns achselzuckend an, und über sein joviales Gesicht flog es flüchtig wie ein Schatten des Mißmuths.

„Sie vergessen, meine Herren," sagte er, „daß heute Sedantag ist. Es wird schwer halten, bei der allgemeinen Erregtheit, wie sie heute in Teupitz herrscht, einen Mann zu bekommen. Doch ich will's versuchen." —

Wir empfahlen uns, um inzwischen Kirche und Schloß aufzusuchen. Gleich am Gasthofe führt ein schmaler, von bemooften Gartenzäunen eingefaßter Weg zum See und Schloß. Zur rechten des Weges, nordöstlich der Stadt, liegt die freundliche Kirche inmitten des ehemaligen, verfallenen Gottesackers; dann folgt der Pfarrgarten, ein reizendes Idyll, bis endlich, an einigen Fischerhütten vorüber, der See zu beiden Seiten der Landzunge sichtbar wird und seine weißen Schaumwellen durch den Schilfgürtel bis zu dem gelben Ufersande spielend sendet. Der erste Morgengottesdienst war bereits beendet, aber die Kirchthüren standen noch weit offen und gestatteten somit einen Einblick in das bescheidene Kirchlein. Doch das Innere hielt nicht das, was die höchst anziehende und originelle Außenseite vermuthen ließ. Das uralte Kirchlein hat in den fünfziger Jahren eine durchgreifende Reno-

vation erfahren, und wenn man auch äußerlich die Grundform beibehielt, so ward doch alles Interessante und Historische im Innern pietätlos vernichtet. Auch die Gruft der Schenken von Landsberg, angefüllt mit zahlreichen Särgen dieser Edlen, immerhin werthvoll für die Geschichte dieses Hauses, wurde zugeschüttet und für immer unzugänglich gemacht. Nur einige merkwürdige, alte Ziegelsteine mit verschiedenen Jahreszahlen und Verzierungen wurden in die Außenwand des Kirchleins eingelassen, von denen ein Stein am Hintergiebel das meiste Interesse erregt. Er zeigt noch deutlich in der Schrift der damaligen Zeit die Worte: „nobil. v. Otto Schenk v. Landsb." (nobilis vir Otto Schenk von Landsberg.) Der schlichte Gottesacker zeigt fast keinen Hügel mehr. Was war, verging, und die Blumen und Ranken blühten fröhlich darüber hin, den Bienen und Schmetterlingen ein willkommener, heiterer Tummelplatz. Nur Ein Denkmal überdauerte alles.

Auf hohem Sockel steht eine Sandstein-Urne, grau, verwettert, Moos und Flechten ziehen sich hoch hinauf. Dem Seepfade zu, welcher hart an der zerbröckelten Feldsteinmauer vorüberführt, lesen wir an der Sockelfläche, daß hier der Rendant und Königliche Ziese-Meister (Steuer-Einnehmer) Christ. Wilh. Gottgetreu begraben liegt, welcher, nachdem er zehn Kinder gezeuget, ehrsam, bewundert und geachtet durch's Leben geschritten war, endlich hochbetagt das Zeitliche segnete. Und wie ein Hauch jener überschwenglichen, thränenreichen Empfindsamkeit, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts alle Gemüther in Bann hielt und selbst bis Teupitz ihre Fäden webte, klingt es aus der Widmung, welche der Sockel auf der gegenüberliegenden Seite trägt:

„Urne! Decke die Dir anvertrauten Gebeine des ehrwürdigen Mannes ungestört: Dein Amt war Gerechtigkeit, Dein Vergnügen Wissenschaft, Dein Umgang Freundschaft, Dein Leben Tugend, Dein früher Tod für Dich ein sanfter Tod, für Alle, die Dich kannten, ein tausendfacher Tod."

An dem Pfarrgarten vorüber schritten wir jetzt zur Spitze

der Landzunge, welche das Herrenhaus sowie die Rudera der alten Schenkenveste trägt. Gleich der Eingang wird von einem gewaltigen, viereckigen Thurme flankirt, auf dessen abgebrochenen Zinnen niedrige Bäume Wurzel gefaßt haben und über lustig emporschießendes Gras und herabnickende Blumen fort ihre grünen Zweige in die Luft strecken.

Sämmtliche Wirthschaftsgebäude der linken Hofseite ruhen noch auf alten, hochgewölbten Schloßmauern, deren mächtige Strebepfeiler erst ein Rundgang durch den angrenzenden Park uns zeigt. Sonst trägt hier Alles den Stempel freundlicher Bescheidenheit. Aber ungemein lieblich und malerisch erscheint dem Eintretenden der lauschige Park, welcher von drei Seiten von den Wellen des Sees umspült wird und die herrlichsten, wechselnden Bilder auf die schönen Ufer, Inseln, Dörfer, Stadt und Kirche gewährt. Man wird nicht müde, hier zu sitzen und dem neckischen Spiel und Geplauder der kosenden Wellen zu lauschen. Darüber flüstern leise die tiefniederhangenden Weiden und hohen Silberpappeln, und lachende Mädchenstimmen klingen zuweilen melodisch aus den wein- und gaisblattüberdachten Gängen. Sinnen und Träumen überall. —

Als wir den Rückweg zum Gasthof einschlugen, sahen wir von weitem die knorrige Gestalt eines älteren Mannes neben dem Wirth stehen. Der letztere stellte ihn uns als den gewünschten Kahnführer vor. Trotz Sedantag und Festzug hatte seine Beredsamkeit dennoch den Sieg über das freudebedürftige Gemüth des schlichten Teupitzers davon getragen.

„Herr Timotheus!“ sagte er lächelnd und wies auf den wettergebräunten Mann.

„„Sie wissen doch ganz genau, ich heiße Timme,“ wandte sich der Vorgestellte vorwurfsvoll an den Wirth, „nur meine Ollsch hat dieses gräuliche Wort für mich apart erfunden.““

„Na schön,“ lachte der Angeredete, „die Herren möchten also

mit Ihnen fahren, Herr — Herr Timme!“ ſchloß er nun Nachdrucksvoll jede Silbe der letzten Worte langſam und deutlich accentuirend.

Der Bootslenker nahm die geflickte Mütze ab und fuhr ſich mit der ſchwieligen Hand durch die röthlichgrauen, ſtruhnigen Haare. „Ja, meine Herren, ſehr gern, ſehr gern. Aber um zwei Uhr muß ich Schicht machen. Auf alle Fälle, es geht heute noch anders. Sehen Sie, meine Ollſch iſt ſchon ungnädig geweſen, als ich fortging, von wegen der Sonntagsklöße heute. Und dann, wir haben um zwei Uhr großen Feſtzug nach dem Schützenhauſe, ich habe dabei auch ſo meinen Poſten, da muß ich bis dahin parat ſein, angezogen, barbiert.“

„Na aber, Timme, ich ſollte doch meinen, ein halbes Stündchen könnteſt Du immer noch zugeben,“ ſchaltete hier der Wirth ein. „Solch' ein alter Kerl wie Du braucht ſich doch nicht mehr wie ein Mädel zu putzen?“

„„Ich möcht's ja ſchon, Herr Bullrich, aber meine Ollſch,““ — — — — er blinzelte verſtändnißvoll zu dem Wirth hinüber. „„Aber meine Herren, wenn's gefällig iſt?““

Er ſchwenkte wie zum Salut die Ruder und ſchritt auf die ſchmale Seitengaſſe zu.

Zwiſchen Pfarrhaus und Schloß ſtand bereits der Kahn. Wir ſtiegen ein, knirſchend ſtieß er vom Uferſande ab, noch ein paar kräftige Ruderſchläge, und wir ſchwammen durch den kniſternden, rauſchenden Schilfgürtel hinaus in den weiten, ſonnenflimmernden See, in deſſen lichtklaren Fluthen ſich Schloß und Park und Hügellehnen lieblich wiederſpiegelten. Und ſo ging es von Bucht zu Bucht, von Eiland zu Eiland, in jenem ſüßen, träumeriſchen Hindämmern, wo das Gemüth ſtill ſeinen Sonntag feiert. Die Sonnenlichter tanzten auf dem Waſſer, das, von keinem Windeshauch bewegt, ſpiegelglatt und grünſchillernd uns umgab. Leiſe rannen die funkelnden Tropfen von den Rudern nieder, und hinübergebeugt über den Bootsrand ſahen wir die Wellen flüſternd an uns vorübergleiten und

lauschten nieder zu dem Grunde, als müsse dort nun bald die Mittagsglocke herauftönen oder wie ein holdes Märchen eine süße Gestalt emporsteigen und uns mit feuchten, weißen Armen hinabziehen in die sehnende, unbekannte Tiefe. Da erklang wirklich in abgemessenen Schlägen die zwölfte Stunde von dem Kirchthurm der Stadt herüber. Und gleich den fliehenden Wellen zerfloß der Traum. Das Glück der Sonntagskinder war uns nicht beschieden gewesen.

Timotheus hatte jeden Einzelschlag mit einem taktmäßigen Nicken des struppigen Hauptes begleitet, und als wolle er nun auch dem letzten Zweifel unsererseits begegnen, so klangen Glockenschlag und Wort jetzt zusammen.

„Zwölf!“ sagte er, hob den Kopf und sah uns mit einer Bestimmtheit an, die seinem sonst so bescheidenen Wesen höchst komisch anstand.

„„Ja, zwölf!““ bestätigten wir, „„und nun müssen wir wohl zurück? Und es ist doch so schön heute.““ — —

Er zuckte bedeutsam die Achseln. „Sie wissen ja, meine Herren, Schützenzug und dann meine“ — —

Er unterdrückte sichtlich rasch noch, was ihm wie ein Drache vor seinem freudesehnenden Gemüthe saß. Das harte Wort kam nicht über seine Lippen. Es war unverkennbar, er schämte sich seiner Schwachheit. Aber über sein freundliches Antlitz flog es wie Wolkenschatten flüchtig. Dann aber sagte er:

„Ja, schön ist's hier, dies haben bis jetzt Alle gesagt, welche ich über den See gefahren habe. Sommer und Winter ist's hier schön, aber ein Frühlingsmorgen auf dem See, wenn die Sonne aufgeht, und die Nachtigallen rings an den Ufern schlagen, das ist doch das Schönste. Aber der See ist auch tückisch und fordert alljährlich seine Opfer. Sehen Sie dort drüben das helle Kreuz am Ufer schimmern? Da haben wir den Hauptmann damals hingelegt, doch er war schon todt. Ich werde Sie rasch noch hinüberfahren, dann aber geht's nach Hause.“ —

„Es war damals Manöver hier in der Gegend," begann er wieder, während wir von dem Seedorfe Schwerin abstießen und der bezeichneten Insel zusteuerten, „als eines Nachmittags, am 22. Juni 1879, fünf Offiziere und ein Arzt, — Sie werden die Namen drüben lesen, — von Teupitz aus in einem Segelboot auf den See hinaus fuhren.

„Just so wie heute schien die Sonne, kein Lüftchen regte sich. Aber heiße Tage waren vorausgegangen, und dann ist dem Wetter hierorts nicht zu trauen. Wald und Wasser ziehen bald Etwas zusammen. Niemand ahnte jedoch, was kommen sollte. Als das Boot so recht in der Mitte schwimmt, erhebt sich ein Wirbelwind, und der See beginnt sich zu drehen und schäumt und wogt, setzt sich in das schlaffe Segel und jagt das Boot stoßweise bald rechts, bald links. Dazu wollte es das Unglück, daß keiner der Herren des Segelns recht kundig war. Die Verwirrung muß groß gewesen sein. Plötzlich giebt es einen gewaltigen Ruck, das Boot schwankt, und dann, Kiel oben, schwimmt das Ding weiter. Nach einigen Sekunden tauchen Alle wieder auf, und Jeder versucht, sich an das Boot anzuklammern, was denn auch geschieht. Nur der Hauptmann war verloren. Eine Welle treibt ihn seitwärts, und fern dem Ufer, fern den Seinen, als schon die Retter in Sicht sind, endigt ein Schlagfluß sein Leben. Am Ufer war anfangs nichts bemerkt worden, bis endlich das Hülfegeschrei der Sinkenden Hilfe brachte. Fünf Fischer aus Teupitz und Neuendorf waren es, welche die Unglücklichen erretteten, die todesmatt seit einer halben Stunde umhertrieben. Am Abend fischten wir denn auch die Leiche des Ertrunkenen aus dem Wasser und legten sie drüben auf der Insel nieder. Auf derselben Stelle haben seine Kameraden ihm späterhin das Denkmal errichtet, und es war eine feierliche Stunde, als dies geschah. Von allen Seiten waren Kähne gekommen, den Todten zu ehren, die Musik spielte, und unser Pastor sprach schöne, warme Herzensworte." —

Wir waren während seiner Erzählung gelandet und schritten nun durch fußhohes Gras und blühendes Schilfgerank dem auf einer freien Anhöhe liegenden Denkmal zu. Lose zusammengefügte Granitsteine bildeten einen kolossalen Würfel, auf dem sich das Sandsteinkreuz erhob. In der Vorderfront war eine Tafel eingelassen, welche den Hergang, sowie die Namen der Geretteten und Retter erzählte. Mit Theilnahme lasen wir den Namen des angesichts dieser Insel verunglückten Mannes:

„Ernst Kurts
Hauptmann und Compagnie-Chef des K. Alexander G. Grenadier-Regiments Nr. 1."

Ehemalige Waffengefährten hatten dies Denkmal errichtet:

„Dem wackeren Kameraden zum Gedächtniss,
Den Rettern zur Ehre."

Als wir wieder über den See zurückfuhren, saß ein Jeder still in Gedanken da. Glanz und Vergänglichkeit menschlichen Daseins zog mit den Wellen wehmüthig mahnend an uns vorüber. Auf dem Dache des Herrenhauses war jetzt die deutsche Flagge aufgehißt, und bei ihrem Anblicke verdoppelte Timotheus plötzlich die Ruderschläge. Der Eindruck des eben Gesehenen war dahin; Festzug und Schützenplatz forderten ihr Recht. Er reichte Jedem von uns beim Abschied treuherzig die Hand, nicht ohne uns für das nächste Mal längere Gesellschaft zu versprechen.

Während wir bald darauf in der Honoratioren-Stube des Gasthofes das Mittagsbrod einnahmen, begann sich allmählich der Marktplatz mehr und mehr zu füllen, und das immer lauter sich gestaltende Treiben verfehlte nicht, uns zur Beschleunigung der Mahlzeit anzutreiben. Ueberall standen und saßen Gruppen von rauchenden Burschen und sonnverbrannten, derben Dirnen, welche bereits seit Stunden der kommenden Dinge hier harrten und in der Zwischenzeit fleißig den mitgebrachten Mundvorräthen zusprachen, die sie in großen, strohgeflochtenen Körben mit sich führten. Immer neue Gefährte rasselten über

das holprige Pflaster in die Stadt hinein und luden fröhliche Festgenossen auf dem Marktplatze ab. Hie und da tauchen jetzt die ersten Schützen auf; enorme, weiße Glacéhandschuhe, deren Nummer sich jeder Kontrolle entzieht, an den Händen, im Flintenlauf einen frisch gepflückten Blumenstrauß. Doch geheimnißvoll verschwinden sie bald wieder.

Jetzt aber trippelt und trappelt es aus der Seitengasse herbei, lachend, singend, jubelnd und stillvergnügt, mit frisch gesteiften, hellen Röckchen, Kränze in den Haaren, Stocklaternen in den runden Fäustchen, ein unendlich liebliches Bild: die kleinen Mädchen des Ortes, gefolgt von den martialisch dreinblickenden, mit Trommeln und Pfeifen versehenen Buben. Und wie einst Bundting, der Rattenfänger, durch Hameln zog, so schreitet Allen voran, das blonde Haar schlicht und glatt hinter die Ohren gekämmt, ein heiteres, zufriedenes Lächeln auf dem freundlichen Antlitz, der Schulmeister, mit sanftem Kommando-Ruf und freundlichen Geberden.

Ein Fenster der Bürgermeisterei ist schon wiederholt verstohlen geöffnet worden, und jedesmal zeigte sich ein Ehrfurcht gebietender Cylinder, welchen ein paar weiße Handschuhe vorsichtig vor dem Eindruck des niederen Fensterrahmens schützten. Nun schließt es sich schnell. Die Kinder haben vor dem Hause Posten gefaßt und sich in zwei Abtheilungen gruppirt. Athemlose Spannung liegt auf allen Gesichtern. Nur die Spatzen in den Bäumen lärmen unverdrossen. Und nun bricht's los.

Bum, bum, bum, bum! Es ist keine Täuschung mehr, kein leerer Wahn! Alle Köpfe recken sich, alle Augen beginnen in einem geheimen Glühfeuer aufzuleuchten. Das bewußte Fenster will sich wieder öffnen, aber nein, nur ein kurzer Kampf, es schließt sich wieder. Die Würde hat über die Neugier gesiegt. Jetzt biegt's mit Trommelwirbel und Paukenschlag um die Ecke: links, rechts, links, rechts, bum, bum! Die Hörner blasen mit Macht, als gelte es Jerichow umzuwerfen, der

Barbier schlägt die Becken in bacchantischer Verzückung und macht dabei ein so siegreich närrisches Gesicht, als ginge es recte den Franzosen entgegen. Dann kommt der Kriegerbund, die Schützengilde; weißhaarige Veteranen, hochaufgeschossene Bursche, langbärtige, fest auftretende Männer, und Allen hinterdrein wackelt gewaschen, rasirt, in einem Frack mit nicht enden wollenden Schößen: Timotheus der Herrliche, unser wackerer Kahnführer von Teupitz, und auf seinem schicksalsdurchfurchten Rücken schwankt schwerlastend, von einem Eichenkranz umrankt, die buntgemalte, große Holzscheibe des Schützenbundes. Schweißtriefend, aber unendlich selig blickt er zu uns herüber.

„Timotheus, wie siehst Du aus?“ flüstert ihm lachend der Wirth an unserer Seite zu.

„„Timme, Timme, Herr Bullrich!““ giebt schalkhaft drohend die alte, biedere Haut zurück.

In diesem Augenblick ertönen Fanfaren, die Trommeln wirbeln auf's Neue, die Seifenbecken rasen, der Präsentirmarsch schallt über den Marktplatz fort; hoch hebt sich die Fahne, das Thor öffnet sich, und inmitten zweier Ehrengäste schreitet majestätisch das erhabene Stadtoberhaupt hervor.

Und nun formirt sich der Festzug wie vorhin, und gefolgt von den staunenden, schwatzenden Gästen und festesfreudigen Eingeborenen, lenkt er wieder in die Hauptstraße ein, um dem hoch oben gelegenen Schützenplatze jetzt zuzusteuern. Bald ist auch die letzte Marschweise verhallt. Teupitz hat das Aussehen wie nach dem dreißigjährigen Kriege. Trostlose Oede liegt auf Markt und Gassen. Was noch übrig blieb, sind Greise und Säuglinge.

Uns zog es zu dem See zurück, und nicht lange darauf stießen wir wieder, diesmal ohne unseren trefflichen Führer, vom Lande ab. Im linken Bogen jetzt den See umkreisend, glitt unser Boot an dem freundlich gelegenen Dorfe Egsdorf vorüber, um dann an einigen stillen Eilanden vorbei angesichts der Schloßinsel in eine schmale Durchfahrt zwischen hohen Binsen einzubiegen. Links

tiefer und tiefer, und wie lockende Arme hob es sich gespenstisch aus der aufgewühlten Wasserfluth empor. Donner und Blitz folgten in immer kürzeren Pausen, bis endlich die Wolken sich öffneten, und in dem niederströmenden Regen Alles vor unseren Blicken entschwand.

Der Mann in der kleinen Hütte am Waldesrande hatte uns längst bemerkt, nun öffnete er die Thür und lud uns mit kurzem Gruße ein, bei ihm das Unwetter abzuwarten. Die Frau saß am Fenster und flickte altes Linnenzeug, während an der Diele ein fünfjähriges, blondes Mädchen kauerte, welches sich bei jedem neuen Blitzstrahl, der das niedrige, dunkle Gemach sekundenlang erhellte, ängstlich in der Schürze der Mutter barg. Wir rückten Alle mit an das Fenster, und das schlichte Gespräch der Einsamen droben, ihre kleinen Erlebnisse und großen Sorgen, welche sie mit harmlosem Vertrauen uns offenbarten, halfen die Zeit des Wartens schneller, als wir glaubten, kürzen. Das Gewitter hatte sich endlich über den See fortgezogen, und durch die sich langsam theilenden Wolken kämpften die Strahlen der sinkenden Abendsonne. Von dem Dachfirst tropfte es noch schwer hernieder, als wir hinaustraten, und wenn ein Windstoß die Nußbäume schüttelte, rauschte es wie glänzender Sonnenregen herab. Allmählich begann sich auch der See wieder zu glätten, und Schloß und Stadt und die lieblich grünen Ufer erschienen im frischen, lachenden Kleide.

Wir nahmen Abschied von unseren freundlichen Wirthsleuten. Hinunter ging's die steile Uferwandung, durch welche die herabstürzenden Regenbäche tief ausgehöhlte Rinnen gegraben hatten. Nachdem wir unser Boot von dem angesammelten Regenwasser befreit hatten, stießen wir vom Lande ab. Die Gluth des scheidenden Sonnenballs röthete das Gewässer, als wir an der Schloßinsel entlang unserer Landungsstelle in Teupitz zuruderten. In der Ferne grollte noch zuweilen der Donner, doch über Wasser und Insel schwebte jetzt wieder Friede und andachts-

volle Abendstille. Blüthenduft wehte aus dem Park herüber, und wie heute Morgen klang das schalkhafte Lachen heiterer Mädchenstimmen zauberisch an unser Ohr. Als wir endlich durch Schilf und Reusen hindurch uns den Weg zum Ufer gebahnt hatten, lag über Schloß und Park die Dämmerung der anbrechenden Nacht. Im Pfarrhause leuchtete durch die Boskets hindurch das milde Licht einer Lampe, und im Scheine desselben sahen wir die ehrwürdige Gestalt des greisen Seelsorgers tief über ein Buch gebeugt.

In Teupitz herrschte noch immer Todtenstille. Da der Mond hartnäckig jede Beleuchtung verweigerte, so mußten wir tastend und prüfend unseren Weg durch die Nacht zum Gasthofe suchen. Noch eine Stunde frohen Beisammenseins, und das Posthorn blies zum Abschied. Schon hatten wir die Hauptstraße passirt, als unser Wagen plötzlich und rasch zur Seite fuhr und dann unbeweglich still stand. Nahende Musikklänge kündeten die Rückkehr des Festzuges vom Schützenplatze an. In lärmenden, wildbewegten Reihen drängte sich singend, schäkernd, Arm in Arm, der jubelnde Troß an unserem Gefährt vorüber und bewegte sich, die ganze Breite der Straße dann wieder füllend, mit bunten Stocklaternen und lohenden Pechfackeln zum Marktplatze hin.

„Timotheus!“ riefen wir wie zum Abschied noch einmal aus dem Wagenfenster, doch der bacchantische Lärm verschlang alles. Dann fuhren wir aufwärts durch den schlafenden Wald, und bald lagen See und Schloß, lachende Mädchenstimmen und buntglühende Laternenreihen wie ein schöner Traum weit hinter uns.

Havel-Landschaften.

Jagdschloß Grunewald.

Es ist Sonntag Mittag. Ein klarer, milder Januartag liegt sonnig auf Stadt und Land, alle jene etwas vorzeitigen und doch so frohen Empfindungen des nahenden Frühlings in uns erweckend. Und aus der Straßen quetschender Enge wandern denn auch Groß und Klein in fröhlicher Gemeinschaft hinaus, als zögen sie dem blüthengeschmückten, langersehnten Lenz entgegen. Welch' buntes, bewegliches Bild auf dem Perron des Potsdamer Bahnhofes! Im heiteren Durcheinander fluthet der Schwarm von harmlosen Sonntagszüglern schwatzend, lachend, rauchend, säbelklirrend, lärmend, grüßend auf und nieder, und dazwischen schiebt sich mit kaum begreiflicher Leibes- und Zungengymnastik der fliegende Buchhändler, aus dessen Korbe uns, in allen Farben des Regenbogens schillernd, die klangvollen Namen: „Verfehmt", „In Banden", „Zu spät!" entgegenleuchten und ein verzeihliches Grauen vor diesen neuesten Ereignissen der deutschen Muse erwecken.

Wir haben Platz genommen, die Thür des Waggons ist geschlossen, und wir finden Zeit, unsere kleine Reisegesellschaft zu mustern. Drüben, an dem anderen Fenster, sitzen Vater

und Tochter sich gegenüber. Er hat sich bereits in die Lektüre des „Kleinen Journals“ vertieft, während das muntere Töchterlein die hellen Aeuglein schalkhaft umherspazieren läßt. Manchmal wendet sie sich um und richtet eine lustige, übermüthige Frage an ihren Vater, welche derselbe jedoch nur halblaut und unverständlich beantwortet. Ihr Nachbar ist ein sonderbarer Kauz. Ein mächtiger, schwarzer Schlapphut umschattet das blasse Gesicht, auf welchem ein bedeutendes Lächeln spielt. Die langen, wohlgepflegten Hände greifen die unglaublichsten Passagen auf dem grauen Polster, während die dampfende „Laferme“ im Munde ihn allmählich wie in einen geheimnißvollen Nebel spinnt. Da lobe ich mir mein Gegenüber. Mit ruhiger Würde sitzt er aufrecht da, unbewegt die leise schwankende Schnur des Vorhangs beobachtend. Er hat etwas Goethe-Philologisches an sich, wozu das abgemessene Räuspern, sowie eine beruhigende Nüchternheit im Antlitz noch mehr beiträgt. Jetzt ertönt das dritte Läuten, der schrille Pfiff der Lokomotive, und hinaus geht's in das winterliche Land. Freilich, vergebens suchen wir nach Eisblumen am Fenster, verschneiten Hütten und dem weiten, grimmigen Leichentuch der Erde. Allen Kalendern zum Trotz lacht heute der Himmel so wonnig und gießt die spielenden Sonnenlichter hernieder, und an Baum und Strauch, auf dem braunschimmernden Erdreich knospet und grünt es bereits heimlich und schüchtern, als schaue der Frühling schon über die Höhen und harre nur des erlösenden Zeichens, um mit klingendem Spiele Einzug in Land und Herzen zu halten. Das fühlt auch das Mädchen drüben am Fenster. Der Uebermuth ist dem Ausdruck sinnender Freude gewichen, und unverwandt heftet sie ihre Augen auf die einfache sonnenbeschienene Landschaft. Der Vater hält jetzt das Journal in der gesenkten Rechten und ist mit dem Ausdruck der Zufriedenheit eingeschlafen. Ihr Nachbar bearbeitet nicht mehr das Polster, nur manchmal bewegen sich die Lippen wie in Stabreimen. Sonst ist's still. Die Schnur schwankt wie vorher, und die Blicke

meines Gegenüber folgen der leiseſten Bewegung. Jetzt ſauſen wir durch den Stadtberg von Schöneberg, von deſſen Höhe die Tempel, Kreuze und Monumente des Matthäikirchhofes im Sonnenlichte erglänzen. Da liegt das ſtattliche Dorf ſelbſt, das, ſo alt wie Berlin, ſo oft ſchon ein Opfer der Verwüſtung und der Flammen ward.

An Friedenau vorüber, halten wir jetzt in Steglitz. Frei und ſtolz ſtrebt der ſchlanke, rothe Spitzthurm des neuen, ſchmucken Kirchleins in die Luft empor, während im Rücken des anmuthigen Ortes ſich eine dunkle, waldgekrönte Anhöhe erhebt. Wir verlaſſen den Waggon, um nun zu Fuß unſer Ziel zu erreichen. Der Vater ſchläft noch immer, auch drüben der Mann unter dem Wotanshut greift keine Oktaven mehr, noch ſtabreimen die bartloſen Lippen. Er ſchläft ebenfalls; auch das bedeutende Lächeln iſt ſchlafen gegangen. Nur die Schnur des Vorhangs ſchwebt noch immer auf und nieder, von zwei Augen ſtill beobachtet.

Wir aber haben den Bahnhof, ſowie den freundlichen Ort ſchon hinter uns und ſteigen langſam am Saum eines Gehölzes empor, das ehemals ein Tummelplatz der Jugend war, jetzt aber, von Straßen durchſchnitten, einer reizenden Villenkolonie Grund und Boden überlaſſen hat. Weit ſchweift von hier der Blick bis zu der mächtig hingelagerten jungen Weltſtadt, über welche wie eine dunkle Wolkenwand der Dunſt ſich legt. Dort drüben funkelt die wohlbeleibte Victoria goldig von der Siegesſäule, dann folgt der Thiergarten, Charlottenburg, Weſtend und endlich die dunkelgrüne Linie des Grunewaldes, dem wir uns mehr und mehr nähern. Eine Kirſchallee führt uns abwärts zu dem Dorfe Dahlem, das bei aller Armuth doch des Reizes nicht entbehrt. Schön iſt's im Frühling hier den Rain entlang zu wandern, wenn der Blüthenſchnee von den Bäumen niederweht, und ein leiſer Wind die jungen Halme beugt. Doch auch heute iſt Feiertag. Der Wind hält ſichtlich den Athem an, und die Mühle oben ſenkt ihre Flügel und ruht ſich von den Mühen des Werkel-

tages aus. In dem Dorfe stehen Kinder an der Straße und spreizen die kleinen Hände mit den gestrickten Handschuhen und den großen Daumen steif vor sich hin. Wie still ist's doch bei der alten Kirche, die, von einer Feldsteinmauer umgeben, auf den armen Gottesacker niederschaut. Nur dort, hart an der Kirchenmauer, wo der Jagdzeugmeister von der Schulenburg beigesetzt wurde, erhebt sich ein von seinen Freunden gestiftetes, eingegittertes Kreuz. Sonst ist hier Alles verfallen, vergessen. Von den eingesunkenen Hügeln blickt man in eine niedrige, schindelgedeckte Hütte, welche an den Kirchhof grenzt. Der Hausflur steht offen, ein lustiges Holzfeuer prasselt auf dem Heerd, und um die leckenden, hellaufschlagenden Flammen hantirt und bewegt sich lachend das Leben im Hause.

Nun noch einige Minuten, und das Thor des Wildgatters, von der spekulirenden Dahlemer Jugend bewegt, öffnet sich uns knarrend. Wir sind im Grunewald. Einsam und still liegt heute der mächtige Forst. Die dunklen Kiefern, hie und da untermischt mit knorrigen Eichen, rauschen über uns, und durch die schwankenden Wipfel erblicken wir des Himmels Blau. Die Sonnenstrahlen tanzen über das vergilbte Haidekraut und huschen an den schlanken Kiefernstämmen empor, sie wie in flüssiges Gold tauchend. Es ist, als sei der ganze, stille Zauber zurückgekehrt, der einst auf diesem romantischen Waldgebiet mit seinen herrlichen Seen und lieblichen Höhen lag, an deren Fuß der stolze, breite Havelstrom langsam seine Wellen vorüberträgt. Und doch ist er für immer dahin. Breite, neue Straßen, welche jetzt den Forst durchziehen, die Wannseebahn, die prächtige Uferstraße von Spandau bis Potsdam an der Havel entlang, und vor allen Dingen die Verbindungs-, sowie die Wetzlarer Bahn, die ihn mitten durchschneidet und sonntäglich an der Station Hundekehle Tausende lärmend in die stillen Waldesgründe sich ergießen läßt, — sie alle haben dazu beigetragen, das Bild freundlicher Anmuth zu verwischen und für den Naturfreund den Reiz romantischer Abge-

schiedenheit zu zerstören. Der Grunewald ist von jeher das Lieblingsziel sang- und wanderlustiger Berliner, besonders der Turner, gewesen, der Wallfahrtsort für alle Kremser-Parthien und all' jene vielen Vereine Berlins. Aber damals geschah Alles noch im kleinen Stil, harmlos und vereinzelt; jetzt schallt und dröhnt es an schönen Sonntagen durch den Forst, daß die konzessionirten Sänger in den Wipfeln verzweifelt die Köpfe schütteln und allmählich verstummen. Nur einen Tag gab es von jeher, an dem der Friede des Waldes unterbrochen ward. Das ist am Mittag des 3. November, wo nach althergebrachter Sitte die Hubertusjagd abgehalten wird, und der Hof mit den geladenen Gästen sich vom Jagdschloß Grunewald nach der Saubucht begiebt, um von dort unter Fanfaren und Horngeschmetter, dem Knallen der Piqueur-Peitschen, dem Gekläffe der Parforce-Hunde, Wagengerassel, Stampfen der Pferde, Wiehern, Rufen und Jauchzen die Hatz auf die unter einem Vorsprung von zehn Minuten losgelassene Sau zu beginnen. Dann erscheint die hohe Jagdgesellschaft in der Tracht der englischen Parforce-Jäger mit rothem Frack, blauer Atlasschleife, weißen Beinkleidern und schwarzen Cylindern. In den sechziger Jahren waren es stets zwei Personen, welche durch abweichende, phantastische Tracht sich von den Anderen unterschieden: Vater Wrangel, welcher stets über den schwarzen Frack einen Plaid in schottischen Farben geschlungen trug, und Frau Schütz, die damalige Besitzerin des Victoria-Hotels Unter den Linden, ausgezeichnet durch vorzügliche Pferde und meist in ein reiches, mittelalterliches Kostüm gekleidet. Sie hatte bei einem der letzten Aufstände Abd el Kader's in Gesellschaft des berühmten Löwenjägers Gérard den Kriegszug der Franzosen mitgemacht und verdankte wohl dem Ruf ihrer Kühnheit und Unerschrockenheit, sowie dem Ruhme, eine treffliche Jägerin zu sein, die Auszeichnung. Oft bin ich ihr in den entlegensten Waldungen begegnet, wenn sie hoch zu Roß, nur von zwei Doggen begleitet, über die Anhöhen stürmte.

Doch da stehen wir vor dem alten Jagdschloß Grunewald, das mit seinen Thürmchen und Balkonen sich in den klaren Fluthen des Grunewaldsees spiegelt. Einstöckige Oekonomiegebäude umschließen es von den drei anderen Seiten gegen die Außenwelt. Wir treten durch die Thorfahrt von der Charlottenburger Seite her ein und gelangen auf den weiten Schloßhof. Ehe wir jedoch das Schloß besuchen, wollen wir einen nur wenig gekannten Theil der Wirthschaftsgebäude besichtigen, jenen speziell für Architekten und Kunsthistoriker interessanten Raum, welcher die in zwei Hälften getheilte Küche umfaßt. Der im Rundbogenstil stark gewölbte Raum, welcher durch Einbauen von großen Herden und Rauchfängen gänzlich entstellt ist, würde vielleicht weit weniger unser Interesse herausfordern, enthielte er nicht im ersten Küchenraume eine Säule, welche durch das sie krönende romanische Kapitäl auf ein sehr hohes Alter dieses Raumes schließen läßt, der, sofern diese Säule nicht eine spätere Nachahmung darstellt, weit älter, als das Schlößchen selbst, sein muß. Vielleicht stand hier einst in alter Zeit inmitten des Waldes eine Betkapelle, ein Wallfahrtsort und Zufluchts-Asyl für hülfesuchende Bedrängte.

Das Jagdschloß Grunewald selbst wurde, wie eine Inschrift am Haupteingang besagt, 1542—1543 von Caspar Theyß erbaut. Es ist von jeher der Rendezvous-Platz der königlichen Jagdgesellschaften gewesen, von dem aus sie in feierlicher und prunkhafter Weise sich dem edlen Waidwerk hingaben. Auch der prachtliebende große Kurfürst kam oft von Berlin herüber, um hier mit reichem Gefolge Jagd zu halten. In Schloß Grunewald war es denn auch, wo der märkische Dichter und Hofpoet Nikolaus Peucker bei einer Hofjagd eines Tages in Versen um Ueberlassung eines erlegten wilden Schweines bat. Der Kurfürst antwortete ihm lächelnd, er möchte nur seine Bitte in artigen Reimen an richtiger Stelle anbringen, auch nicht vergessen, ein „Wiegenliedlein" zu dem bevorstehenden glücklichen Ereigniß anzufertigen. Echt berlinisch und drastisch reimte denn auch unser Hofpoet:

„Der große Nimrod (Friedrich Wilhelm) giebt Befehl:
Actäon — das ist der von Oppen (der Oberjägermeister),
Soll Niklas Peuckern seine Kehl'
Mit einem wilden Schweine stoppen.
Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Churfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammenbinden." —

Caspar Theyß, dem berühmtesten Baumeister Joachims II., ward das Glück zu Theil, seinem hohen Gönner, dessen fröhliches, jagdlustiges Gemüth sich gern zu einer Entfaltung heiterer Pracht neigte, eine ansehnliche Anzahl Jagd-Lustschlösser zu bauen, von denen außer Schloß Grunewald nur noch Schloß Köpenick, sowie das an der Spreeseite begonnene Berliner Schloß hier erwähnt seien. Nach seinem Tode wurde er in der Nikolaikirche beigesetzt, doch ist sein Epitaphium leider verloren gegangen. Ueberreste seiner Wohnstätte sollen in dem jetzt niedergerissenen Hause, Heiligegeiststraße 10, vorhanden gewesen sein.

Aber ein Denkmal sonderbarer Art ist doch noch auf unsere Zeit herübergekommen. Beim Eintritt in das Jagdschloß erblickt man in die rechte Wand, nahe dem Treppenaufgang, ein realistisch buntübermaltes Sandsteinrelief mit halben Figuren eingelassen. In der Mitte steht der wohlbeleibte Meister Theyß mit einem Nänzlein, just wie der Doktor Luther. Die nackten, muskulösen Arme führen soeben einen mächtigen „Willkomm" mit der Inschrift „Theyß es gilt!" zum Munde. Links von ihm befindet sich, eine Flasche schüchtern in der Hand, eine unbekannte Person, Namens Consz Buntschug, vielleicht der damalige Steinmetz, während Joachim II. auf seinen Baumeister soeben die äußerst joviale, darunter befindliche Anrede richtet:

„Caspar Theys was sal die kleine Flas
Die Consz Buntschug hot in der Tas
Diser Wilkum mus zuvor heraus
Sunst wurt ein solchger Lerman traus."

Bemerkenswerth bleibt übrigens die wahrhaft frappante Aehnlichkeit Conszs Buntschuh mit unserem berühmten Meister Adolf Menzel.

Die Einrichtung des kleinen Jagdschlosses ist einfach. Der Hauptschmuck besteht in der großen Anzahl alter, meist unter Friedrich Wilhelm I. angefertigter Jagdgemälde, die außer einigen abnormen, einst erlegten Thieren uns das Fuchsprellen und die Parforcejagden damaliger Zeit mit aller historischen Genauigkeit, aber auch allem unbeabsichtigten Humor wiedergeben. Eine ansehnliche Vogelsammlung, Geweihe, Hörner, alte Jagdgeräthschaften vervollständigen den Schmuck der Räume. Das Jagdschloß besteht aus zwei Stockwerken, welche außer einem größeren Saale nur Jagdzimmer, sowie die Wohnräume des jetzigen Jagdzeug-Inspektors enthalten.

Aber nicht allein die stille Abgeschiedenheit, die herrliche Lage dieses Schlößchens, die besonders an warmen Sommerabenden, wenn die sinkende Sonne zum Scheidegruß Wasser und Wald purpurn erglühen läßt, von unendlichem Liebreiz ist, geben dieser Stätte jenen unsagbaren Zauber. Es ist der Schatten einer unglücklichen, beklagenswerthen Frau, welche traumhaft zur mitternächtigen Stunde durch die öden, stillen Räume irrt.

Anna Sydow, genannt „die schöne Gießerin", die Wittwe des Stückgießers Dietrich, über deren tragisches Ende die Ueberlieferungen sich theilen, ist es, welche die Sage hier, als lebendig eingemauert, bis heute nicht schlafen ließ. Und diese Tradition ist nicht nur neueren Ursprungs.

Bestimmte Ueberlieferungen bekunden, daß schon Friedrich Wilhelm II., wenn er mit der Frau Rietz (Gräfin Lichtenau) sich hierher von dem lauten Hofleben zurückzog, das nächtliche, spukhafte Treiben im Schlosse auf jene Sage zurückführte.

Und ist es nur eine Sage? Wir wissen es nicht, aber wir wünschen es von ganzem Herzen. Denn das rein Aeußerliche, was noch heute Anlaß geben könnte, jenen Hergang zu bestätigen,

genügt allein doch nicht, wenn es schon die Hauptanregung zu der Sage gegeben hat. Zwischen den zwei Zimmern, welche an Jagdtagen meistens von unserem Kaiser bewohnt werden, befindet sich in der ungewöhnlich starken Mauerwand ein Hohlraum, der ehemals die Fortsetzung einer Wendeltreppe barg, die in dem darüber befindlichen Stockwerk noch erhalten und aufwärts nach dem Bodenraum hin benutzt wird, jetzt aber plötzlich unmotivirt nach unten zu abbricht, während in dem Treppenansatz, sowie manchen anderen baulichen Erscheinungen der Beweis liegt, daß sie ehemals bis zu dem Erdgeschoß führte und dort mündete, wo jetzt ein hoher, weißer Kachelofen vor die zugemauerte Thür gesetzt worden ist.

In dem unteren Thürflügel eines reich geschnitzten, alten Schrankes, der sich in dem Jagdsaal des Erdgeschosses befindet, ist das große Brustbild jener unglücklichen Frau eingelassen. Eine vorzügliche Arbeit der Holzbildhauerkunst. Um den Nacken der nach rechts blickenden schönen Frau, welche ungefähr hier fünfzig Jahre zählt, legt sich das reiche Haar in vollen Flechten, den Hals schmückt eine goldene Kette, von welcher auf den halbentblößten, vollen Busen ein Kreuz herniederhängt. Zarte Spitzen umsäumen das Mieder, welches unter dem brokatartigen, von reichem Goldschmuck zusammengehaltenen Gewande hervortritt. Joachim II., den seine Zeitgenossen als ein offenes, fröhliches Gemüth schildern, gutmüthig bis zum Uebermaß, freigebig bis zur Verschwendung, milde und versöhnlich, dabei von voller, begehrlicher Lebenslust, war es, vor dessen Augen die arme Gießerin einst Gnade fand. Indem er sie an seine Seite zog, schenkte sie ihm nicht nur ihr Herz, sondern verstand es auch durch vorsichtiges und kluges Wesen, seine Ungebundenheit nach den Gesetzen der Schicklichkeit zu regeln. Kein Makel haftet an ihrem Namen; sie hat es nie vermocht, wozu ihre Lage doch so leicht herausforderte, für so manche erklärliche Hintenansetzung, die sie wenigstens späterhin erfuhr, für den Mangel einer legitimen Stellung sich durch Ränke und Listen an der Seite ihres fürstlichen Freundes ander-

weitig zu entschädigen. Sie war eine von jenen wohlthuenden, guten Frauen, von denen der Dichter mit vollem Rechte sagt:

„Hüte Dich, wahllos einzustimmen,
Wenn Lästerzungen die Frauen kränken.
Man kann nicht schlimm genug von den schlimmen,
Nicht gut genug von den guten denken."

Es war im Jahre 1549, als die Kurfürstin Hedwig, die Gemahlin Joachims II., auf dem Jagdschloß Grimnitz durch den morsch gewordenen Fußboden des ersten Stockwerkes brach und auf die darunter befindlichen Hirschgeweihe jammervoll niederstürzte*). Sie nahm so schweren Schaden, daß sie von dieser Zeit ab nur noch auf Krücken sich bewegen konnte. Es war ein Schlag, der den Kurfürsten tief traf. So ward die Gießerin die Seine. Er hat es ihr nie an öffentlicher Achtung fehlen lassen, und die Schönheit ihrer Erscheinung, die Würde, das Wohlwollen eines liebenden Herzens, welches von ihr ausging, ließ sie überall offene Herzen finden. Sie fehlte an keiner öffentlichen Lustbarkeit, welche der lebensfrohe Fürst veranstaltete, bis eines Tages ein an sich geringfügiger Umstand ihre Freiheit beschränkte. Es war im Schloß Köpenick. Die Jagd war aus, und Fürst und Gefolge, sowie das herbeigelaufene Volk befanden sich auf dem Schloßhofe, die erlegte Beute musternd. Neben dem Kurfürsten stand im Kreise ihrer herangewachsenen Söhne Anna Sydow. Die Bauern aber, als sie der schönen Frau ansichtig wurden, steckten die Köpfe zusammen, und ein Flüstern ging durch den Haufen, welches bis zu den Ohren des fürstlichen Jagdherrn gelangte. „Ist das die unrechte Frau unseres allergnädigsten Herrn?" Der Kurfürst stutzte, es schnitt ihm in's Herz. Da wandte er sich ernst um und sagte leise zu der Gießerin: „Du solltest bei Seite gehen, sie nehmen Aergerniß daran." Sie that es und mied von der Stunde an alle öffentlichen Feste. Mit ihrem Abgang vom öffentlichen Schauplatz verschwinden auch alle ver-

*) Vergl. das Kapitel „Schloß Grimnitz".

bürgten Nachrichten über ihr Lebensende. Aber wie ein Schatten liegt es heute noch auf dieser Stätte. Nicht der Schauer des Spukhaften ist's, was uns ergreift, sondern das Gefühl rein menschlicher Theilnahme. Birgt diese Mauer eine Todte? Die Gedanken kommen immer wieder, und wir vermögen sie nicht abzuschütteln. Schon dunkelt der Abend durch die Scheiben, und gespenstisch nicken die Bilder von den Wänden. Und ehe Mitternacht herangekommen ist, geht es wie ein Seufzer durch die leeren Hallen und es ist, als schlüge eine Stirn wehvoll gegen die Mauer und Schluchzen und unterdrücktes Weinen schalle von innen.

Wir treten hinaus auf den Balkon. Um die Wipfel der Kiefern spinnen die feuchten Nebel ihre Schleier, Ruhe und Friede liegt auf Wald und See. Die silberne Mondsichel spiegelt sich klar in den stillen Wellen, die, von sanftem Windeshauch bewegt, leise an das Gestade schlagen. In dem Schilfe rauscht und flüstert es, sonst ist's still. So schreiten wir zurück durch den Forst. Tiefe Dunkelheit herrscht unter den Bäumen, und nur undeutlich erkennen wir zur Seite wie einen matten Streifen den breiten Fahrweg. Manchmal knackt ein Zweig zu unseren Füßen, manchmal tönt der kurze Schrei eines Nachtvogels aus dem Dickicht. Nun haben wir den Wald verlassen, und weit und offen liegt das Land vor uns. Aus der Ferne erschallt zuweilen halbverwehtes Hundegebell, sowie der Rhythmus einer Tanzweise zu uns herüber. Dann aber schweigt Alles. Unendliche Ruhe liegt auf der Erde, über welche sich der Sternenhimmel in voller Pracht heute funkelnd wölbt.

Und so nähern wir uns dem Dorfe Dahlem wieder. In den Hütten brennen die Lampen, und die niederen, unbehangenen Fenster gestatten uns den Einblick. Da sitzt die Familie beisammen, ein trauliches, anheimelndes Bild. Der Sohn ist auf Urlaub zu Hause. Helm und Säbelzeug hängen an den Thürpfosten, der Junge selbst aber erzählt mit wichtiger Miene, indem er dem Bierkrug fleißig zuspricht, den beiden Alten, was er im

Elſaß geſehen und erlebt hat. Wie Vater und Mutter aufhorchen, und Stolz und behagliches Vergnügen auf den runzeligen Geſichtern ſich malt! An dem Fenſterpfeiler prangt noch immer der geputzte Weihnachtsbaum, und vor ihm ſteht, das neue Püppchen mit dem ſteifen, rothen Mouſſelinkleidchen feſt an das Herz gedrückt, als fürchte es deſſen Verluſt, das jüngſte Kind. Es hat die Augen mit ſtiller Freude zu dem kleinen Engel gläubig emporgehoben, der von der Spitze des Baumes langſam niederzuſchweben ſcheint, und wie es ſo hinaufblickt, leuchtet aus den frommen Kindesaugen jenes reine Glück, das nie wiederkehrt, das wir Alle nur einmal beſitzen, und nach dem wir uns beſtändig zurückſehnen, ſo lange unſere Herzen noch ſchlagen.

Im Lande der weißen Rüben.

Wenn heute der alte Grimmbart Rübezahl sich der Mühe unterziehen wollte, jenes Gebiet der Teltower Rüben zählend zu durchstreifen, würde er wohl nimmer fertig werden. Denn der Weg ist lang, und des Zählens wäre kein Ende.

Bald hinter Zehlendorf und sich von da weit bis jenseits Teltow erstreckend, beginnt heute die Kultur jener bevorzugten, zarten Wurzeln, deren Ruf schon im Mittelalter den Weg über die Alpen nahm, so daß die Lehniner Mönche alljährlich ein Fäßlein davon dem heiligen Vater gen Rom senden durften.

Vielleicht war es der Neid der Nachbarn oder auch die zufällig erprobte Ertragsfähigkeit des angrenzenden Bodens um Teltow, genug, seit Jahren sieht das Städtchen die Konkurrenz in den Rüben ringsum blühen und sich entfalten, doch die Eintracht wandelt noch immer friedlich zwischen Dorf und Stadt wie ehedem einher.

Nicht von diesen Rüben jedoch möchte ich heute erzählen, die sich besser essen, als beschreiben lassen, sondern von Land

nd Leuten dieser Gegend, die, obwohl so nahe, oder besser, [illegible],
beil sie uns so nahe vor die Thore gerückt ist, eine herbe [illegible]e
Vernachlässigung erdulden muß. Unser Ausgang ist Zeh[illegible]=
lendorf.

Wie es Ortsnamen giebt, bei deren Klang uns die Sta[illegible]la
menschlicher Thorheiten vor die Augen tritt, von der harmlos[illegible]en
Beschränktheit bis zur seichten Albernheit hinab: Abdera u[illegible]rid
Schilda, Schöppenstedt und Kalau, so sind es wiederum andere,
wie Dalldorf, Sorau, Zehlendorf, bei deren Nennung gerade der
Berliner sich eines leichten Schauers nicht erwehren kann, in dem
peinlichen Doppelspiel der Empfindungen von Mitleid und ver=
letztem Ehrgefühl. Zehlendorf ist weder schön noch interessant,
und wenn ich in einem alten Folianten lese, daß dieser Ort, der
einst dem Kloster Lehnin angehörte und schon 1242 im Landbuche
als Czelendorp erwähnt wird, nach dem dreißigjährigen Kriege
zwischen Schutthaufen und eingeäscherten Gehöften nur noch ein
Bäuerlein Namens Rombß beherbergte, so bedauere ich von Her=
zen, daß der gute Rombß kein Anhänger der Kolonialpolitik war
und wohlgemuth zum Wanderstabe griff, anstatt sich gerade hier
auf's Gründen zu legen. Zehlendorf erstand auf's Neue, und
wenn wir es heute durchschreiten, so wird merkwürdigerweise
jener Theil am meisten unser Wohlgefallen in Anspruch neh=
men, welcher die Anstalten für die Unglücklichen umfaßt, die hier
Zuflucht und Heilung suchen. Die schmucken Anlagen in
ihrer lieblichen Abwechselung von silberstämmigen Birkengehölz,
Rasenflächen mit plätschernden Bächen, über die sich zierliche
Brücken leicht schwingen, und den sauberen, freundlich drein=
schauenden Wohnstätten, sind wohl angethan, heilsam und
beruhigend auf das Gemüth jener Bedauernswerthen zu wirken.

Arm an Schönheit, ist Zehlendorf auch arm an Geschichte.
Nur jüngst wurde es erwähnt, als am 9. September 1881 hoch=
betagt C. F. Scherenberg, der dreiundachtzigjährige Dichter jene
markigen, von patriotischer Gluth durchwehten, naturalistisch

Schlachtgemälde „Waterloo", „Leuthen" und „Hohenfriedberg" hier in stiller Zurückgezogenheit die müden Augen für immer schloß. Einst das gefeiertste Mitglied des Berliner Dichterklubs „Tunnel unter der Spree", beschloß er hier halbvergessen sein wechselreiches Leben.

Wenn wir die Birkenanlagen der Irrenanstalt hinter uns haben, leitet uns die Chaussee in kurzer Zeit nach Teltow. Vergeblich hat die Sonne heute gekämpft, die Herrschaft über das dichte Wolkenheer zu gewinnen; nun hat sie sich unmuthig, kampfesmüde hinter die breiten, dunklen Wolkenstreifen zurückgezogen. Nur manchmal fällt sekundenlang ein flüchtiger Strahl auf das herbstliche Land hernieder, das stimmungsvoll in Ton und Farbe sich vor uns ausbreitet. Drüben leuchtet die Kuppel der Kadettenanstalt von Lichterfelde weit über das flache Land hinaus, über das der Wind mit vollen Backen blasend fegt. Bald braust er durch die Pappeln am Wege, welche uns steifbeinig begleiten, dann wieder fährt er ungestüm über den stillen See, die kummervoll dreinblickenden, entlaubten Weiden zausend, daß sie zusammenschauern. Rüben zur Rechten, Rüben zur Linken und dahinter das graue, müde Land, am Horizont von der langgestreckten, dunklen Haide eingerahmt. Aber kein frohes Leben klingt mehr über die Felder, durch die Lüfte. Storch und Schwalbe haben längst ihre Herbstübungen eingestellt und den Weg nach Süden angetreten.

Der Klang der Sichel ist verstummt, die Zeit der Erndte dahin. Langsam ziehen die Wagen, mit hoch gethürmten, mächtigen Kohlköpfen beladen, zu der Bahnstation. Der Kutscher nickt im Traume vornüber, während die mageren Rößlein mit ungeheuchelter Verdrossenheit sich vorwärts bewegen.

Gleich hinter dem Dorfe Schönow beginnen die ersten Häuser von Teltow. Ein heiteres, sauberes Städtchen, dem der Wind von allen Seiten lustig das Lied der Freiheit in die Ohren bläst. Um das stattliche Gotteshaus am Markt schaaren sich die Feuer-

ſtellen von ungefähr 2400 Einwohnern. Ehedem, bevor der dreißigjährige Krieg mit Brandfackel und Schnappſack ſengend und plündernd über das Land zog, war Teltow eine der größten Städte Brandenburgs. Doch ſchwand auch die irdiſche Größe wie ſo Vieles hienieden, der Name Teltow leuchtet noch heute im Doppelkranze des Ruhmes und der Ehre: die Anerkennung ſeiner ſorgfältig gezogenen Bodenfrucht iſt im ſteten Wachſen begriffen, und das Bewußtſein, einem Kreiſe des preußiſchen Staates den Namen gegeben zu haben, läßt das Herz des Teltowers ſtolzer ſchlagen.

Einmal aber war Teltow für kurze Zeit in Vieler Munde. Es war um das Jahr 1744. Der ehrſame Bürgermeiſter hatte eine hübſche Frau heimgeführt, die er mit verzeihlicher Eiferſucht ängſtlich hütete. Der Ruf ihrer Anmuth und Sittſamkeit war bis nach Potsdam gedrungen, und ſchon mancher ſchmucke Offizier hatte vergeblich Zeit und Opfer darangeſetzt, dem Geſtrengen ein Schnippchen zu ſchlagen. Freiherr Friedrich von der Trenk, welcher damals als Kornet im Garde du Corps diente, bereits vielfach ausgezeichnet durch die Gnade des großen Friedrich, vermaß ſich einſt in kecker Unbeſonnenheit ſeinen Kameraden gegenüber, ihnen Kamiſol und Betttuch der Bürgermeiſterin zu bringen. Und ſo geſchah es. Es war eine ſtürmiſche Nacht. In Teltow ſchien alles Leben und Licht erloſchen zu ſein. Die Bürger lagen, die Zipfelmützen tief über das Geſicht gezogen, längſt in ſüßem Schlummer, während der Sturm durch die Gaſſen heulte. Nur Einer hielt ſich noch mit Mühe wach. Gegegenüber der Bürgermeiſterei ſaß in einem Winkel zuſammengekauert der Stadtnachtwächter, die Hellebarde an die Mauer gelehnt, die Laterne zwiſchen den Knieen. Der Alte hatte die Augen halb geſchloſſen und brummte unwirſch vor ſich hin. Aber wer hinderte ihn denn, ebenfalls der Ruhe zu pflegen? Seit einer Stunde hatte er ſich dieſe Frage vorgelegt, nun ſchien ſein Entſchluß gefaßt zu ſein. Doch was iſt das? Klang's nicht wie ferner Hufſchlag herüber?

Nein, es ist der Sturm, welcher an die Fensterladen pocht und heulend durch die Schlote fährt. Doch jetzt kommt es um die Ecke geschritten, langsam, vorsichtig, jetzt steigt es die Steinstufen hinauf, öffnet die Hausthür und tappt und tastet sich durch den Flur, schlurrt und schleicht die Treppen empor, an des Bürgermeisters Schlafgemach. Der Mond tritt aus den zerrissenen Wolken hervor und verbreitet ein unbestimmtes Dämmerlicht im Raum. Drei furchtbare Schläge ertönen an der Thür; der Bürgermeister, sein Weib fahren angstvoll in die Höhe. Und nun schreitet eine Gestalt herein, lautlos, weiß, überlebensgroß, mit Donnerstimme Kamisol und Betttuch der Aermsten fordernd. Keines Wortes mächtig, starren die Beiden das Ungeheuer an, dann reicht die Frau mechanisch das Geforderte hin. Der Spuk ist fort, die Hausthür fällt dröhnend in's Schloß, und ein kurzes, helles Lachen tönt durch die Nacht. Der Wächter schlägt ein Kreuz und schließt die Augen. Dann klingt wie vorher ferner Hufschlag, langsam verhallend, an sein Ohr. In Potsdam steht bereits in frühester Morgenstunde die Schwadron zum Abmarsch bereit, als auf schweißtriefendem Pferde der Uebermüthige heransprengt, von dem Könige finster empfangen. Die Sonne seines Glückes neigte sich fortan. Arrest war die Antwort des Monarchen, und der bald darauf entdeckte Briefwechsel mit der Schwester des Königs, der Prinzessin Amalie, ward die spätere Veranlassung, daß Trenk zehn Jahre in der Sternschanze zu Magdeburg in strenger Kerkerhaft verbüßte. Sein Ende ist bekannt. Endlich erlöst, geehrt und angesehen, schloß sein vielbewegtes Leben in Paris auf Robespierre's Befehl 1794 unter dem Beil der Guillotine.

Wie traulich schaut heute das alte Bürgermeisterhaus unter den Kronen der Linden hervor, und auf dem Markte, in den engen Gäßchen spielt und webt der ganze freundliche Zauber des Kleinbürgerthums.

Dort drüben hinter dem Vorgärtchen, in welchem sich farbige Georginen gefallsüchtig breit machen, wohnt der Schreiner des Orts. Wiege und Sarg, Eingang und Ausgang unseres Erdenlebens bezeichnend, stehen im Fenster neben einander; aber wie schroff auch die Gegensätze sein mögen, sie haben in dieser Umgebung nichts Abstoßendes mehr. Es ist, als wehe hier, so fern von der sausenden Weltstadt, ein Hauch friedlicher Versöhnung über Alles hin. Selbst den Drehorgelspielern, diesen Feinden unserer Ruhe, vermag man hier nicht gram zu sein. Das Herz lacht einem im Leibe, sieht man drüben vor dem stattlichen Hause den einbeinigen, verwetterten Haudegen mit ehernem Gleichmuth die Kurbel seines wurmstichigen Laierkastens bewegen, während er mit der ganzen verzweifelten Sentimentalität eines pensionirten Füsiliers das Lied von dem „Lob der Thräne" der heiseren Kriegsgurgel entlockt.

Und nun klingt ein langgezogenes Pfeifen immer näher; langsam kommt dort um die Ecke, voran Freund Langohr, das zerbrechliche Gefährt des Lumpensammlers gezogen und, wie Bunting, wenn er einst durch Hameln singend und flötend schritt, so folgt auch hier dem Wundermanne mit leuchtenden Augen die pausbäckige Jugend, der all' den buntschillernden Tand, welcher so begehrlich niederflattert, als Tausch für die Abfälle von Küche und Haus feilbietet.

Eine Stunde hinter Teltow empfängt uns das schöne Dorf Klein-Machenow wie eine herrliche Oase, sandlos, von alten, ehrwürdigen Bäumen überwölbt. Von jeher hat das Geschlecht Derer von Hake hier gesessen; die Burg ihrer Vorväter ragt noch heute inmitten des Gutshofes, eine traurige, geborstene Ruine, in die emsig schaffende, blühende Gegenwart hinein. Es ist ein unschöner, rechtwinkliger Bau mit einem niedrigen, sechseckigen Treppenthurm an der Nordseite, der ein in der Form nicht häufig vorkommendes Dach trägt. An der inneren Decke des Thurmes erblickt man noch auf buntem Grunde, mit Stuck reich verziert, das Wappen

der Familie, drei Gemshörner (Haken) im Schilde. Der einzig gut erhaltene Theil ist das Erdgeschoß mit dem mächtigen Rundpfeiler in der Mitte, um den noch das welke Laub vom letzten Erndtefest sich windet. Dieser Raum dient als Kornspeicher, während die oberen nur noch mühselig dem Verfall trotzen. Hart an die Ruine stößt das stattliche, im vorigen Jahrhundert erbaute neue Herrenhaus, das nach der Gartenseite einen halbkreisförmigen, von Säulen getragenen, blumenumzogenen Vorbau zeigt, während die Hauptfront mit dem Treppenaufgang dem Hofe zugewandt ist.

Zu dem letzteren schreitet man von der Kirche aus durch ein verwettertes Sandsteinportal, das nach außen hin mit einem Meduſenhaupte und auf diesem eine Minerva geschmückt ist. Pfauen und Truthähne stolziren radschlagend auf und ab; um das zierliche, luftige Häuschen in der Mitte tummeln sich flügelklatschend die Tauben, und in all' das geschäftige Leben von Thier und Menschen mischt sich das Blöcken der stattlichen Heerden. Leise rauscht aus dem Mühlteich unter einer Brücke hindurch der sprudelnde Bach in das Getriebe der Mühle. Auch sie hat ihre Geschichte. Wie sie heute uns so schmuck anschaut, ist sie 1856 aufgeführt; die Tafel aber zur Linken, mit dem Wappen der Familie gekrönt, berichtet von der Vorgängerin: „Anno 1695 hat Herr Ernst Ludwig von Hake, Seiner Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg Friderici des Dritten Obrister bey der Guarde zu Fusse diese Adeliche Frey Mühle hinwiederumb gantz Neue auß dem grunde erbauet, weilen die alte gantz zerfallen." Es ist das derselbe Hake, der in dem kleinen Gotteshaus des Dorfes seinen Eltern und Geschwistern 1676 in Pietät eine Gedenktafel setzen ließ. Dunkle Tannen umstehen das steinige Rinnsaal, aus dem der schäumende Bach übermüthig seinen Weg zu dem Wiesengrunde sucht. Die Räder klappern auf und ab, als sängen sie unaufhörlich das alte Lied, daß wie Wind und Wasser, Alles hienieden wandern und vergehen muß.

Es waren urſprünglich zwei Familien, von Hake und von Hacke, deren Namen erſt im Laufe der Jahrhunderte launiſch umgewandelt und verwechſelt wurden.

Das Geſchlecht Derer von Hacke iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Franken und zwar verhältnißmäßig erſt in ſpäterer Zeit eingewandert, während die von Hake die einzige Familie bilden, welche länger, als 400 Jahre ununterbrochen im Teltow anſäſſig geweſen iſt.

Zwei Sprößlinge dieſer altadligen Familien ſind es beſonders, welche hoch über die anderen emporragen. Da iſt Hans Criſtoph Friedrich von Hacke, genannt der „lange Hacke“. Obriſt und Generaladjutant Friedrich Wilhelms I., war er der Liebling des Königs, derſelbe, an den ſich der todtkranke Herrſcher kurz vor ſeinem Ende noch heftig mit der Aufforderung wandte, als er ſah, daß unten die Stallknechte den Pferden eine falſche Schabracke auflegten: „Geh Er doch hinunter, Hacke, und prügele die Schurken durch!“

Friedrich der Große erhob ihn 1740 in den Grafenſtand und ernannte ihn zum erſten Ritter des neugeſtifteten Ordens pour le mérite. 1751 ließ er vor dem damals neu erbauten Spandauer Thore in Berlin, am Ausgang der Spandauerſtraße, die Neue Promenade, ſowie den Platz anlegen, welcher nach ihm benannt der Hacke'ſche Markt heißt. Er ſtarb am 17. Auguſt 1754 als Generallieutenant, Ritter des Schwarzen Adlerordens und Kommandant von Berlin. Populär jedoch, wie kein anderer Vertreter dieſer Familien, iſt Hans von Hake, genannt „Hake von Stülpe“, der in der Geſchichte unſeres Volkes ſich ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat. Er war es, welcher auf dem Golm, in der Haide zwiſchen Trebbin und Jüterbock, dem damals juſt von Frankfurt an der Oder kommenden, reich beladenen Ablaßkrämer Tetzel auflauerte, des gefüllten Geldkaſtens beraubte und dieſen leer vom Berge herab in den tiefen Schnee rollen ließ. Dem Mönch höhnte er nach, er hätte ſich erſt geſtern von ihm

den Ablaß für diese That im voraus theuer genug erkauft. In einer Seitenkapelle der Nikolaikirche zu Jüterbock zeigt man noch heute diesen Ablaßkasten. Willibald Alexis hat in seinem Roman „Der Wärwolf" aus diesem „Hake von Stülpe" eine prächtige Figur geschaffen. Die ausgelassenste Schelmerei, ein grotesker Humor, gepaart mit kecker Verwegenheit, sprechen aus jedem Worte, jeder That. Wie köstlich ist es, wenn er die Litaneien plärrender Mönche narrt und sie dann wie eine Heerde Lämmer vor sich her jagt; welch ein schneidiger Hohn, sehen wir ihn als Beschützer von Abt und Bischof durch täuschendes Wolfsgeheul dieselben durch die wilde Novembernacht treiben. Sein Haß gegen das schmarotzende Pfaffenthum erstreckt sich selbst auf seinen treuen Hund, der jede Lockspeise, kommt sie von einer Kutte, winselnd und die Haare sträubend, ausschlägt. Hake von Stülpe wird unvergeßlich bleiben, so lange noch märkischer Volkshumor lebt. Der Hake, welcher heute in dem stillen Schlosse regiert, ist ein friedliebender, einsamer Mann. Die Waffen seiner Väter hängen rostend an den Wänden, und „statt zu reiten das geharn'schte Roß, um droh'nder Gegner Seele zu erschrecken", schreitet er lieber hinaus in die weiten, grünen Fluren durch die Reihen seiner grüßenden Arbeiter, welche fröhlich den Segen des Landes einheimsen.

Klein-Machenow ist eine Idylle, wie sie die Mark nur wenige aufzuweisen hat. Wie freundlich schaut aus dem Kranze der Kastanien das alte Kirchlein hervor. Ein zierlicher Backsteinbau aus dem 16. Jahrhundert, dessen eine Kirchenwand noch deutlich von einer Renovirung her die Inschrift aufweist: „Casparus Jacke, Maurermeister zu Potsdam 1597".

Das Innere des kleinen Gotteshauses ist reich mit Denkmälern, Grabsteinen wie verblichenen und zerfetzten Fahnen geschmückt, welche letztere der schon früher erwähnte Ernst Ludwig von Hake, zum ehrenden Gedächtniß seiner vor ihm heimgegangenen Brüder, hier aufstellte.

Aber der ſchöne Abend lockt uns wieder hinaus. Die letzten Sonnenſtrahlen ſpielen auf den bunten, bleigefaßten Fenſterſcheiben und huſchen über die halbverſunkenen, epheuumzogenen Gräber. Hier iſt Ruhe. Stände es auch nicht mit ſchlichten Worten, mit beneidenswerthem Glauben auf Stein und Kreuz verzeichnet, hier würde es mit ſtiller, überzeugender Macht an unſern Herzen rühren. Aus den Hütten ſteigt der Rauch zu dem Abendhimmel empor, der im Weſten roſig verglüht. Leiſe rieſeln die gelben Blätter, müde des Sonnenſcheins, auf Weg und Steg, und zwiſchen den Stämmen der alten Bäume balgt ſich die Dorfjugend lachend um die blanken Kaſtanien. Wir ſteigen den Seeberg bergan, während zur Rechten ein blauer Waſſerſpiegel aus dem Grunde hervorleuchtet. Weit hinaus in das ſich ſenkende Land ſchweift der Blick über ein Meer von Wäldern bis zu der dämmernden Ferne, in welcher die Thürme Potsdams, im Duft verſchwimmend, ſich zeigen. Auf den Feldern loben die Kartoffelfeuer jetzt auf, und das geſchäftige Leben ſingend und lachend darum ſtimmt ſo eigenartig in das Landſchaftsbild. Drüben in der Parforce-Haide dröhnt der letzte Schuß, dann wird es ſtill ringsum. Die Leidenſchaften des Tages ſchweigen, die Ruhe der Natur kehrt zurück. Ein Reh tritt aus dem Gehölz. Noch zittert die Erregung der eiligen Flucht in ihm, und während es den feinen Hals zurückwendet, lauſcht es geſpannt dem verhallenden Tone nach. Dann verliert es ſich langſam zwiſchen den dunkelnden Kiefern. Die Nebel brauen über die Haide und ſchweben in ſeltſamen Geſtalten über Moor und Feld. Dunkel umgiebt uns, während wir durch den Wald ſchreiten; nur manchmal irrt blitzend ein Strahl des Mondes durch die Zweige. Iſt's nicht, als zögen dort die finſteren Schatten pſalmodirender Mönche einher und Hake von Stülpe jagte mit tollem Gelächter ihnen nach? Es iſt das Spiel unſerer Phantaſie, es iſt der Herbſtſturm, welcher die Wachholderbüſche

bewegt und die Baumkronen ächzen und stöhnen läßt. Jetzt schlagen Hunde an. Wir sind am Forsthaus Dreilinden, dessen mächtigen Runenstein wir deutlich im Zwielicht erkennen. Und nun entläßt uns der schweigsame Forst, ein Viadukt steigt auf, und drüben singt der Telegraph sein eintönig Lied durch die Nacht. Vom Himmel blicken freundlich die Gestirne, und unten rauscht in unbestimmbaren Umrissen mächtig die dunkle, breite Fluth des Wannsees heran.

Zwischen Wannsee und Schwielow.

Ein grauer Herbsttag liegt heute auf dem Lande, schwermüthig, trüb und farblos. Dichte Regenwolken hängen über dem breiten Wasserbecken des Wannsee's, der sonst im Sonnenglanze, in dem Kranze seiner heiteren Villen und fernhin leuchtenden Burgen, eingebettet in das dunkle Grün der begrenzenden Höhenzüge und belebt mit leicht geschwellten, weißen Segeln, eines der anziehendsten Landschaftsbilder unserer Mark ausmacht.

Wenn der Morgenwind unsanft durch die Wipfel heute fährt, dann ist's, als wollten die niederfallenden Thränen einer durchwachten Nacht all' das Leid langer, sonnenloser Tage den Blumen zu ihren Füßen erzählen. Manchmal blitzt wohl ein flüchtiger Sonnenstrahl über die Landschaft hin, aber die finstern Wolkenmassen hüllen bald Alles wieder in das graue Gewand der Trauer.

Die Pforten des Kaiserpavillons sind weit geöffnet, harrend der sonntäglichen Gäste. Verlorene Liebesmüh'! An jedem Baume lehnt mit übereinandergeschlagenen Beinen in berechneter

Ungezwungenheit ein Kellner, Frack und Frisur untadelhaft, die feuchte Serviette stilgerecht unter dem Arme. Aber jenes verbindliche Lächeln, welches nur unserer Börse, nicht unserer Person gilt, schwebt heute nicht auf ihren Gesichtern. Melancholisch folgen die Augen dem abdampfenden Zuge nach, bis er um die Waldecke verschwunden ist; dann, wie unter dem Drucke eines allgemeinen Schmerzes, seufzt ein Jeder und hebt den Kopf zum regenverheißenden Himmel empor, um ihn langsam und verdrossen wieder zu senken. Dieser rückt noch einmal Tisch und Stuhl mit Feldherrnblick in die Reihe zurück, jener entfernt vorsichtig eine herabgefallene, vorwitzige Schnecke von dem roth- und weißgemusterten Tischtuche; dann verschwinden sie, wie sie kamen, lautlos und niedergeschlagen, bis der nächstfolgende Zug sie gleich Puck's Zauberstab wieder an die angestammten Plätze fördert.

Wenn Nachmittags jedoch Himmel und See im Sonnenglanze hell aufleuchten, dann entfaltet sich hier oben das buntbewegte Leben der vornehmen, schönen Welt. Die Kaffeetassen klappern, die Kellner schwirren behend auf und nieder, und unter den lichtgrünen, niederhängenden Zweigen der Birken sitzend, sieht man die Segel kommen und gehen und trinkt mit Entzücken den Luftstrom, welchen jede frische Brise vom Wasser herüberträgt.

Dann wandeln Männlein und Fräulein scherzend und plaudernd, mit Fächerschlag und Augensprache, über Friedrich-Wilhelmsbrück der Kolonie Alsen zu, um von dem Thurme am Flensburger Löwen daselbst das Panorama, welches sich über die Havel fort bis zum fernen St. Nikolai-Thurme in Spandau ausdehnt, bewundernd zu genießen.

Nicht immer war es hier so lebendig. Als wir vor siebzehn Jahren zuerst dieses Weges zogen, durchschnitt noch kein Schienenstrang die Einsamkeit, noch winkte von der Höhe ein, allem Komfort entsprechendes, stattliches Restaurant. Wie eine jungfräuliche

Schöne lachte aus der Tiefe mit feuchten Augen der See herauf, wie liebend von dem dunklen Walde umfangen. Der Kärrner zog seine Straße, und das Knallen der Peitsche oder der Klang einer fernen Baumaxt unterbrach nur manchmal die Stille.

Drüben saß vor der Thüre der Chausseegeld-Einnehmer, sorglos die Wolken zollfreien Tabacks in die Luft blasend, während Mutter und Tochter emsig zwischen den Bohnenstangen hin und her huschten. Wo jetzt rechts die Villen beginnen, stand noch ein schmuckloses Haus, der Gasthof von Stimming, der seiner Lage willen einst ein viel bewundertes Ziel der Naturfreunde bildete.

Er ist, wie so manches, entschwunden, und sein Name wäre längst vergessen, hätte nicht ein trauriger Vorfall ihn uns dauernd erhalten. Gerade so ein schwermüthiger, trostloser Ton wie heute mag wohl auch damals auf der Landschaft geruht haben, als Heinrich von Kleist und Henriette Vogel bei Stimmings eines Abends einkehrten, um am andern Morgen, den 21. November 1811, gegenüber in dem Akazienwäldchen freiwillig aus einem Leben zu scheiden, das dem unglückseligen Dichter nur Entsagung, Bitterkeit und herbe Enttäuschung geboten hatte. Der Schuldschein auf ein bescheidenes Lebensglück ward nicht eingelöst, und in der Umdüsterung seines Gemüthes zerriß er ihn; er, der wie wenige mit Schwert und Feder zugleich für die höchsten Güter seines über alles geliebten Vaterlandes so oft eintrat, endete in den grauenhaften Umarmungen des Hungers und der Verzweiflung. Die furchtbar sichere Kraft, mit welcher er einem verfehlten Leben ein Ziel setzte, um mit wahrhaft dämonischer Freude in das frühe Grab zu steigen, fand damals die widersprechendsten Beurtheilungen.

Von Allen aber widmete Keiner schönere Worte, dem todten Jugendfreunde und Waffengefährten Fahrwohl zu sagen, in dessen Leben „noch so viele Kränze auf ihn warteten, so viele liebevolle Herzen ihm entgegenschlugen", als der treu-

gesinnte Fouqué. Voll edlen Schmerzes sang er damals zum Abschied an Heinrich von Kleist:

„Zu gleicher Zeit der ersten Waffen froh
An Rheines Ufern, zwischen Kriegsgewittern
Und blüh'nder Rebenlauben Herrlichkeit, —
In gleichen Tanzgewinden jünglingshell,
Aufglüh'nd in gleicher Dichterlust, mein Heinrich,
So standen wir, nun fest im Männerbund
Die treue Hand uns drückend, unsere Lieder
Entgegen sendend in die freud'ge Brust. —
Nun kommt — nach neuen Klängen sah ich aus —
Nun kommt von Dir herüber Todesklang!
Und wie Du oft belebend süße Zähren
In's Auge mir gelockt, rufst Du den Quell,
Den bittern, schmerzlichen des Scheidens auf.
Gut' Nacht! Und Gottes treue Huld mit Dir!
Die Sängerkrone muß Dir Deutschland flechten,
Die Deinem Hügel ziemt. Den Kriegergruß
Der sonst mit dreimal ernstem Waffendonner
Versuchter Kämpfer edle Werkstatt ehrt,
Den nimm von mir. Ich trockne mir das Auge,
Mit Männerernst hintret' ich an die Gruft,
Und rufe dreimal: Feuer! wie ein Kriegsmann,
Wo Du mit Deinen kühnen Heldenbildern,
Du edles Feuer in die Erde sankst.
Fahr wohl, Du mein Genoß in Kampf und Lied!"

Wohl haben wir heute, was die Mitwelt ihm versagte, längst nachgeholt. Die Anerkennung seines Genius steigt von Jahr zu Jahr, die größten Bühnen wetteifern in mustergültigen Aufführungen seiner Meisterwerke. Immer wieder nimmt uns die keusche, rührende Anmuth seines „Käthchens von Heilbronn" gefangen, hat uns in Stunden eigener Gefahr die männlich kräftige Sprache, der edle Zorn über den Druck der Fremdherrschaft, welcher aus jeder Zeile der „Herrmannsschlacht" lodernd hervorbricht, mutherweckend hingerissen. Und wer vermöchte ein behagliches Lächeln zu unterdrücken, wenn der verlogene Dorfrichter Adam verschmitzt blinzelnd an uns vorbeihinkt?

Anerkennung und Bewunderung sind Heinrich von Kleist im vollsten Maße jetzt zu Theil geworden; nur das sichtbare Zeichen unserer Huldigung für ihn, kommenden Zeiten gegenüber, blieb ihm bis zu dieser Stunde versagt. Kein Stein, noch Bildniß redet von der Größe eines der hervorragendsten romantischen Dichter unseres Vaterlandes. Fern dem sausenden Weltgetriebe schlummert er einsam und vergessen; die Wogen des blauen Havelstromes rauschen grüßend zu dem Fuße des Hügels heran, und die Drossel singt im Gezweig des Sommers Abschiedslied. Wehmuth und Abgeschiedenheit schweben über der selbstgewählten Ruhestätte. Im wilden Durcheinander umstehen Akazien und Ahorn die Gräber, welche ein eisernes Gitter, mit marmornen Eckpfeilern umschließt. Die Inschrift des Grabsteines lautet:

Heinrich von Kleist,
geboren am 10. Oktober 1776,
gestorben am 21. November 1811.

Außer diesem befindet sich noch ein kleiner, schon halb der Zerstörung anheim gefallener Stein auf dem Grabe, welcher eine für das tragische Ende des Dichters charakteristische, fast vollständig verwischte Grabschrift enthält:

„Er lebte, sang und litt
In trüber, schwerer Zeit;
Er suchte hier den Tod
Und fand Unsterblichkeit."

Den Namen jener unglücklichen Frau, die, sein Schicksal an das ihrige kettend, ihm selbst die tödtliche Waffe in die Hand drückte, nennt kein Stein. Ein junger Eichbaum streckt schützend die dunklen Zweige über die Gräber, und es ist, als ginge ein seltsam geheimnißvolles Wehen, klagend und vorwurfsvoll, durch die Blätter. Unten im Röhricht gurgelte das Wasser, und ein Schwan zog leise vorüber, wie in stummer Huldigung sich tief in die lichtklare Fluth niederneigend.

So nahmen wir Abschied. Noch immer brach kein Sonnenstrahl durch das Gewölk, und gleich spukhaften Nebelgestalten wogte und webte es durch die Haide, deren feuchtes Moos unsere Schritte dämpfte. Jetzt lichtet sich der Wald, einige Gehöfte werden sichtbar. Blecherne Milchkannen und bunte Kleidungsstücke hängen über einem Zaun, und weithin leuchtet jenes traulich sich einschmeichelnde, mütterbegeisternde Friedenswort: „Hier können Familien Kaffee kochen!“

Wir sind in Kohlhasenbrück. Unter der Brücke, die hier über das muntere Teltefließ führt, war es einst, wo der in seinem Rechte tiefverletzte Hans Kohlhase die Silberkuchen seines Landesherrn verbarg, welche der Faktor der kurfürstlichen Münze aus dem Mansfeld'schen nach Berlin zu führen gedachte. Nicht als Raub, nur als Unterpfand für die sichere Erfüllung seiner Forderungen betrachtete er den Schatz. Dem Anrathen eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt, Gehör schenkend, glaubte er durch diese Gewaltthat Joachim II. zwingen zu können, das ihm verhaßte und gefährliche Bündniß mit den Sachsen zu brechen. Aber die öffentliche, ihm bisher günstig gebliebene Meinung hatte er sich dadurch verscherzt. Durch eine List nach Berlin gelockt, ward er festgenommen und verurtheilt. Der Ausgang ist bekannt. Am 22. März 1540 flocht man ihn unter ungeheurem Zulauf der Landbevölkerung in Berlin auf's Rad. Nach Luther's Angaben büßten nicht weniger denn vierzig seiner Genossen ihr Leben auf dem Schaffot.

Kleist hat in seiner vortrefflichen, die Reformationszeit treu wiederspiegelnden Erzählung „Michael Kohlhaas“ in dichterischer Freiheit unter Anderem auch den Wohnort des Helden hierher verlegt. Kohlhase betrieb jedoch als Roßtäuscher sein Gewerbe zu Cölln an der Spree, und zwar in dem jetzt neu umgebauten Hause Fischerstaße 26/27, wo sich ehemals der Gasthof zum weißen Roß befand. Von hier zog er mit einer Koppel schmucker

Pferde nach Leipzig, um am 1. Oktober 1532 vor der Schenke des Dorfes Wellaune mit den Leuten des Junkers Günther von Zaschwitz, — nicht Wenzel von Tronka, wie ihn Kleist benamst hat, — in Streit zu gerathen, der schließlich nach Jahren so verhängnißvoll für ihn werden sollte. Erfahrene Unbill rächend, sank er selber von Stufe zu Stufe. Jene Zwingburgen des Feudalismus, zu denen der Bauer unter dem Druck des Frohndienstes mit stummem Trotze ohnmächtig emporsah, sind längst gefallen, und gemächlich lenkt der Landmann heute den Pflug darüber hin.

Langsam stieg zu dem herbstgrauen Himmel der Rauch aus den Hütten empor, als wir wieder in den Wald einbogen. Links und rechts hielten Ebereschen, unter der schwellenden, rothleuchtenden Beerenlast sich leise beugend, heute offene Tafel, um die sich die Vögel des Waldes schwatzend und schmeckend reihten. Nach kurzer Wanderung erreichen wir einen freien, runden Waldplatz, in welchen strahlenförmig eine Anzahl Wege einmünden. Wir stehen vor dem Jagdschloß Stern, dem so häufig genannten Ausgangspunkte der königlichen Parforce-Jagden. Unter den Wipfeln alter Bäume versteckt, schaut das unansehnliche, einstöckige, aus rothem Backstein erbaute und mit einem sonderbaren Giebel in der Vorderfront geschmückte Schlößchen hervor. Friedrich Wilhelm I. ließ es 1714 erbauen und fuhr oft von Potsdam herüber, hier zu übernachten, um beim Morgengrauen zur Jagd in der Haide aufzubrechen. Weit malerischer und lieblicher nimmt sich das idyllische Häuschen des Kastellans mit seinem hölzernen Vorbau aus, an dessen beiden Seiten die Treppe hinanführt, während Blumen aus den Fenstern nicken und Schlingpflanzen sich bis zum First emporranken.

Die äußere Anspruchslosigkeit des Schlößchens steht im Einklang mit der inneren Einrichtung. Außer einem niedrigen Dachraum besteht das Gebäude nur aus einem Erdgeschoß, welches einen schmalen, mit rothen Ziegelsteinen gepflasterten Kor-

ridor, die weite Jagdhalle, Schlafkammer und Küche umfaßt. Originell ist besonders die letztere, mit den bis zur Decke hinauf aus weißglasirten Kacheln getäfelten Wänden, dem mächtigen Rauchfang und Herd, auf welchem ehemals das erlegte Wildpret über dem prasselnden Feuer am Spieß gedreht wurde. Plumpe Eichenmöbel stehen in der geräumigen Halle, an deren Langwand mehrere stark nachgedunkelte Gemälde, die wechselnden Momente der Jagd darstellend, sich befinden. Der König selbst ist auf jedem einzelnen durch den großen Stern auf der Brust gekennzeichnet.

Rings an den Wänden hangen, durch kleine Schilder geordnet, die vielzackigen Riesengeweihe des mächtigen Hirsches „Hans", der solche alljährlich wie einen Tribut des Dankes dem königlichen Jagdherrn zu Füßen legte.

Wie wohlthuend wirkt die köstliche Waldesstille, treten wir aus dem holzgetäfelten Raum wieder hinaus in's Freie. Doch nun vorwärts, denn unser Ziel ist noch fern. Da sind wir schon in Drewitz. Die Dorfstraße liegt einsam und verlassen, aber über den Kirchhof her, an dem wir jetzt vorüberschreiten, tönt aus dem schlichten Gotteshause die Stimme des Predigers, wie aus der Wüste. Die Bienen summen über die Gräber hin, auf denen buntfarbige Astern sich gruppenweise leise unterhalten. Auf dem Zaun zum Nachbargarten hin reitet ein munterer Bube, das Gesangbuch liegt unberührt im feuchten Grase unten, und während die klugen, hellen Augen forschend und unverwandt nach einem Chorfenster hinüberschielen, pflücken und bergen die gewandten Hände die vollen, dunklen Pflaumen, welche sich müde auf einen Hollunderstrauch gelegt haben. Der Mann oben am Kirchfenster aber, das Gesangbuch vor sich hingelehnt, sang mit jenem feierlichen Ernste herkömmlicher Frömmigkeit, während es manchmal wie Wetterleuchten über sein Antlitz zuckte, und die geballten Fäuste sich drohend gegen die Fensterscheiben preßten. Es war ein Bild von urwüchsiger Komik.

Hinter Drewitz überschreitet man die von Luckenwalde herkommende Nuthe. Dann nimmt uns der Wald wieder auf und leitet uns in einer Stunde zu den Ravensbergen hinauf. Der dunkle Forst wechselt manchmal mit einem Elsbruch, und kurz vor dem Aufstieg tritt uns ein Bild holder Lieblichkeit entgegen, das uns um so mehr erfreut, je mehr es uns überrascht. Ein munterer Quell, der ehedem wohl sorglos in den Wiesengrund hinabsang, ist in ein Sandsteinbecken gefaßt worden, von wo er sich über Granitblöcke und in unzähligen Thautropfen schillerndes Moos, durch Farren und Schlingpflanzen hindurch, schäumend und lachend ergießt. Moosbänke umrahmen die Stätte, über die, Alles überragend, ein säulengetragener Baldachin sich erhebt, unter dem ein Engel, in der Linken den gebogenen Hirtenstab, die Rechte segnend über das Land gestreckt, langsam, mit dem Ausdruck himmlischen Friedens im Antlitz, hinabzuwallen scheint. Friedrich Wilhelm IV. war es, der hier im Jahre 1844 auf den Vorschlag von Berghaus, dieser Stätte einen ebenso künstlerischen wie malerischen Schmuck verlieh. Von den Dörfern klang das Läuten der Glocken, und es war, als ginge ein Rauschen der Andacht durch den schweigenden Wald.

Der Rundblick von den Ravensbergen soll, wenn die Sonnenlichter herniederspielen, ein entzückender sein. Uns war er nicht beschieden. Erst der Abend gab uns Alles doppelt wieder. Noch ballten sich finstere Nebelmassen wie kämpfende Titanen zwischen Himmel und Erde, Alles gleichmäßig uns verhüllend. Am Fuße der Berge liegt der düstere Teufelssee in einem Kranze weißer Teichrosen. Uns zog es weiter. Auf und ab ging's jetzt, dem letzten Ziele entgegen. Endlich senkte sich das Land hinab. Noch eine Waldesecke war zu nehmen, und nun ward ein Giebel sichtbar, dort ein anderer, jetzt Haus an Haus, eingestreut in reichbestellte, weite Obstgärten; dahinter wehten von einem Mastenwald die farbigen Wimpel im Winde. Caput lag zu unseren Füßen und drüben blau und prächtig der ersehnte Schwielow-See.

Caput, eines der größten und schönsten Dörfer der Mark, ist gleich Werder ein Obstgarten im wahrsten Sinne des Wortes, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Kultur erst außerhalb der Stadt beginnt, während sie hier bis an die Schwelle der kleinsten Häuslichkeit herantritt. Kaum eine Schmuckpflanze, die es wagt, in den schmalen Vorgärten schüchtern das Haupt zu heben, kein träger Kürbis, der behütet und gestützt gemächlich im Sonnenschein sein trockenes Leben durchfaulenzt. Obst reckt sich zu den Firsten, Obst klettert über die Lauben und neigt sich gleichsam lauschend zu den traulichsten Plaudersitzen, Obst am Spalier, am Wege, wohin auch das Auge blickt, überall eine Fülle reichsten Segens. Und nun zum Strande! Caput ist stolz auf seine Lage, und das mit Recht. Ist auch der historische Glanz entflohen, den einst die Kurfürstin Dorothea und späterhin die Königin Sophie Charlotte hier zu verbreiten wußten, ehe das imposante Charlottenburg, Alles verdunkelnd, sich emporhob, — Caput feiert noch heute fröhliche Festtage. Unvermeidlich ist für alle Havelkähne der Umweg an Caput vorüber, und somit ist letzteres durch seine geschützte, eigenartige Lage ein angesehener Hafenplatz geworden, der, selbst eine bedeutende Anzahl Schiffe aussendend, Schutz und Ruhepunkt den Flottillen bietet.

Ein stolzes und liebliches Bild zugleich, wenn Schiff an Schiff mit blähenden weißen Segeln heranzieht, um über Sonntag hier vor Anker zu gehen. Schöner noch ist der Anblick von dem jenseitigen Ufer, dem wir uns jetzt auf dem Fährboot nähern. Durch das Gehöft von Baumgartenbrück steigen wir langsam empor. Ein schmaler Pfad leitet durch jungen Laubwald zur Höhe. Endlich stehen wir vor einem Thurme, den Prinz Karl erbauen und im Innern mit alten Waffen und Kriegstrophäen schmücken ließ. Auf der Plattform steht der Wanderer schweigend und bewundernd. Ein frischer Luftstrom kühlt seine Stirn. Tief unten zu seinen Füßen breitet sich ein Rundgemälde aus, leuchtend in tausend Farben, duftig und sonnenbeglänzt. Dort ist

der mächtige Schwielowsee, zu dem die bewaldeten Höhen sich neigen. Soeben durchschneidet ein Boot die murmelnden, bunt schillernden Wellen. Scharf hebt sich das weiße Segel gegen die dunkle Höhenwand ab, an deren Fuße das einsame Dorf Ferch [illegible] Kornfelder zum [illegible] sendet. Hier Caput und weiter unten die Thürme von Potsdam, und dort Dorf an Dorf. Aus jeder See schauen sie aus dem Grün der Wälder, gleich Edelsteinen zu Füßen der Riesen. So schmiegen sich die rothen Dächer von Werder an den schlanken Spitzthurm der Kirche. Immer weiter schweift der Blick bis zu den fernen Höhen des Kranichberges bei Brandenburg. Die Mark ist reich an schönen — ich möchte sagen, schöneren Landschaftsbildern, aber keines wüßte ich, das an Glanz der Farben, Mannigfaltigkeit der Formen, an Anmuth und Reichthum diesem gleichkäme.

Wir steuern der Fähre wieder zu. Die Septembersonne war längst gesunken, und ein leiser Abendwind kräuselte die Wellen, über welche die Schwalben, die weiße Brust in der klaren Fluth netzend, zwitschernd streiften. Die Fensterscheiben von Caput erglänzten im Wiederscheine des goldig umsäumten Gewölks. Allmählich starb der Glanz, und die Schleier des Abends senkten sich abwärts. Friedlich lagen die Schiffe zum Feierabend beisammen auf dem Wasser. An den Mastbaum des einen stand der Schiffer gelehnt, die kurze Pfeife in der Hand, ein glückliches Lachen im verwetterten Gesicht, zu den beiden Kindern niedergebeugt, die mit leuchtenden Augen dem Fluge der Schwalben folgten und bei dem Vorüberschweben derselben mit den runden Händchen jauchzend in die Luft patschten. Neben dem Steuer saß die Frau, das grobe Strickzeug ruhte im Schooß, und den Blick ruhig und still in den Abend gewandt, sang sie leise ein Lied vor sich hin. Es war eine einförmige Weise, aber ihr Herz war dabei.

Von den Bergen stieg die Nacht hernieder und blieb wie

ſinnend noch eine Weile am Ufer ſtehen. In ihrem Diadem funkelte der Abendſtern, und grau und faltig wallte flatternd das Gewand ihr nach. Drüben in einem der letzten Häuſer flammt jetzt ein Licht auf, und ein matter Schein ſtreift die Fluth. Stille ringsum, dann kommt es wie ein Wehen immer näher. Geheimnißvoll und ſchweigend ſchreitet die Nacht über den Schwielow einher.

Kloſter Lehnin.

Zwei Meilen ſüdlich von Brandenburg, in dem alten Landestheile, „Die Zauche“ genannt, liegt das ehemalige Ciſterzienſer-Kloſter Lehnin. Verläßt man bei Station Groß-Kreutz die Bahn, ſo führt der Weg zuerſt über anſteigendes Blachfeld, bis uns ſpäterhin die ſchattende Kloſterhaide aufnimmt.

Es war am Vorabend des lieblichſten aller Feſte, als wir die Wallfahrt antraten. Jede Hütte, an der wir vorüberſchritten, prangte im Schmucke des jungen Birkengrüns, und rührige Hände regten ſich überall, Flur und Stuben mit liebevoller Sorgfalt für die kommenden Tage ſauber herzurichten. Still und träumeriſch umfing uns bald der Wald. Wenn der Wind die leiſe ſchwankenden Wipfel rauſchend theilte, dann ſpielten die Sonnenlichter auf das Moos leuchtend hernieder, welches unſere Schritte ſanft dämpfte. Zwiſchen den nickenden Farrenkräutern funkelten wie Sterne zahlloſe Erdbeerblüthen hervor. Im Gezweig flötete der Pfingſtvogel, von dem lärmenden Beifall luſtiger Wald- und Sanggenoſſen jubelnd begleitet. Nach zweiſtündiger Wanderung lichtet ſich mehr und mehr der Wald, ſtolzer und ſchlanker recken die Kiefern ihre Häupter zum Himmel. Der Eiche ernſtes Grün und das Silberhell der Birkenſtämme miſchen ſich dazwiſchen und

verleihen dem Walde den Reiz lieblicher Abwechselung. Der Weg steigt aufwärts, jetzt wird ein Giebel sichtbar, dort ein Schornstein, und nun liegt es wie eine Oase vor uns im Thale. Haus an Haus, eingestreut zwischen wogenden Aehrenfeldern, Obstgärten und lachenden Seen, in denen sich die dunkelbewaldeten Höhen ernst beschauen. Wir sind in Lehnin.

Es ist ein stattlicher Marktflecken, der seinen Namen dem einstigen Cisterzienser-Kloster verdankt. Lebhafter Schiffbau, sowie ausgedehnte Ziegeleien zeugen von der Thätigkeit des Ortes, dessen Produkte weit in die Welt hinaus ihren Weg nehmen. Links zwischen den Kiefernkronen blinkt der Mühlteich herauf, und das Geläute der Heerdenglocken tönt halbverweht herüber. Zur Rechten wird der breite Spiegel des Klostersees sichtbar, der in Verbindung mit dem Netzener-, Moor- und Rietzer See eine schiffbare Wasserstraße von hier bis zur alten Kurstadt Brandenburg bildet.

Der Hauch pfingstlicher Freude schwebt heute über dem Thale. Sauber und freundlich liegen die Gäßchen da und harren dem Einzuge des frohen Festes entgegen. In den Fenstern stehen Levkojen und Vergißmeinnicht, und Maiengrün schlingt sich um die Pfosten der Hausthüren, vor denen hier und dort nach alter Sitte Kalmusblätter ausgestreut liegen. Aus den kleinen Vorgärten schauen die ersten Rosen duftend über die Gitter. Geschäftig sausen die Räder der Wassermühle, an der wir jetzt vorüberschreiten, um in die Hauptstraße des überaus heiteren Ortes einzubiegen. Mitten in demselben steht stolz und selbstbewußt die Apotheke, symbolisch am Eingange durch zwei mächtige Rhabarberstauden flankirt.

Gegenüber prangte das Schild eines stattlich dreinschauenden Gasthofes. Als wir eintraten, erhob sich ein Nestor von Kater von den Steinstufen und folgte uns mit emporgeringeltem Schwanze langsam nach. Ein Gefühl beruhigender Sorglosigkeit überkam uns bald. Nirgends ein menschliches Wesen, noch

ein Laut der Thätigkeit. Die Fliegen summten schläfrig gegen die Scheiben, und eine alte Wanduhr hinkte melancholisch auf und nieder. So ging es von Raum zu Raum. Da erscholl vom Garten her das Fallen einiger Kegel; nun wußten wir den Weg. Inmitten seiner Honoratioren empfing uns lächelnd mit freundlichem Willkommen der Wirth des Hauses. — — — Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir zur Besichtigung des Klosters endlich aufbrachen. Nur wenige Schritte durch eine Seitengasse, und über die Wipfel ehrwürdiger Linden und Kastanien sahen wir jetzt Giebel, Mauern und Thürme malerisch aufragen.

Ueber die Entstehung des Klosters berichtet der böhmische Chronist Pulcava, und zwar, wie er ausdrücklich versichert, „nach einer alten brandenburgischen Chronik", folgende Sage:

Markgraf Otto I., Sohn Albrecht des Bären, jagte einst mit reichem Gefolge in dieser Gegend. Bei der Verfolgung eines Wildes sah er sich plötzlich von den Seinen getrennt und allein. Der Tag war heiß, und ermüdet von den Anstrengungen der Jagd setzte sich der Fürst in den Schatten einer Eiche, wo er denn auch bald einschlief. Da erschien ihm im Traume eine Hirschkuh, welche versuchte, grimmig auf ihn einzudringen und ihn zu tödten. In seiner Bedrängniß rief er Gott um Hülfe an, der Spuk entschwand, und er erwachte. Seine Mannen aber, welche inzwischen ihn wiedergefunden hatten, meinten, das sei der Teufel in eigener Person gewesen. Da gelobte der Fürst, an dieser Stelle ein Kloster erbauen zu lassen, in welchem er selbst einst Ruhe finden wolle. Und so geschah es, und es ward Lenyn, d. h. Hirschkuh, benannt. Der Baum aber, unter welchem der Fürst gerastet hatte, sollte vor dem Altar zum ewigen Gedächtniß erhalten bleiben.

Im April 1180 begann der Bau des Klosters, welches dann mit Cisterzienser-Mönchen aus Sittichenbach im Mansfeld'schen besetzt wurde. Es war das erste Kloster dieses Ordens in der

Mark, der wie kein anderer geeignet erschien, mit Kreuz und Spaten kulturerobernd und kolonisirend für das unwirthbare, rauhe Land zu werden. Eine gewaltige, ernste Aufgabe war es, welche den strebsamen Brüdern bevorstand, welche sie jedoch mit nicht erlahmender Kraft und voll heiligem Eifer mehr und mehr vollzogen, bis endlich Christianisirung und Wohlstand im stetem Wachsen überall fortschritten. Die Buß- und Betübungen der Brüder wurden auf das bescheidenste Maß zurückgeführt, an ein behagliches Schlaraffenleben war überhaupt nicht zu denken. Die heilige Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, forderte ihre ganze Thatkraft und Energie zu jeder Stunde. Ringsumher, wo sich heute Lehnin mit seinen Ackerfluren und Obstgärten ausbreitet, stand damals noch ein dichter Urwald von Eichen, Buchen und Föhren, durch deren dichte Schattendächer kaum die Sonne durchzudringen vermochte. In den Niederungen lagen feuchte Bruche, mit Erlen bestanden und von undurchdringlichen Schlingpflanzen überwuchert. Und zu diesem Widerstand der Natur gesellte sich noch eine heidnische, fanatisch aufgeregte Bevölkerung, welche mit argwöhnischen und Unheil kündenden Blicken dem Treiben der Eindringlinge folgte und überall den muthigen Pionieren für Glauben und Kultur höhnend entgegentrat. Die Zahl der Lehniner Mönche betrug einige dreißig. Sie bildeten den Convent, der nach freier Wahl den Abt an die Spitze der Brüderschaft berief. Dem Ersteren standen noch zur Seite ein Prior, der Subprior, ein Präceptor, ein Senior, sowie endlich der Kellerarius, welcher in Lehnin zugleich das Amt eines Schatzmeisters inne hatte. Das Ordenskleid war von weißer Farbe mit einem schwarzen Gürtel und schwarzem Skapulier (Schulterkleid). Auch die Kapuze war schwarz, und endigte hinten in einem langen, spitzen Schweife, Mözetta genannt, welcher abwärts bis zu den Waden reichte. Der erste Klosterbau mag wohl nur von ganz bescheidenen Dimensionen gewesen sein und aus Feldsteingemäuer mit Holzbedeckung bestanden haben, wie die

neueſten Nachgrabungen, anläßlich der vollſtändigen Renovation der Kirche, erwieſen haben. 1184 ward der Stifter des Kloſters daſelbſt beigeſetzt. Erſt im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begann man das Kloſtergebäude in einfach romaniſchen Styl fortzuführen und zu wölben, und bald darauf, es war im Jahre 1262, wurde es in naiver Weiſe in den Formen des auftretenden Spitzenbogenſtiles vollendet, das romaniſche Kurzſchiff durch ein gothiſches Längsſchiff erweitet. Der Name des Meiſters, welcher dieſes Werk in geſchickter und vollendeter Weiſe durchführte, iſt uns in einer ehrwürdigen Urkunde erhalten geblieben. Es war der Mönch Conradus, magister operis, mithin wohl der älteſte bekannt gewordene Architekt der Mark.

Am 4. Juli 1264 fand die feierliche Einweihung der Kirche ſtatt, vollzogen durch den Erzbiſchof von Magdeburg mit den Biſchöfen von Havelberg und Brandenburg. Der erſte Abt, welchen das Kloſter nach der Gründung beſeſſen hatte, war Sebaldus geweſen, ein gar würdiger Herr, gottesfürchtig, gelahrt und — wir dürfen es nicht verſchweigen, — äußerſt wohlbeleibt. Dieſer Ueberſchuß an Lebensfülle aber ward ihm zum Verderb. Längſt ſchon ſahen die Wenden mit ſtillem Ingrimm und ſteigender Wuth auf ihn und die anderen Kloſterbrüder herab, welche ihnen Weiber und Kinder durch die neue Lehre mehr und mehr entfremdeten. Eines Tages kehrte Sebaldus mit einem Kloſterbruder in einem Hauſe des nahe gelegenen Dorfes Nahmitz ein. Sofort verbreitete ſich wie ein Lauffeuer die Kunde durch das Dorf, und wie ſchon oft, ertönte auch heute der Ruf: „Der Abbat kommt!“

Die eben beim Fiſchen beſchäftigten Männer kehren ſofort heim und beginnen ſich zu bewaffnen. Dann ſtürmen ſie dem Hauſe zu, in welchem der Abt, müde des Weges, ſich erſchöpft niedergelaſſen hatte. Doch noch rechtzeitig wird ihm die Größe der nahenden Gefahr bekannt. Unbemerkt ſchleicht er aus dem Hauſe und richtet ſeinen Lauf dem Walde zu, in deſſen Dickicht

er hofft, Schutz und Sicherheit vor den verfolgenden Heiden zu finden. Aber ach! Die Hitze des Tages und noch mehr jene Fülle des Leibes hindern ihn nur zu bald, die Flucht fortzusetzen. Die Kräfte beginnen zu schwinden. Da erklimmt er in höchster Bedrängniß eine Eiche, in deren dichtem Gezweig sich nun versteckend, während der ihn bisher begleitende Klosterbruder, Hülfe suchend, eiligst und angstvoll dem Kloster zueilt. Das Unglück wollte es jedoch, daß der würdige Mann beim Hinaufklimmen einen Bund Schlüssel fallen ließ, welchen nun die triumphirenden Wenden am Fuße des Baumes finden. Der Abt war gefangen. Die Wüthenden begannen den Baum zu fällen. Alle Bitten und Versprechungen des Unglücklichen blieben vergebens, selbst das von den endlich herbeigeeilten Mönchen angebotene hohe Lösegeld konnte die Barbaren nicht umstimmen. Unter den Mordwaffen der Heiden hauchte der arme Abt sein Leben aus. Entsetzt jagten die Brüder zurück und beschlossen in ihrer Bestürzung und Verzagtheit endlich, das Kloster für immer zu verlassen. Doch es unterblieb. Bei ihrem Auszug erschien ihnen plötzlich die Himmelskönigin und hieß sie furchtlos weiter ausharren.

In einer Nebenkapelle zeigt man noch heute zwei höchst interessante, auf Holz gemalte alte Bilder, welche jene Vorgänge in der anschaulichsten und charakteristischen Weise schildern. Das größere von ihnen stellt den Auszug der Mönche dar. Man sieht den Conventgarten mit dem früher darin befindlich gewesenen Teiche, sowie noch einige Klostergebäude. Rechts pilgern soeben die bestürzten Brüder aus, als aus den Wolken die Jungfrau Maria sich niedersenkt, lächelnd neuen Trost den Armen spendend. Ueber ihr befinden sich die Worte: „Redeatis, nihil deerit vobis.“ Unter der Kirche sieht man das Bild des Stifters, dessen Wappen, sowie ebenfalls eine Inschrift. Rechts vom Markgrafen ist die Ermordung des Abtes dargestellt. Unter

der Eiche liegen die Schlüssel, die Kopfbedeckung, sowie das Evangelienbuch des Aermsten. Darunter liest man:

„Seboldus, primus abba a Lenyn, a slavica gente occisus."

Auf den Rand des Bildes aber sind die begeisterten Worte eingeschnitten:

„O felix Lenyn et tua filia Chorin
Ex te est orta Nova Cella et Coeli Porta."

Deutsch:

„O, glückliches Lenyn und dein Tochterkloster Chorin,
Aus dir ist hervorgegangen Neuzelle und Himmelspforte."

Das kleinere Bild zeigt die Klosterkirche in ältester Gestalt, und rechts davon die zur Rettung des Abtes herbeigeeilten Mönche mit Beutel Lösegeld, bedroht von den sie umringenden Heiden. Darunter ist abermals der Auszug der Brüder zu sehen, welcher einen längeren, in lateinischer Mönchsschrift verfaßten Vers zeigt, der zu deutsch ungefähr lautet: „Im Jahre 1098 begann unter dem Pater Robert der Cisterzienser-Orden. Als das Jahr 1180 war, bist du, Lehnin, gegründet worden unter dem Pater Seboldus, welches der Markgraf Otto von Brandenburg botirt hat: es war auch der Monat April. Hier ruhet jener gute Markgraf Otto, der Beschützer dieser Kirche. Er möge in Frieden schlafen! Hier ruhet auch der erste gemordete Abt, dem das Paradies mit Recht offen steht, den das feindselig gesinnte Slavenvolk ermordet hat." Bis zum Jahre 1707 soll auch noch der Leichenstein des ermordeten Abtes vorhanden gewesen sein.

Nach dieser Schreckenszeit begann mehr und mehr der Glanz und das Ansehen des Klosters sich zu heben, denn wie der Stifter, so waren auch seine Nachfolger ihm allezeit in Gnaden gewogen. Aus ihm gingen nach und nach hervor die Klöster Neuzelle, Paradies, Marienfee, Himmelspforte und das herrliche Chorin, dessen Schönheit der Ruinen noch heute uns von der einstigen imposanten Größe erzählt. Freilich, an

Macht und historischem Glanze war Lehnin stets allen voran. Als letzteres späterhin aufgehoben wurde, besaß es nicht weniger, denn zwei Städte, vierundsechszig Dörfer nebst vierzehn Vorwerken, abgesehen von den Forsten, Seeen, Weinbergen, Hufen Ackerlandes, Wind- und Wassermühlen. Viele der Askanier suchten und fanden hier ihre letzte Ruhestätte, ebenso nicht wenige reiche und vornehme Fremde. Als das edle Fürstengeschlecht ausgestorben war, sollten wiederum böse Tage für das Kloster hereinbrechen. Es war jene Zeit des vagabundirenden Ritterthums und grimmen Faustrechts. Namentlich thaten sich die sauberen Brüder Dietrich und Hans von Quitzow hervor, welche dem Kloster große Sorge und Opfer auferlegten. Doch mit Burggraf Friedrich I. leuchtete noch einmal die Sonne des Glücks und der Gnade in die schlichten Klosterzellen. Das Schwert der Hohenzollern schützte von nun an das Kloster, und ihre Huld rief die Tage alten Glanzes wieder wach.

1462 fand Friedrich der Eisenzahn, 1499 Johann Cicero, 1535 Joachim I. hier Ruhe. Als endlich in dem nur sieben Meilen von Lehnin entfernten Wittenberg Martin Luther mit muthiger Unerschrockenheit und in hoher, überzeugender Begeisterung seine neue Lehre der Welt verkündete, war der Zweck Lehnins längst erfüllt. Das Kreuz des Christengottes leuchtete überall im Gebiete der Zauche, und der wachsende Segen des Landes zeugte von der reich entwickelten Kultur. 1539 ward die Reformation in der Mark eingeführt, und wie ein Grablied klang es den Mönchen in die Ohren. Sie fühlten, es ging zu Ende. Joachim II., voll Achtung gegen den letzten Abt Valentin, der einstens der langjährige, hochgeschätzte Rathgeber seines Vaters gewesen war, zögerte noch immer, das Kloster aufzuheben. Als jedoch eines Tages der greise Abt das Zeitliche segnete, war sein Entschluß gefaßt. 1542 ward das Kloster säkularisirt und in ein kurfürstliches Amt umge-

wandelt. Die Mönche wanderten zum größten Theile aus, und nur wenige blieben bis zu ihrem Ende, mit einem Gnadengehalt bedacht, daselbst wohnen.

Was das Kloster an zahllosen Kostbarkeiten besaß, muß von den besorgten Mönchen äußerlich heimlich bei Seite geschafft worden sein. Nur zwei kleine Kirchengeräthe gingen am Tage Barbarae Virginis 1542 nach Berlin. Der prächtige Altarschrein aber wanderte nach dem Dom zu Brandenburg, wo er noch heute eine viel und mit Recht bewunderte Zierde des Gotteshauses bildet. Die gut erhaltene Unterschrift daran lautet: „anno dom. 1543 sub. d. Valentino Abbate.“ Ein großer Theil der in Lehnin ruhenden Särge ward nach dem nahegelegenen Dorfe Kalthausen gebracht und dort still und heimlich versenkt. Die Stelle aber kennt Niemand. Von den zurückgebliebenen siedelten verschiedene unter Joachim II. nach dem Dom zu Berlin über, darunter wohl auch die Särge der letzten Kurfürsten. Doch auch diese sind unwiederbringlich verloren gegangen. Die zum Zwecke der Vervollständigung des Campo santo der Hohenzollern vorgenommenen Ausgrabungen haben nirgends zu einem Resultat geführt. Weder die im Jahre 1876 von Dr. Sello im Auftrage des deutschen Kronprinzen angestellten Nachforschungen unter dem Hochaltar der Klosterkirche zu Lehnin, noch die 1880 auf dem Schloßplatze zu Berlin stattgefundenen Freilegungen der Grundmauern des ehemaligen Domes haben etwas ergeben. Nur in der Nordwand des Altarhauses zu Lehnin stieß man auf zwei, aus dem Mauerwerk ausgesparte Grabkammern, die sich annähernd den Körperformen anschlossen. Die eine derselben war leer, in der anderen aber lag zwischen zwei Eichenbrettern ein Gerippe, ohne jede Spur von Gewandung jedoch, vielleicht ein Rest jener, auch in deutschen Sagen sich findenden, grausamen Sitte, zur Festigung des neu zu errichtenden Gebäudes Menschen lebendig in den Mauern einzuschließen.

Dreihundertzweiundsechzig Jahre hatte das Kloster bestanden, nun zerfiel es allmählich. Sein Name, an den sich einst so viele schmerzliche wie freudige Erinnerungen unseres Fürstenhauses knüpften, wäre bald ganz vergessen worden, wenn nicht noch einmal die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. im Anfange des vorigen Jahrhunderts plötzlich auftauchende lateinische Weissagung des geheimnißvollen Prophetenmönches Hermann den Klang wieder geweckt hätte. Seine Aufsehen erregenden Offenbarungen fanden jedoch bald in dem wackeren Lehniner Schweizer-Prediger Johann Conrad Weiß den ersten gründlichen Bekämpfer. Jene tendenziöse und von unverkennbarer, gehässiger Abneigung eingegebene Weissagung, daß mit der elften Generation nach Joachim I. das Aussterben der Hohenzollern besiegelt sei, sowie die Rückkehr des Staates in den Schooß der alleinseligmachenden katholischen Kirche sich vollziehen würde, hat sich nicht erfüllt. Die Weltgeschichte hat die Prophezeiungen Lügen gestraft, und nur im gewissen Sinne ward das Wort des Propheten erfüllt:

„Deutschland hatte seinen Kaiser wieder, und die Mauern von Lehnin erhoben sich auf's Neue!" Laut Kabinetsordre d. d. Versailles, 18. Januar 1871, ward der Aufbau der ehemaligen Klosterkirche wieder anbefohlen, und am 24. Juni 1877 fand in Gegenwart des deutschen Kronprinzen die feierliche Einweihung statt.

Von den einst die Kirche umgebenden Klostergebäuden hat sich noch manches erhalten. Das Kloster stand ehemals auf einer Insel und war noch außerdem zum Schutz gegen feindliche Horden von einer starken Ringmauer mit hohen Wachtthürmen umgeben. An der Ostseite befand sich das Eingangsthor nebst Pforte, zu dem man durch eine Furth hinübergelangte. Eine prächtige, vielhundertjährige Lindenallee leitet noch heute vom See her durch das erhaltene Thor nebst Pförtchen, an einem in Trümmern liegenden Gebäude, Vogts-Klause

genannt, vorüber, über den Amtshof zu dem Mönchsgarten, an deſſen äußerſten Ende ein mächtiger Wachtthurm aufſteigt. Auch zwei Kapellen mit verwitterten, buntzackigen Giebeln begegnen uns noch heute. Sie ſind jetzt in ein Gefängniß und eine Schule umgewandelt. Zu letzterem Zwecke dient auch das hart an die Kirche grenzende, langgeſtreckte Kloſtergebäude, durch welches man auf den Schulhof, den ehemaligen Mönchskirchhof, gelangt. Ihn umſchloß der Kreuzgang, welcher ſich theils an die umgrenzenden Zellen lehnte, auf der anderen Seite, der Kirche zu, auf hohen Pfeilern ruhte, deren epheuumſponnene Trümmer noch heute ſichtbar ſind. Roſen nicken darüber hin, und geflammte Schwertlilien ſtehen ſchützend im Kreiſe darum.

Stattlich und eindrucksvoll iſt das innere des großen Gotteshauſes. Daſſelbe beſteht aus dem zweihundert Fuß langen Hauptſchiff und den beiden Seitenſchiffen. An einer Stelle im Bogengurte zweier Pfeiler hat man jüngſt die urſprüngliche Malerei wieder aufgedeckt, und es iſt auch in Ausſicht geſtellt worden, über kurz oder lang die noch weißen Deckenfelder gleichfalls nach dem vorhandenen Muſter zu ſchmücken. Vor den Stufen des Altars iſt jener Eichenſtumpf eingemauert, an dem einſtens Otto I. jenen ſeltſamen Traum hatte. Die jüngſte Unterſuchung hat ergeben, daß er durchaus nicht mit den Wurzeln in der Erde haftet. In einer Länge von ſiebenundzwanzig Zoll, oben wie unten abgeplattet, war er mit Reſten grober Leinwand umhüllt, hinter welcher ſich eine Lehmſchicht, ſowie trockener Sand vorfand. Seine Verkieſelung weiſt jedoch auf ein ſo hohes Alter hin, daß man ihn ohne Gewiſſensſkrupel wohl in die erſte Bauzeit des Kloſters zurückdatiren darf. Vielleicht daß eben den Baumeiſter techniſche Gründe zwangen, ihn von der geweihten Stätte zu entfernen und nur der Pietät der Mönche es zuzuſchreiben iſt, daß ein Theil jenes Wunderſtammes ſich, Dank ihrer Sorgfalt, bis heute erhalten hat.

Hinter dem Altar befindet sich noch der wohlbewahrte, einzige fürstliche Grabstein. Er zeigt uns Otto den Kleinen, Schwiegersohn Kaiser Rudolph's von Habsburg, der als Akoluth hier starb. Die Umschrift lautet: „Anno domini 1303 pridie Nonas Julii obiit fr. Otto, monachus et acolitus in Lenyn, nonus marchio Brandenburgensis, quondam gener Rudolphi, regis Romanorum.“ Zu Deutsch: Im Jahre des Herrn 1303 den 6. Juli ist gestorben der Bruder Otto, Mönch und Akoluth in Lehnin, der neunte Markgraf von Brandenburg, weiland der Schwiegersohn des römischen Kaisers Rudolf.

In der nordwestlichen Ecke des Kirchenschiffes liegt die sogenannte Paradieshalle, welche ehemals mit zur Aufbewahrung fürstlicher Särge diente. Heute befindet sich nur noch der Leichenstein eines Abtes, wahrscheinlich Erasmus, darin.

Daneben steigt der enggewundene Ringelthurm empor, welcher einen freundlichen Ausblick über die anmuthige Hügellandschaft bietet. Noch heute soll dort zuweilen der Spuk zur mitternächtlichen Stunde sein Wesen treiben. Als die Kirche noch in Trümmern lag, waren die umbuschten, grotesk zusammengewürfelten Steinhaufen der beliebteste Spiel- und Tummelplatz der Lehniner Jugend, welche hier in ausgelassenster Weise zwischen dem sagenhaften Gestein sich ergötzte. Wenn dann einmal der Wind durch die Fenster strich, und die alten Thürangeln verschlafen knarrten, dann fuhren die pausbäckigen Buben und Mädchen wohl zusammen und flüsterten sich erschrocken zu: „Die weiße Frau ist da!“ Und wo noch eben lautes Lachen tönte, lag jetzt unheimliche Stille. Alles floh nach Hause. Niemand hatte sie gesehen, aber ein Jeder ihre Nähe gefühlt. Aber im Conventsgarten ist sie gar oft schon gesehen worden, bleich und langsam einherschreitend. Dann ist sie traurig die Trümmer hinaufgestiegen und hat sich sehnend umgeschaut und hat dann tief geseufzt und bitterlich geweint.

Die alten Lehniner wissen auch warum und erzählen es sich, eins dem andern, wie sie einst zu einem Mönche in stiller Liebe entbrannt ist und nun ruhelos und sehnsuchtsvoll, ihn suchend, wandern muß.

Auch drüben auf dem Klostersee ist es nicht recht geheuer, und der Spuk treibt dort auch sein tolles Wesen. Früher schwamm oft auf der Mitte des Wassers ein Hut, und als einmal ein tollkühner Fischer es wagte, frisch darauf los zu rudern, da zog es ihn gewaltsam hinab, und er ist nie wieder gesehen worden. Im Winter ist es ein Hirsch, welcher jedoch blitzschnell im Eise verschwindet, sobald Verfolger sich ihm nahen. Auch er hat schon seine Opfer gefordert. — —

Merkwürdig bleibt auch jene wundersame Erscheinung, welche eines Nachts ein Brauer hatte, der über den Mönchskirchhof schritt, wo jetzt das Schulhaus steht. Mitternacht war's. Da sieht er plötzlich ein großes Gewühl und Getreibe, wie auf einem Markte, aber die Gestalten hatten alle lange Bärte und waren in gar wunderlicher, alterthümlicher Tracht, wie er sie noch nie gesehen. Das Seltsamste aber war, daß, so groß die Masse Volks auch war, dennoch keiner auch nur ein einziges Wort sprach, so daß dem Brauer schaurig zu Muthe wurde und er kaum wußte, wie er nach Hause gekommen. — —

Wir hatten unseren Rundgang beendet und nahmen jetzt Abschied von unserem liebenswürdigen, betagten Führer, welcher uns bis zur Kirchenthür geleitet hatte. Das Abendroth verglühte an den hohen Kirchenfenstern, und durch die bunten Scheiben spielten die Lichter des scheidenden Tages auf die Steinfliesen nieder. Wir traten hinaus. Still lag der Klostergarten. Ein warmer Luftstrom wehte uns sanft und balsamisch entgegen. Von den Wiesen klang der Sang heimkehrender Landleute herüber, und der sinkende Sonnenball tauchte die Landschaft in ein verglühendes Purpurmeer. Ueber uns rauschten geheimnißvoll die alten Linden und Ulmen, als wollten sie

die Bilder vergangener Tage noch einmal in uns wachrufen, als noch beim Klang der Abendmette ernſte, weißgekleidete Männer andächtig unter ihnen wandelten. Wir ſtanden ſtill in tiefem Sinnen. Ein Traum ließ einſt hier Alles erſtehen, und nun lagen ſieben Jahrhunderte wieder wie ein Traum hinter uns. Die Schleier des Abends hatten ſich längſt über Thal und See geſenkt, als wir den Heimweg endlich einſchlugen. Ein Flüſtern ging durch die Zweige, dann war Alles ſtill und lauſchte. Im Fliederbuſch klang jetzt das Lied der Nachtigall, ſüß und innig, und durch die dunklen Wipfel der Bäume ſchimmerte des Mondes Silberlicht freundlich hernieder.

Am Tegeler See.

Es war am 20. Mai 1778, als Goethe mit seinem fürstlichen Freunde Karl August von Weimar des Morgens von Berlin aus über Schönhausen nach Tegel ritt, um noch denselben Tag von dort aus über Charlottenburg und Zehlendorf nach Potsdam zurückzukehren. Die wenigen Stunden, welche er in Tegel weilte, galten sicherlich nicht allein dem Besuch des gastfreien Hauses der Familie Humboldt, wo Goethe auch das muntere Knabenpaar sah, ohne freilich den schlummernden Geist der späterhin so berühmten Brüder zu ahnen, sondern es ist anzunehmen, daß zugleich die Absicht vorlag, das schon damals bei den Berlinern hoch in Ansehen stehende idyllische Dorf aufzusuchen, welches Schmidt von Werneuchen in späteren Jahren mit der ganzen Naivität seiner hausbackenen Dichtweise verherrlichte.

In einem Musenalmanach von 1795 forderte er die Berliner auf, für die Reise nach Tegel die Lorgnette zu sich zu stecken. „Morgen," singt er:

„Morgen statt des Kochs verwürzter Speisen
G'nüge Dir ein ländlich Mittagsmahl;
Aermlich soll's nicht sein: aus seinen Reisen
Sucht der Fischer aus den besten Aal.
Ihren fettsten Puter uns zu köpfen
Weigert sich die flinke Wirthin nicht;
Wilde Erdber'n bringen uns in Töpfen
Auch die Kinder gern zum Nachgericht.

Bauerbrot und frische, gelbe Butter
Soll uns mehr als Wienertort erfreu'n.
Aber freilich, Freund, ein Flaschenfutter
Wohlgefüllt, muß unſ're Sorge ſein!
Brunnenſchwengel, Gans und Glucke ſtimmen
Ein Terzett uns bei der Tafel an,
Und des Weinbergs ſchrägen Hang erklimmen
Wir vergnügt mit Weib und Kindern dann."

Die wenig würdige Aufnahme, welche Goethe damals in erlin fand, ſowie das verſtändnißloſe Urtheil des großen Kö- gs über den jungen Titanen mögen wohl für immer in ſeiner ruſt eine ausgeſprochene Abneigung gegen die von der Natur ſtief- ütterlich bedachte Mark gepflanzt haben. Nicht nur ſeine Satiren, nter denen die „Muſen und Grazien in der Mark" obenan ſtehen, kunden den Spott, welchen er Angeſichts unſerer einfachen Land- haft empfand; es iſt auch bekannt, daß er ſich ſelbſt nicht einmal ſeinem Alter gern an den Aufenthalt in der Mark erinnern eß. Und dennoch, bei aller ſchuldigen Ehrerbietung vor unſerem ößten nationalen Dichter, können wir ihm hierin nicht zuſtimmen.

Am Tegeler See! Wer jemals an einem ſtillen Sommer- ge an ſeinen Ufern geſeſſen hat, dem ſteigt beim Klange dieſes amens ein Bild voll Duft und Poeſie herauf, geſchmückt mit m ganzen ſonnigen Liebreiz ſüßen, träumeriſchen Vergeſſens und weiht durch die Erinnerung an edle, große Menſchen. Und as die raſtlos ſchaffende Neuzeit auch zerſtörte und pietätlos nderte, den unbeſchreiblichen Zauber dieſes ſchönen Erdenwinkels rmochte ſie nicht zu zerſtören.

Wohl iſt der Weg von Berlin nach Tegel noch eintöniger nd reizloſer geworden, ſeitdem der begleitende Wald theilweiſe lichtet iſt, und Bierwirthſchaften und Arbeiterwohnungen, abrikanlagen und eine Villen-Architektur fragwürdigen Stils ntſtanden ſind, welche das harmloſe Dorf-Idyll mehr und mehr rnichtet haben. Aber noch klappern die Räder der Waſſer- ühle zu Tegel, wo einſt die böſen Quitzow's den weiſen und

ehrenfesten Berliner Rathsherrn Nikolaus Wins gefangen nahmen und im Triumph nach der Burg Bötzow schleppten; noch blühen die Mummeln auf dem verschlafenen Mühlteich, noch blickt das schlichte Schlößchen unter Baumwipfeln traulich hervor, und die Wellen des schönen Tegeler Sees nahen schmeichelnd und liebkosend dem grünen Gestade. Das Dorf und so manches andere hat sich geändert, aber dem Park und See blieb die Poesie noch immer erhalten: die Poesie der Natur an den malerischen Ufern, die Poesie der Erinnerung in den schattig überwölbten Gängen des einsamen Schloßgartens.

Bescheiden in seinen Dimensionen, schlicht und prunklos in seinem Aeußern, erhebt sich das Besitzthum der Familie Humboldt, nur ein „Schlößchen", wie es der Volksmund so treffend und beharrlich bis heute nannte. Ehemals ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, kam es nach dem Hubertsburger Frieden in den Besitz der Familie Humboldt und erhielt unter Schinkel's Leitung seine heutige Gestalt, ohne doch den charakteristischen Zug seines früheren Zweckes ganz zu verlieren. Alte, ehrwürdige Linden schauen in die Fenster hinein, stille, verschwiegene Zeugen so mancher Stunden des Glückes und der Trauer, mit ihrem sanften Grün eine wohlthuende, beruhigende Stimmung verbindend. Hier oben in dem kleinen Arbeitszimmer, umrauscht von den Zweigen, beim Anblick der duftenden Wiesen, des lieblich wogenden Sees, bei dem Gesang der Vögel, dem Auf- und Niedergang der Sonne, konnte Wilhelm von Humboldt mit vollem Rechte schreiben: „So gern wie hier arbeite ich nirgends." — „Mit welcher stillen und innigen Freude ich hier wieder einheimisch werde, kann ich gar nicht ausdrücken." Hier dichtete er jene, selbst seiner Familie unbekannt gebliebenen Sonette, welche Alexander von Humboldt so treffend „die Selbstbiographie, die Charakteristik des theuren Bruders" nennt; hier auch schrieb er im Angesicht des gestirnten Nachthimmels, voll Dankbarkeit gegen die ihn umgebende Stille, jene tief empfundenen Zeilen:

„Das Leben ist an Möglichkeit gebunden,
Und ihre Grenzen sind oft eng gezogen,
Der Freude Maaß wird spärlich zugewogen,
Des Lebens Knäuel langsam abgewunden.
Allein der Mitternacht geheime Stunden
Sind günstiger dem Sterblichen gewogen,
Wer um des Tages Glück sich fühlt betrogen
Der heilt im süßen Traum des Wachens Wunden."

Aus diesem Tusculum nahmen jene von Geist und anmuthiger Herzensgüte Zeugniß ablegenden „Briefe an eine Freundin" ihren Weg zu einem verfallenen Hause in der alten Wilhelmshöher-Allee bei Kassel, wo die einsame Frau Diede wohnte und dem Jugendfreund eine treue, dankbare Erinnerung für drei glückliche, einst in Pyrmont verlebte Tage bewahrte.

Unter Herzklopfen und Thränen schrieb damals die alte, bedrängte Frau an den einstigen Jugendfreund, der nun ein so berühmter, mächtiger Mann geworden war, und dessen Bild niemals aus ihrem Herzen gewichen: „Nicht an Eure Excellenz, nicht an den königlich preußischen Minister —, nein, an den unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in der Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit so großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie so früh durch geistige Begabung gestellt sind, machte es mir nicht schwer, von Ihnen oft zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten .... Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen, das ich mir zurückerbitte, wird Eurer Excellenz eine Bekanntschaft in's Gedächtniß rufen, welche die großen Bilder und Ereignisse

Ihres Lebens längſt verwiſcht haben werden. Im weiblichen Gemüth ſind ſolche Eindrücke tiefer und unwandelbar, um ſo mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit könnte mich zurückhalten, Ihnen nach ſechsundzwanzig Jahren dieſen Beweis von Verehrung zu geben?) die erſten ungekannten Regungen erſter erwachender Liebe waren, ſo geiſtiger Art, wie ſie wohl bei der edlern Jugend immer ſind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber iſt es von höchſter Wichtigkeit, für welchen Gegenſtand die erſten Gefühle erwachen. Die Gefühle wandelt die Zeit; das tief in's Gemüth geſenkte theure Bild aber erbleicht nie. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erſchien, lehnte ſich fortan mein Ideal von Männerwerth und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem ſchweren Leben am Erliegen war, hier richtete ſich mein Muth auf, wenn mein Glaube an die Menſchheit ſchwankte! Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund (Sie verzeihen dem Herzen dieſe Benennung), ich bin gereift unter großen Schmerzen, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht."

Auf dieſen mit dem Herzen geſchriebenen Brief antwortete der preußiſche Miniſter an dem nämlichen Tage, wo er ihn erhielt, tief gerührt und ergriffen von dieſer Jugenderinnerung. Fortan erhielt ſie eine regelmäßige Unterſtützung von ihm; das köſtlichſte aber blieben ihr bis zu ihrem Lebensabend jene Briefe, welche der edle Mann, Troſt und Freudigkeit ſpendend, in inniger Verehrung ihr widmete. —

Was Wilhelm von Humboldt ſo ſehr in Tegel feſſelte, ſelbſt während der langen Wintermonate, waren nicht die geliebten Bäume, die ſüße Ruhe des Landaufenthalts allein; auch was Kunſtſinn und Geſchmack im Laufe der Jahre in dem Schlößchen angeſammelt hatte, mochte er nicht mehr gern miſſen.

„An Tegel hänge ich aus vielen Gründen," ſchreibt er, „unter denen es doch hauptſächlich die Bildſäulen ſind." — „Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo

ırt das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich Vergnügen, wie unzähligemal man sie sieht, immer erneuert, ıer steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsaus- k an lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer endeten Statue, wie die antiken sind, so viel höher, daß gar keinen Vergleich aushält. Man braucht, um das zu en, gar keine besonderen Kenntnisse zu besitzen, sondern nur n natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben und diesem Gefühle zu überlassen. Die Schönheit, welche ein ıstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel :r von Beschränkung, als die Natur, sie entfernt alle Be- de, alle auch auf noch so leise und entfernte Weise eigen- ıige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen und mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön den Sternen sagt: ‚Die Sterne, die begehrt man nicht, ı freut' sich ihrer Pracht.' —"

So sang er denn auch von dem Wesen der Schönheit:

„Wen das Gefühl des Schönen soll durchdringen,
Dem muß aus Sinnenklarheit es entspringen,
Wie Unschuld glänzet auf der Jungfrau Wangen,
Die noch nicht kennt der Liebe süß Verlangen.

Es regt nicht frei die silberhellen Schwingen,
Wo Wünsche menschlich nach Besitze ringen;
Nur um es tief und tiefer zu umfangen
Darf Sehnsucht brünstig an dem Schönen hangen.

Wer eine inn're Welt sich also bauet
In reiner Schönheit still empfundenem Walten,
Dem von den Schlacken irdischer Gestalten,
Wie von den Sternen Meeresglanz, sie thauet."

Aus diesem Grunde schuf er allmählich in den oberen ıumen des Schlosses ein Museum der edelsten Werke antiker

sowie neuer Kunst. Ein Kultus der Schönheit waltet hier, wie er vielleicht in der Geschichte adeliger Schlösser einzig dasteht. Nichts, was an luxuriöse Pracht der Ausstattung in Tapeten und Möbeln streift, einfach und schlicht jeder Raum, doch geweiht und geadelt durch Werke klassischer Kunst, welche er unermüdlich während seines Aufenthaltes als Gesandter in Rom mit seinem, geläutertem Sinn sammelte. Und wenn sein Haus der Spiegel des Denkens und Empfindens eines Menschen ist, welch' ein Reichthum an Gemüth, ein Adel der Bildung tritt uns hier entgegen! Denn nicht allein der Schönheit waren diese Räume geweiht, ein ansehnlicher Theil der Kunstschätze besteht aus Familienporträts, und Meister wie Thorwaldsen, Rauch, Tieck, Asmus Carstens, Schick, Gerard, Steuben haben in Stein und Farbe hier Bewundernswerthes geschaffen.

Beim Eintrit überrascht uns bereits der Hausflur, der ganz im Charakter eines Atriums gehalten ist. Niedrige dorische Säulen tragen Gebälk und Decke, gemusterte Steinmosaik füllt den Fußboden, und rings an den Wänden ziehen sich Basreliefs aller Art und Größe schmückend hin. Ziemlich in der Mitte selbst erhebt sich auf einem Sockel eine bekannte Sehenswürdigkeit des Schlosses: eine antike, mit bacchischen Reliefs verzierte Brunnenmündung, welche sich ehemals in der Kirche St. Calisto in Trastevere zu Rom befand. Die Sage berichtet, daß der heilige Calixtus in dieser marmornen Brunnenmündung ertränkt worden sei, weshalb das Wasser, das man aus derselben schöpfte, lange Zeit für wunderthätig galt. Wilhelm von Humboldt brachte dieselbe in Rom käuflich an sich und schmückte sie mit einer, die Sage betreffenden lateinischen Inschrift. Der eigentliche Anziehungspunkt des Schlößchens ist jedoch das rechts an das Atrium stoßende Studierzimmer Wilhelm's, ein einfacher, graugetönter Raum, welchen Pietät und Verehrung noch in demselben ehemaligen Zustande belassen haben. Auf dem massiven Schreibtisch erhebt sich eine antike Doppel-

herme, rechts ein Torso, links die berühmte, vom Maler Asmus Carstens herrührende Statuette einer Parze mit dem Namenszug des Künstlers und der Jahreszahl 1795. An der Wand gegenüber, das Auge des Schreibenden beim Aufblick grüßend, prangen die Statuen der capitolinischen Venus und der Venus von Milo, zwischen beiden ein Panorama von Rom und die Constantinsschlacht nach dem Bilde von Rafael. In dem angrenzenden Schlafzimmer stehen jetzt jene vielbewunderten zwei weiblichen Torsen aus parischem Marmor, nach Vieler Urtheil vielleicht das Schönste, was wir an weiblichen Körpern griechischer Kunst besitzen. Es würde zu weit führen, noch ist es der Zweck dieser Zeilen, auch nur annähernd einen Ueberblick aller im Schloß Tegel vorhandenen Kunstwerke zu geben. Die Fülle des Gebotenen, der Werth, der fast jedem dieser Werke eigen ist, überrascht ebenso sehr, als er unsere Sinne blendet und mit Bewunderung erfüllt. Und dieser Adel, der in dem schlichten Schlößchen waltet, tritt uns auch in dem Campo santo hinten im Schloßgarten entgegen, dem Orte des „gemeinsamen Stilllebens der Familie", wie Alexander von Humboldt so schön und treffend die Schlummerstätte der Seinen bezeichnete.

Zwei Wege führen vom Schloß aus dorthin: Eine geradlinige, ehrwürdige Lindenallee, sowie ein überwölbter Laubgang, welcher über die den Park im Osten begrenzende Höhenwand leitet. Wir wählen den letzteren. Auf dem höchsten Punkt weitet sich der Pfad zu einem Platze aus, der in einem Halbrund balkonartig über die tief abfallende Hügellehne herausspringt. Ueber das grüne Meer von Busch und Lindenwipfeln fort, schweift der Blick hinaus auf die blaue, träumerische Wasserfluth des Tegeler Sees mit seinen schilfumstandenen Eilanden, lauschigen Buchten und Halbinseln, bis zu dem fernen St. Nikolai in Spandau. Das funkelnde Tagesgestirn überschüttet den See wie mit Goldströmen und entzündet tausendfältiges Leben ringsum. Von hier aus senkt sich der Weg steil

abwärts, bis wir auf einen ſtillen, von düſteren Schwarztannen umſtandenen Waldplatz gelangen, aus dem im Hintergrunde eine hohe Granitſäule aufſteigt, gekrönt mit der ſchönen Geſtalt der Hoffnung von Tieck, nach dem im Schloß befindlichen Original von Thorwaldſen. Die Göttin trägt eine Lotosknoſpe in der Hand, das Symbol der ſtillen Hoffnung im künftigen Blühen. Zu ihr ſang Wilhelm einſt:

„Im Sonnenſchein ſtrahlſt du mir hell entgegen,
O Hoffnung, mir geſtellt zum ewigen Heile.“ —

An ſie auch richtete er die inhaltsſchwere Frage:

„Kommſt du herab zu dieſer Ruheſtätte
Geliebte Hoffnung, oder ſchwebſt du nach oben?“ —

und Antwort gebend lauten die Schlußterzinen:

„Nicht von oben, nicht nach oben gehet
Dein Pfad, du wohnſt in den ſtillen Sphären
Des Buſens, die dem Menſchen Schwung gewähren,
Daß er durch ſich am Firmamente ſtehet;
Die Kräfte, die von Götterurſprung zeugen,
Mit eig'nen Flügeln auf zum Aether ſteigen.“ —

Trotz aller philoſophiſchen Skepſis erſchien ihm die Hoffnung auf ein Leben nach dem Leben faſt wie eine Forderung der Liebe. „Ich glaube an eine Fortdauer, lautet eins ſeiner Bekenntniſſe, ich halte ein Wiederſehen für möglich, wenn die gleichſtarke gegenſeitige Empfindung zweier Weſen gleichſam zu Einem macht. Aber meine Seele iſt nicht gerade darauf gerichtet. Menſchliche Vorſtellungen möchte ich mir nicht davon machen und andere ſind unmöglich. Ich ſehe auf den Tod mit abſoluter Ruhe, aber weder mit Sehnſucht noch mit Begeiſterung.“ Das Grab erſt gab ihm die Antwort, löſte alle Räthſel auf.

Vor uns liegt der Begräbnißplatz der Familie Humboldt. Blumenbeete umgeben den geweihten Ort. Ruhe und tiefer Frieden ſchweben drüber hin, kein Ton des Schmerzes, kein Zeichen der Trauer. Die einſt das bewegte Leben auseinanderſchied, der Tod vereinte ſie Alle wieder; darum wird hier auch

nicht das Gefühl wehmüthiger Trennung hervorgerufen, sondern ein Bild der innigsten Vereinigung tritt dem Besucher entgegen. Durch einen Einschnitt in die Tannenwand erscheint das helle Schlößchen mit seinen Eckthürmen; die frische Kühle des Sees weht über die Wiesen draußen einher, und im Gebüsch erklingt das Lied der Nachtigall. Die Gräber, mit Epheu dicht bezogen, tragen kleine Marmortäfelchen, welche den Namen, Geburts- und Todestag der Heimgegangenen anzeigen. Das erste Grab, quer vor der Säule, birgt die sterblichen Ueberreste der Gattin Wilhelm's, Caroline, einer geborenen von Dacheröden, einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit.

„Meine Frau hat in Tegel im Garten begraben sein wollen," schrieb damals der Gatte an Caroline von Wolzogen, „sie hat den Fleck bezeichnet, wo eine Eiche unter Tannen steht, und so menschlich, als wollte sie mit uns bleiben, hinzugesetzt: „„Da sieht man das Haus."" Ich lasse dort eine Grabstätte einrichten mit einem Denkmal. Eine einfache Granitsäule mit marmornem Kapitäl und Basament auf einem Postament, auch mit Marmor bekleidet und ein eisernes Gitter darum. Aber keine Gruft. Wir werden sie an dem Denkmal in der Erde begraben. Das ist hübscher und naturgemäßer, Staub mit Staub zu mischen, und so hatte sie es auch gewünscht. Denn noch in den letzten Tagen hatte sie gesagt: „„In Tegel wird mir besser werden, in Rasen mit Blumen, — ich meine den Rasen über mir."" Bis nun das alles fertig ist, ruht sie auf dem kleinen Dorfkirchhofe in einer von Holz in der Erde, wie ein Zimmer, gebauten Gruft." — Die Ruhe und sachliche Auseinandersetzung läßt kaum die Tiefe und zarte Innigkeit wiedererkennen, mit welcher der Gatte an der theuren Geschiedenen bis an sein Ende hing. Er hat die Verlorene nie verschmerzen können, und seit dem Tode Carolinens wurde dies schattige Plätzchen das Campo santo der gesammten Familie.

Sechs Jahre nur überlebte Wilhelm den Tod seiner Gattin.

An ihrem Geburtstage, bei einem Besuche der Grabstätte, zog er sich eine Erkältung zu und schied bald darauf aus dem Leben mit der stillen Heiterkeit einer großen Seele. Unter Worten des Dankes, der Liebe und des Trostes, bat er die Seinen, nur in Heiterkeit seiner zu gedenken und noch mit ersterbenden Lippen wiederholte er leise die Sprüche alter und neuer Dichter, die ihn durch's Leben begleitet hatten. Zwei Jahre später folgte ihm seine älteste unverheirathete Tochter Caroline nach. „Wir begraben sie" — schreibt Alexander an Frau von Wolzogen, — „an der Säule, zu der sich Alles drängt. Der Tod mäht gruppenweise." Ein liebes Haupt nach dem anderen sank dahin; nur der greise Heros hielt dem Tode tapfern Widerstand. Im siebenundachtzigsten Lebensjahre klagt er: „Ich überlebe mein ganzes Geschlecht!" Dann ruft er wieder schmerzlich: „Wie oft bin ich nun, der Urälteste meines Geschlechts, diesen Weg zur Säule gegangen. Ich begrabe mein ganzes Geschlecht." Dann aber schreibt er ein ander Mal: „Meine Kräfte nehmen sehr ab. Ich habe nie eine Krankheit, bin aber oft leidend von dem unsichtbaren Hautübel, einer Milchstraße von juckenden Hirsekörnern. Es ist nicht bequem, den Phosphor des Gedankens schwinden und das Gewicht des Hirns abnehmen zu sehen, wie die neue Schule sagt. Ich verliere aber den Muth nicht zu arbeiten." — Und mit wehmüthigem Scherz schließt er den Brief: „Es ist Nachts 2 Uhr. Ich kann auch nicht mehr schief schreiben: muß zu Bette gehen und mich kratzen. Das ist Lebensprosa." Ein Schlaganfall am 24. Februar 1857, ging noch einmal wie ein „Wetterleuchten" an ihm vorüber, aber immer dünner spann die Parze seinen Lebensfaden, bis er endlich riß. Am 6. Mai 1859, einige Monate vor dem vollendeten neunzigsten Lebensjahre, entschlummerte auch er. In der Nähe des geliebten Bruders ward er, seinem Wunsche zufolge, beigesetzt. Im Juni 1871 schloß sich das letzte Grab über Theodor von

Humboldt, dem letztlebenden Sohne Wilhelm's. Alle Gräber, mehr niedrigen Beeten ähnlich, sind gleichmäßig gepflegt, schmucklos und von seltner Vornehmheit. An einigen Marmortäfelchen sind tief unten Inschriften angebracht, fast dem Auge entzogen. Am Grabe Alexander's lesen wir: „Du wirst im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit." Ernst und feierliche Stimmung, geweiht durch den Geist edelster Einfachheit und Schönheit, schweben über dieser stillen Gräberwelt, frei von jeder Bedrückung, erhebend und läuternd. Noch ein Grab birgt der schöne Schloßpark. Weiter oben an der Berglehne, abseits vom Wege, ruht der treffliche Erzieher der beiden Brüder Humboldt, Kunth, der ihnen zugleich Freund und Vater späterhin ward, und an welchem sie ihr ganzes Leben mit Verehrung hingen. Dankbarkeit schuf ihm diese letzte Stätte und, wie es in der Inschrift lautet, „Dank auch lispeln ihm die Bäume!"

Ja, sie rauschen und flüstern auch heute geheimnißvoll, und die einzelnen Sonnenstrahlen, welche durch die Blätter hier und da huschen, locken und ziehen uns wie mit goldenen Fäden hinaus aus dem Reich der Todten in die blühende, schwellende Natur. Wir treten aus dem Park. Der See schaut mit blauen Augen so sehnsüchtig uns an, während ein lauer Frühlingswind den würzigen Duft frischgemähten Heu's von der Wiese herüberträgt. Still liegt der Waldweg vor uns, nur die Vöglein singen in den sonnigen Maientag. Ein liebliches Durcheinander von Laubholz und Nadelwald, dazwischen blühen und glänzen die Blumen, buntfarbigen Sternen im Moose gleich, der blaue See lacht uns immer näher an, und jetzt erscheint am Ende einer kleinen Kirschallee ein rother Giebel unter Bäumen versteckt. Es ist das Forsthaus Tegel. Der Schlag einer Axt tönt aus dem Holz, und die Begrüßungslaute frommer Hausthiere erquicken unser Ohr. Ein traulich Bild süßen Weltvergessens! Als könnte es nie anders hier

gewesen sein, als hätte immer nur die Herrin des Hauses des Friedens hier gewohnt. Dennoch hat das einsame Forsthaus auch seine Liebes- und Leidensgeschichte. Am Ende des vorigen Jahrhunderts ging im Forsthause ein Gespenst um, das durch Klopfen, Summen und Schnurren einen Theil der Bewohner aufs Höchste beunruhigte. Boshafte Zungen verriethen hierhin, daß ein Jägerbursch, um die Abneigung der abergläubischen Försterin gegen ihn zu mildern und sie versöhnlicher für seine Herzensneigung zu der schmucken Tochter zu stimmen, allnächtlich im Einverständniß mit der Geliebten jenen Spuk in Scene setzte und ihn so geschickt durchführte und zu verheimlichen wußte, daß lange Zeit Niemand den Urheber ahnte. Die Geschichte von dem Tegeler Spuk bildete aber bald in jedem Kaffee- und Theezirkel des ästhetischen Berlins die Hauptunterhaltung, und mit jedem Tage ward sie mehr mit Beiwerk und Uebertreibung ausgeschmückt. Die „Gesellschaft der naturforschenden Freunde" trat der Sache näher, gelehrte Männer brachen gegen einander in eine scharfe, gereizte Polemik aus, ja, eines Tages fuhr Nicolai mit seiner Tafelrunde nach dem Tegeler Forsthause hinaus, um kreidebleich dem Spuke beizuwohnen und unverrichteter Sache kopfschüttelnd wieder heimzukehren.

Der Jupiter in Weimar aber fand nur ein Lächeln dafür und mit sichtlichem Behagen legte er in der Walpurgisnacht seinem „Faust" dem Proktophantasiasten die Worte in den Mund:

„Ihr seid doch immer da! Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben aufgeklärt!
Das Teufelspack, es frägt nach keiner Regel,
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.

Wer denkt heute noch daran? Da liegt das freundliche Haus mit dem rothen Giebeldach, in blühende Bäume eingebettet, wie ein geheimnißvoller Zauberſitz. Um die Fliederhecken summen emsig die Bienen, die blanken Fenster sind

geöffnet, und der Frühling ſingt mit warmen Jubeltönen der Erde Feierlied hinein.

Lieblich und traulich iſt es, hier zu ſitzen, doch noch ſchöner oben am ſanft abfallenden Waldeshange, lang in das Gras geſtreckt; drunten die leiſe murmelnden Wellen, das rauſchende Uferſchilf, und drüber, durch der Bäume ſchwankende Wipfel, des Himmels freundliches Blau. Ein Blühen und Schwellen ringsumher, ein Wehen, ſüß und lind, geht heute durch die Welt, wie holdes Ahnen und verſchwiegene Luſt. Die Vöglein ſingen wie berauſcht in den Zweigen, und es duftet und klingt und liebt und lacht in dem blühenden Hag, im wolkenloſen Aether, als wäre des Glückes kein Ende. Ein Maientag, ſo hold und ſchön, daß man nicht weiß, ob man lachen oder weinen ſoll.

Auf dem Schlachtfelde von Groß-Glienicke.

Nach den auf uns herübergekommenen, durch Jahrhunderte fortgesetzten Ueberlieferungen, soll jene letzte große Wendenschlacht, welche der Vertreibung Jaczo's aus der Feste Brennabor folgte und einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte Brandenburgs kennzeichnet, zwischen dem Lehnitz- und Sacrow-See, auf den Feldmarken des Dorfes Groß-Glienicke, — nicht zu verwechseln mit dem am Fuße von Babelsberg gelegenen Klein-Glienicke, — stattgefunden haben.

Es ist jenes am rechten Haveluser, zwischen Spandau und Potsdam gelegene Gebiet, das in seinen örtlichen Verhältnissen mit den durch Geschichte wie Tradition vorgezeichneten Angaben übereinstimmt, sowie auch in den, auf diesen Feldmarken und Waldstrecken zahlreich gefundenen Waffen, Rüststücken und Menschengebeinen jenen historischen Vorgang als unzweifelhaft hinstellt.

Allerdings beschränkt sich unser Wissen nur auf einige wenige, in schwerverständlichen Mönchslatein abgefaßte Zeilen, welche Pulcava im vierzehnten Jahrhundert in seiner Geschichte Böhmens einer für uns verloren gegangenen brandenburgischen

Chronik entnommen hat, und die an Wortkargheit und Verschweigung der Einzelheiten dieses Ereignisses nichts zu wünschen übrig läßt. Aber Tradition und Sage haben hier geschäftig angeknüpft und der Belagerung und Einnahme Brennabor's jene merkwürdige Jaczo-Schlacht folgen lassen, die allerdings vielfach angezweifelt und als romantischer Zusatz ausgelegt worden ist, dennoch aber für das volle Verständniß des ganzen Vorgangs unerläßlich erscheint.

Mit der Unterwerfung Jaczo's, wie mit seinem Uebertritt zum Christenthum, dem die gänzliche, wenn auch langsam sich vollziehende Unterjochung der noch nicht überwundenen Slawenstämme folgte, fand die erst vierzehn Jahre vorher entstandene Mark Brandenburg ihre feste Begründung und die dauernde Gewährleistung einer fortschreitenden, starken Entwickelung. Das heißumstrittene Brennabor war unwiderruflich für die Wenden verloren, und jener Kampf auf dem Plateau von Groß-Glienicke, welcher sich daran anschloß, glich nur noch einer letzten Welle, welche die sinkende Hochfluth an das Ufer rollt.

Der Wendenfürst Pribislaw, welcher nach seiner Unterwerfung durch Albrecht den Bären mit seiner Gemahlin Petrussa zum Christenthume übertrat, St. Godehard in Brandenburg gründete, sowie auf dem Harlungerberge statt des Götzentempels ein Marienkirchlein errichten ließ, starb nach kinderloser Ehe gegen Ende des Jahres 1150, nachdem er noch Albrecht den Bären als alleinigen Erben eingesetzt hatte. Den Landestheil Zauche hatte er bereits bei Lebzeiten dem Erstgeborenen seines Besiegers als Pathengeschenk überwiesen.

Der böhmische Chronist sowohl, als auch andere Geschichtsschreiber bestätigen, daß Petrussa drei Tage lang den Tod ihres Gatten den Burgmannen wie Bewohnern der Stadt verheimlichte, bevor der schleunigst benachrichtigte Albrecht Besitz von Burg und Stadt ergriffen hatte, da sie wendischerseits

eine Einnahme, sowie auch Vernichtung der von ihrem Gemahl begründeten kirchlichen Stiftungen befürchtete. Der Neffe Pribislaw's, der heldenmüthige Wendenfürst „Jaczo von Copnic", wie ihn die in der Mark zahlreich aufgefundenen Brakteaten nennen, glaubte sich durch obige Schenkung in seinem Erbfolgerecht als nächster und alleiniger Verwandter beeinträchtigt. Doch die geringe Macht, über welche er verfügte, hinderte ihn, das angethane Unrecht zu sühnen, bis endlich die Verhältnisse sich so gestaltet hatten, um ein kühnes Losbrechen zu gestatten. Seiner Ueberredungskunst gelang es, die bereits dem Christenthum angehörigen Brizaner zur Empörung zu zwingen; zu gleicher Zeit trug er das Feuer des Aufruhrs in die Zauche. Während Albrecht sich in Reichsgeschäften zu Worms befand, brach der Liutizenfürst, im Rücken sich der Unterstützung des Polenherzogs Boleslaw bewußt, nach Brandenburg auf, welches sich ihm im April 1157 durch Verrath ergab. Albrecht der Bär begann sofort nach seiner Rückkehr unter zahlreichen Hilfskräften von drei Seiten die Stadt durch Schanzen einzusperren, während zugleich von der Wasserseite her Bemannte auf Kähnen die Erstürmung in's Werk setzten. Nach heißen Kämpfen fiel die Stadt am 11. Juni 1157 wieder dem Ballenstedter zu, um fortan für immer deutsch zu bleiben.

Lakonisch berichtet eine Chronik hierüber: „In den Tiden Marggreve Albrecht de bar gewan wider Brandenburch van den Weneden dat se eme afgenomen, mit Bischop Wichmanns Helpe van Maideburch. Dar ward geslagen sin Suster Sone Werner de junge van Veltheim van den Weneden unde biderve Lude vile." —

Statt des dreiköpfigen Götzen Triglaff leuchtete nun das mildere Glaubenslicht des dreieinigen Gottes in das überwundene Land. Jaczo, welchem daran gelegen war, das Sumpfgebiet der Nuthe wieder zu gewinnen, entfloh in jäher Hast über Potsdupini, in den Waldungen bei Spandau den ersten

Schutz suchend. Doch der energische Feind folgte ihm zu Wasser und zu Lande nach. Geradeüber von Nedlitz hatten sich die Wenden stark verschanzt, dort, wo sich noch heute der Königswall, bekannter unter dem Namen „Die Römerschanze", erhebt. Die Tradition berichtet, daß das Christenheer während der Nacht über den beide Theile trennenden schmalen Wasserarm eine Brücke schlug. Rings umzingelt, hatten die verzweifelt sich wehrenden Wenden bald keine andere Wahl, als über den schmalen Landesrücken zwischen dem Sacrow- und Glienicker-See und dann das rechte Havelufer aufwärts über das bergige Plateau nach Gatow zu fliehen. Zwei Tage tobte die Schlacht. Von dem Reitervolk immer mehr in die Enge getrieben, sank einer nach dem andern und färbte die Erde mit seinem Blute. Jaczo, der sich plötzlich von den Seinen getrennt sah, gab seinem Pferde die Sporen und jagte in wildem Lauf davon, bis er sich unverhofft auf einer Landzunge zwischen Gatow und Pichelsdorf befand und somit jeder Rückweg ihm abgeschnitten war. In höchster Lebensnoth sprengte er im nachgesandten Regen der Pfeile und Speere den steilen Uferrand hinab in die Fluth. Mitten in der Strömung fühlt er, das sein Pferd dem Sinken nahe ist. Da ruft der Todesmuthige mit lauter Simme zum Himmel: „Die Götter meiner Väter haben mich verlassen, Gott der Christen rette mich, so bin ich Dein ewiglich!" Eine heranrollende Woge hebt den Flehenden empor und trägt ihn gesichert an das jenseitige Ufer fern von den Geschossen. So ward die Havel selbst des Heiden Taufbecken. Wo er gelandet, warf er sich nieder und küßte den Boden; dann hing er als ein Zeichen seiner Errettung seinen Schild an eine Eiche, an jener Stätte, welche noch heute den Namen Schildhorn trägt.

Friedrich Wilhelm IV., der pietätvolle und feinsinnige Erhalter so mancher Zeugen alter Vergangenheit, war es, welcher hier am blauen Havelstrom, der alten ehemaligen Grenze zwischen

der Mark Brandenburg und der Provinz Liutizien, jenem hiſtoriſchen, bedeutſamen Vorgang dauernden Ausdruck verlieh.

Seit 1845 hebt ſich ein knorriger, aus Sandſtein gehauener Eichenſtamm aus dem Waldesgrün empor, darüber ragt das Kreuz des Chriſtengottes, und darunter hängt das runde Wappenſchild:

„Und erinnert Dich, o Wand'rer,
An den Wechſel aller Dinge,
An die Kämpfe grauer Vorzeit.
An die Völker früh'rer Tage,
An den letzten Wendenkönig."

Jaczo trat zum Chriſtenthum über und blieb der neuen Lehre bis zu ſeinem Tode treu. Er gründete unweit Rüdersdorf das Kloſter Kagel und herrſchte muthmaßlich noch lange als ein angeſehener Fürſt in ſeiner Reſidenz Köpenick*). Von dem Biſchofsſitz Lebus aus begann die Chriſtianiſirung ſeines Landes und die Uneinnehmbarkeit ſeiner ſumpfigen Burgen, wie auch die gänzliche Verzichtleiſtung ſeinerſeits auf Brennabor, ließen Albrecht den Bären von einer weiteren Ausbeutung der errungenen Erfolge Abſtand nehmen. Die einſtige Wendenveſte, Stadt Brandenburg, wuchs immer mehr an Macht und Anſehen. Nicht allein ein Biſchofsſtuhl, ſpäterhin ward ihr noch der Ruhm zu Theil, ſich die Kur- und Hauptſtadt des jungen Staates nennen zu dürfen, bis ſie endlich neidlos die jüngere Schweſterſtadt Berlin im ſchimmernden Glanze der neuen Königskrone ſich erheben ſah.

Mehr als ſiebenhundert Jahre ſind ſeit jenen Tagen des großen Wendenkampfes dahingegangen, aber noch heute liegt es wie ein Hauch jener gewaltigen Zeit über dieſem einſamen Gebiete des Havelufers. Und zu jenem ſtillen Zauber der Erinnerung geſellt ſich noch eine Fülle der lieblichſten und überraſchendſten Landſchaftsbilder, welche uns eine Wanderung

*) Vergl. das Kapitel „Köpenick".

von Nedlitz aus quer durch das Schlachtfeld bis nach dem Haveldorfe Gatow bietet.

Der Morgenzug hat uns nach Potsdam gebracht, und wir rollen in einem jener zweispännigen Miethswagen über die Brücke in die Stadt des großen Königs ein. Drüben im Lustgarten schwingt der sichtlich gealterte Neptun noch immer vergnügt den Dreizack und nickt den fröstelnden Nymphen vertraulich zu; die Tritonen blasen mit vollen Backen in die Muschelhörner, daß die Schwäne erschrocken sich aus den Binsen erheben und das offene Wasser aufsuchen.

Die Sonnenstrahlen huschen spielend an den Häuserfirsten entlang, und der klare, wolkenlose Himmel kündet einen heiteren Frühlingstag an. Nur der Herkules oben auf dem Stadthaus macht heute ein so sauertöpfiges Gesicht, als drücke ihn die Erdenbürde auf seinem Nacken schwerer denn je, und als sehne er sich, auch einmal dieses freundliche Stückchen Erde zu durchschweifen, auf welches er nun so manches Jahr unverweilt hinabblickt. Unser Gefährt rasselt durch die noch stillen Straßen, deren Häuser uns mit einer so verständigen Nüchternheit anblicken, die jedes freiere Gefühl unwillkürlich zurückbannt. Aber jetzt biegen wir aus dem Thor in eine mit alten Laubbäumen begrenzte Villenstraße, und mit Wohlgefallen labt sich das Auge an den wechselnden, anmuthigen Schöpfungen einer frei sich entfaltenden Kunst. Und nun vorbei an der russischen Kolonie, vorbei am Fuße des schönen Pfingstberges. Rechts und links dehnt sich jetzt die Landschaft aus, und manchmal leuchtet sekundenlang der blaue Jungfernsee durch die Bäume hindurch. Die Lerchen wiegen sich in der Morgenluft und streuen Jubelhymnen auf die thaublitzende Erde nieder. Alles athmet ringsum Frische und Freudigkeit des Lebens. Selbst unsere Miethsgäule werfen prustend und muthig die Köpfe hintenüber und verdoppeln ihren Lauf. Noch durch einen Eichwald, und Nedlitz liegt vor uns.

Unser Ziel ist erreicht, wir steigen aus, und während der Wagenlenker nach altgermanischer Sitte seinen Göttern das erste Trankopfer darbringt, haben wir einen Kahn bestiegen, der uns zu dem gegenüberliegenden, dunkelbewaldeten Ufer trägt. Nach wenigen Schritten geht es steil aufwärts, und wir befinden uns auf einem mächtigen Erdwall, der sich dammartig, von Wald und Wasser umgeben, erhebt. Wir stehen auf der „Römerschanze". Drei Seiten der Umwallung, sichtbar von Menschenhänden aufgerichtet, sind jetzt mit bequemen Eingängen versehen, während die vierte in einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß steil zu dem See abfällt. Es ist alter, sagenhafter Boden. Die Form der Anlage, sowie die erst vor nicht langer Zeit unternommenen Ausgrabungen haben bewiesen, daß sich hier eine alte, mächtige Wendenverschanzung noch erhalten hat, ein Lager- und Vertheidigungsplatz aus jenem Jahrhundert, wo Christenthum und Heidenthum sich hartnäckiger, als je, befehdeten.

Waffenplatz und Begräbnißstätte zu gleicher Zeit. Ein prächtiges Bild, welches sich hier entrollt. Dort drüben steigt mit mittelalterlichem Thore und Brückenhaus die Nedlitzer Zugbrücke empor, dahinter erhebt sich der dunkelbewaldete Kirchberg, auf dessen Höhe noch zerfallene Mauerreste verkünden, daß hier einst eine Kapelle weit hinaus in die schöne Landschaft sah. Weiter unten blitzt der breite Fahrlandsee herüber, an dessen Ufern die Wiege unseres märkischen Spezialdichters, Schmidt von Werneuchen, stand. Unten im Grunde grüßt der Jungfernsee und dort aus stiller Waldeinsamkeit der Lehnitzsee und weiterhin die Crampnitz. Tiefe Stille ringsum. Hin und wieder schießt eine Möve über die schillernde Wasserfläche und verschwindet im Rohr. Keine Hütte, die den Rauch zum Himmel sendet, nicht einmal ein Segel, welches die Abgeschiedenheit belebt. Nur drüben auf der schmalen Landzunge tritt jetzt ein Reh aus dem Gehölz und spiegelt sich in der klaren Fluth.

Quer durch die summende Haide geht unser Weg. Meister

Specht hämmert unverdrossen, und der Kukuk wird nicht müde, unser Lebensalter taktmäßig auszurechnen. Auf einer Waldlichtung liegt wie ein weltvergessenes Idyll Forsthaus Zedlitz. Auf der grünen Bank hart am Hause wird Rast gemacht. Der blühende Apfelbaum schüttelt uns seine Blüthen in den Schooß, und Hund und Geflügel nahen, um ihre Willkommengrüße zu entbieten. Das schmucke Töchterchen, daß soeben aus der Thüre tritt, bleibt scheu auf der obersten Steinstufe stehen, um dann, nachdem der Bann sich gelöst, mit frohem Geplauder uns die Stunde noch mehr zu kürzen.

Aber die Zeit mahnt zum Aufbruch. Willkommen und Abschied fließen fast ineinander. Der Apfelbaum rauscht uns „eine glückliche Fahrt" zu; von dem umgestülpten Futtertrog herab läßt der Haushahn seinen Gruß ertönen. Und wieder dehnt sich ein blauer Wasserspiegel aus. Es ist der Sacrowsee mit seinen einsamen, schilfumstandenen Ufern. Dann geht es über eine leise Anhöhe hinweg, an einer Ziegelei vorüber, und zu unseren Füßen breitet sich der lachende Glienicker See aus, an dessen entgegengesetztem Ende die rothen Dächer von Groß-Glienicke malerisch herübergrüßen.

Ein freundliches Dorf, dessen berechtigter Stolz die äußerlich nur schlicht aussehende Kirche bildet. Groß-Glienicke, eine Filiale von Cladow, wird schon um 1300 erwähnt. Durch eine Reihe alter Adelsgeschlechter ist es endlich in den Besitz der Familie Berger gelangt; die Kirche aber erzählt uns von der Familie Ribbeck, welche mit einer seltenen Opferfreudigkeit das kleine Gotteshaus bedachte und ihm eine Weihe und einen Glanz verlieh, wie ihn nur selten eine Dorfkirche in der Mark aufzuweisen hat.

Der Gottesdienst war soeben geendet, als wir unter der liebenswürdigen Führung des Lehrers über den Gottesacker dem Kirchlein zuschritten. Ein Farbenreichthum empfing uns beim Eintritt, der unwillkürlich blendete und uns mit aufrichtiger Bewunderung erfüllte. Durch die bunten Glasscheiben spielten die

Sonnenlichter auf die rothen Steinfliesen nieder. Malereien schmücken die Decke, der reichgeschnitzte Altar, das originelle Taufbecken fesseln durch die darin entfaltete reiche und barocke Kunstrichtung. Unter dem neuhergestellten Orgelchor prangen wohlverblichene Erinnerungen die verdorrten Todtenkronen mit ihren flatternden Bänderschmuck. Rings von den Wänden aber reden es in seltsamen Gebilden von alter Zeiten Pracht und Macht. Dort drüben stehen dicht bei einander die beiden Epitaphien von Hans Georg von Ribbeck, Vater und Sohn gleichen Namens. Der ältere Hans Georg, etwas verwachsen, mit Brustharnisch und Beinschienen, just wie aus der Schwedenzeit; der jüngere Ribbeck, welcher zugleich Domherr zu Brandenburg war, tritt uns mächtig, überlebensgroß aus einem leichtbemalten Steingebilde entgegen, in einem weiten Talar mit großen Aufschlägen, das Haupt wie mit einer Bischofsmütze bedeckt. Einen Vorhang zurückschlagend, steht er da, die Rechte auf einen Schädel gelegt, während weinende, übrigens recht gut ausgeführte Kindergestalten zu Füßen sitzen. Alles in allem wirkungsvoll und zum mindesten an dieser Stelle imponirend. Wie die Beiden uns hier oben im Bilde anschauen, so liegen sie noch einmal, zu Mumien umgewandelt, unten in der Gruft, mit gespenstischer Aehnlichkeit in Antlitz und Tracht. Von dem weiten Mantel umhüllt, die rothe Kappe auf dem Haupte, schaut uns der Domherr ruhig an, während sein stiller Nachbar mit den schweren Reiterstiefeln an den Füßen der einstigen großen Parade entgegen zu träumen scheint. Noch birgt die Kirche weitere reich ausgestattete Epitaphien, jedoch von geringerem Interesse. Nur das Sockelbild des Altars ist von einer originellen Bedeutung. Es stellt das Abendmahl dar: Christus in der Mitte; Johannes neigt sich mit sanfter Geberde zu der Brust des Herrn, während die anderen Jünger in sichtlich lebhafter Bewegung die Plätze rund um den Tisch einnehmen. Nur Petrus fehlt. An seiner Stelle sitzt mit wallender Allongenperrücke, Sammetkleid, Spitzenmanschetten und Feldherrnbinde,

ie ſtille Heiterkeit auf dem vollen Antlitz, nicht ernſt und gebie-
iſch, wie ihn Schlüter uns auf die Langebrücke geſtellt hat, —
: große Kurfürſt. Die Bewunderung des genialen Fürſten
uf hier eine Huldigung, wie ſie in ſo barocker und doch
iver Wiedergabe wohl kaum wieder angetroffen wird. Bei
em ſchuldigen Ernſte an dieſem Orte kann man ſich doch eines
ſen Lächelns nicht erwehren, wenn man dieſe Geſellſchaft wun-
licher Heiliger anſchaut. Unter ſolchen Betrachtungen ſtiegen
r die ſteile Treppe zum Thurm empor, von dem aus ſich ein
ächtiger Ausblick bis zu den Doppelthürmen des Pfingſtberges
chließt. Zu unſeren Füßen das ſtille, hügelige, waldbedeckte
nd, über welches einſt das verfolgte Wendenheer kämpfend floh.
riginell wie ſo manches in der Kirche iſt auch die Inſchrift der
ößeren Glocke. Sie lautet:

1569. Ward. Ich. Erstneu.
1702. Sprang. Ich. Entzwey.
Anno. Mir. Half. 1703.
Der. Von Ribbek. Gott. Steh. Jhrn. Bey."

Die Kirche iſt vor nicht langer Zeit glänzend wieder her-
ſtellt worden, und noch neue Pläne harren der Ausführung,
n das Innere des würdigen, kleinen Gotteshauſes zu einer
mer harmoniſcheren Vollendung zu geſtalten. Nicht mit Un-
ht, denn es ehrt Beide, Geber und Empfänger.

Die Bäume warfen bereits lange Schatten, als wir gegen
end endlich Gatow erreichten. Drüben erhoben ſich die dunklen
Henzüge der Havelberge, und zwiſchen Dorf und Wald rauſchte
Havel. Wenn hie und da ein Stück Gartenland ſich zwiſchen
Häuſer der Dorfſtraße ſchob, blitzte der blaue Strom uns
gegen. Eine entzückende Ausſicht für die hier Angeſeſſenen.
er ſie haben es verſchmäht. Trotzig und als haſſe er die Luft
Augen, hat der Gatower dem ſchönen Heimathsſtrom den
cken zugewandt; die Fenſter ſeiner Häuſer ſind nach der Dorf-
aße gerichtet, und nur Kuhſtall und Vorrathsgebäude ſpiegeln

ſich in den Fluthen. Er iſt ein Märker und will das Land, welches ihn ernährt, und dem er ſo viel Dank ſchuldet, auch ſtündlich vor Augen haben. Jetzt leitet ein Fußweg hinab zum Strande. Da liegt der Strom, breit und rauſchend, von unzähligen Segeln und Booten belebt, welche mit Geſang und Muſik an uns vorübergleiten.

Die Schwäne kehren langſam zu den Schilfneſtern zurück, Mücken tanzen und ſpielen in der Luft, und des Himmels purpurn Gewölk ſpiegelt ſich im Vorüberſchweben in der leuchtenden Fluth. Die Mark hat nur wenig Punkte von gleicher Schönheit und ſo tiefer Bedeutung. Die Wellen kommen und gehen, wie ein ewiges Wandern zieht es an uns vorüber. Dieſelbe Welle, welche ſoeben uns einen Gruß von dem alten, ſagenreichen Juliusthurm in Spandau zuflüſtert, dem letzten Ueberbleibſel grauer Vorzeit, ſie rauſcht, noch ehe der Abend die müden Augen ſchließt, an einem kaiſerlichen Herrſcherſitz vorüber. Im Uferſand ſpielende Kinder haben unſere Abſicht errathen und holen den Vater. Er kommt, die Ruder auf der Schulter, langſam das Ufer hinab. Ein kurzer Gruß, und unſer Kahn nimmt unter den kräftigen Ruderſchlägen unſeres ſchweigſamen Führers ſeinen Lauf zu der Landzunge gegenüber, auf der über den gerötheten Wipfeln der Kiefern die hohe Jaczo-Säule, weithin in die Abendlandſchaft blickend, ſichtbar wird. Der ſinkende Sonnenball glüht auf der Fluth, auf der unſere Augen unverweilt ruhen. Es iſt, als klänge es leiſe und wehmüthig aus dem Grunde herauf, und mit dem allmählich verhallenden Leben an den Ufern rauſcht es jetzt immer vernehmlicher aus den Wellen, bald wie ein altes, fremdes Lied von untergegangener Wendengröße, und wieder wie von neuerſtandener deutſcher Kaiſerpracht.

Quer über den Fläming.

Belzig und Burg Eisenhart.

Jener Landrücken der norddeutschen Ebene, welcher sich in einer Länge von ungefähr zwölf Meilen östlich der Elbe ischen Belzig, Wittenberg, Jüterbock und Dahme hinzieht und Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Elbe und Havel det, wird in einen westlichen und östlichen Theil, den hohen und deren Fläming unterschieden. Seinen Namen führt er von den mischen Kolonisten, welche in der zweiten Hälfte des zwölften hrhunderts durch Albrecht den Bären und Erzbischof Wichmann n Magdeburg aus den Niederlanden berufen wurden, um das wüstete und durch die gegen die Wenden geführten Vertilgungs- ege vollständig entvölkerte Land wieder anzubauen. Sitten d Trachten jener Ansiedler sollen sich nachweisbar noch bis in's enzehnte Jahrhundert erhalten haben.

Der Fläming ist ein kahles Hochplateau, über dessen Fläche nur einzelne Höhen bergartig erheben. Während im östlichen eile, zwischen Jüterbock und Baruth, der hohe Golm (178 m) l und unvermittelt mit seiner dunklen Waldkrone aus dem chlande emporragt, erreicht der westliche Theil des Höhenzuges dem Hagelberg bei Belzig (201 m) den überhaupt höchsten nkt der Mark Brandenburg. Von Süden her steigt das

Plateau allmählich hinan, um dann durchgängig steil im Norden gegen die Ebenen der Mark hin abzufallen, während es nach Osten stufenartig sich zur Dahme senkt. Auf dem Fläming sind die Bauerngüter vorherrschend; Wiesengründe findet man nur vereinzelt an den kleinen Flüssen Nuthe und Dahme. Der größte Theil des Fläming ist kahl, und frei streift der Wind über die weiten Felder und sanften Hügelwellen, in deren Einsenkungen und Mulden stille, einsame Dörfer eingebettet liegen.

Der östliche Theil des Fläming enthält weite Nadelwaldungen, welche hauptsächlich das Brennmaterial zu den bedeutenden Glashütten bei Baruth liefern, hingegen der hohe Fläming reich an prächtigen, alten Laubwäldern ist, welche sich tief bis nach Anhalt hineinziehen. Und wie sich all' diese Höhenzüge und Hügelketten um den Hagelberg, als den höchsten Punkt, gruppiren, so hat auch die Natur mit freigebiger Hand über dieses Stückchen Land eine Fülle von Lieblichkeit ausgegossen, wie sie unsere Mark in solch' heiterer Anmuth kaum wieder aufzuweisen hat. Von Belzig bis Wiesenburg, quer durch die romantische Brandtshaide bis hinauf zur Burg Rabenstein, reihen sich Stätten voll Glanz und Geschichte aneinander, Hand in Hand mit den frischesten und köstlichsten Naturbildern gehend. In diesem reizvollen Nebeneinander liegt in der That ein noch viel zu wenig gekannter und gehobener Schatz für uns märkischen Wandervögel.

Thäler und Hügel lösen sich hier im gefälligen Wechsel ab, bald das Auge durch weite, bunte Fernsichten erfreuend oder im Rauschen lichtgrüner Buchenhaine den ganzen bestrickenden Zauber einer frohen Waldnatur entfaltend. Fürstlich ausgestattete Schlösser, mit luftigen Zinnen und Balkonen, ragen über die Wipfel uralter Parkriesen empor; Denkmäler erinnern uns an des Vaterlandes Schmach und Sieg, und auf den vorspringenden Bergkuppen, von denen muntere Bächlein zu Tage gesprungen kommen, trotzen verwitterte Ruinen den Jahrhunderten, von verklungener Tage Glanz und Pracht singend und sagend.

Denn so unbedeutend auch dieser Erdenwinkel erscheinen mag, in der Fülle von Lust und Leid, die er getragen, in den wechselvollen, rauhen Geschicken, die so oft, hart auftretend, über seine Fluren zogen, ist seine Geschichte zugleich auch ein Spiegelbild der großen Weltgeschichte geworden, die ihre hohen Wellen auch über dieses Ländchen dahinrollen ließ. Die gewaltigsten Glaubens- und Waffenkämpfe, welche Deutschland bewegten, sind hier nicht spurlos vorübergegangen, und mit furchtbarer Wucht schritt die entfesselte Kriegsfurie zu wiederholten Malen über diese Höhen, hinab in die angstvoll aufhorchenden Thäler.

Heute ist freilich Alles vergessen und begraben, und soweit das Auge reicht, schaut es auf friedliche Arbeit, Wohlstand und Segensfülle. Nur die alten Burgen droben wissen zu erzählen von dem Ringen und Kämpfen vergangener Geschlechter, von der Pracht, welche einstens in ihren jetzt zerbröckelten Mauern ihre Feste feierte, von Waffenklang und Minnesang. Sage und Geschichte haben sie für immer mit unverwelklichen Kränzen dankbar geschmückt.

Es war im Monat Mai, als wir gen Belzig fuhren. Die Bienen summten um die blühenden Fliederhecken, und in die weitgeöffneten Fenster und Herzen sang der Frühling in vollen Tönen sein helles Hochzeitslied. Freundlich und heiter lagen die Straßen und Gäßchen des sauberen Städtchens vor uns, das längst seine Thore und stolzen Wartthürme eingebüßt hat, und von deren starker Befestigung nur noch wenige Stadtmauer-Ueberreste Zeugniß ablegen. Südwestlich der Stadt erheben sich steil und schirmend die Höhen, zu welchen wir, dem Laufe eines Bächleins folgend, langsam emporklommen. Auf der äußersten Spitze des letzten Hügels ragen die stattlichen Reste der Burg Eisenhart empor. Zwischen dieser Veste und der gegenüberliegenden Höhenwand windet sich die Wetzlarer Bahn durch einen schmalen, hohen Engpaß, um dann bald wieder in das lachende Thal nach Wiesenburg hinab einzumünden.

Vor uns aber wölbt ſich eine ſteinerne Brücke über den Wallgraben, welcher einſt an dieſer Stelle mußte abgeſtochen werden, um den Hügel, welcher das Schloß trägt, von der angrenzenden Hügelkette zu trennen. Aeußerſt markig zeigt ſich uns von dieſer Seite der noch vorhandene Schloßtheil mit zwei vorſpringenden, thurmartigen Flügeln, an welche ſich längs des Wallgrabens mächtige, verfallene Mauern ſchließen, an jeder Biegung die Reſte eines koloſſalen Thurmes tragend. Sieben ſolcher Rondele ſind noch ruinenhaft erhalten. Epheu und Ginſter klettern an ihnen empor, und aus den Riſſen und Bruchſtellen ſtrecken blühende Bäume ihre Häupter hervor, als wollten ſie mitleidig und tröſtend die geſtürzten Steinrieſen mit ihren Blättern und Blüthen ſchmücken. Einen überaus freundlichen Anblick gewährt zur Linken vor dem Eingang zur Burg das unter dichtem Blätterdach halbverſteckte Kirchlein St. Briccius, das älteſte Bauwerk von Belzig, welches bereits unter Albrecht dem Bären errichtet ward, um, wie die Sage meldet, die Reliquien eines heilig geſprochenen Mönches Briccius aufzunehmen, der, fälſchlich eines Inceſtes angeklagt, auf dem glühenden Feuerroſte ſeine Unſchuld glänzend beweiſen ſollte. Der noch erhaltene Theil der Burg, welche nach dem dreißigjährigen Kriege äußerſt vornehm erneuert wurde, dient jetzt den Zwecken des Rent- und Landrathsamtes. Die hohe, weite Eintrittshalle, zu deren beiden Seiten die Verwaltungsräume liegen, weiſt ein vielverzweigtes Sterngewölbe auf, das, von einem einzigen Mittelpfeiler getragen, einen überaus harmoniſchen und edlen Eindruck hervorruft. Tritt man von hier aus auf den Schloßhof, ſo ſteigt dicht vor uns auf einem bewachſenen, kegelförmigen Hügel der ſtolze, runde Wartthurm empor, der älteſte Ueberreſt der erſten Burg, welche von einem deutſchen Ritter auf der Stätte eines ehemaligen wendiſchen Burgwalles, als ein Kaſtell zur Abwehr feindlicher Ueberfälle, errichtet wurde. Trümmerhaufen und wenige Mauerreſte in der Nähe des Thurmes ten noch die erſte Burganlage an, welche bei weitem nicht

die spätere Ausdehnung der um 1465 bedeutend erweiterten Veste besaß.

Es war Kurfürst Ernst, welcher hier Mauern und Rondele errichten ließ und die Zimmer und weiten Hallen der Burg mit fürstlicher Pracht auf's Neue ausstattete. Er war es auch, welcher dem ehemaligen „Grentzhause von Belzig" zuerst den Namen „Eisenhart" beilegte. Außer der runden Warte ragte damals auch noch ein hoher Spitzthurm in die Lüfte, und zahlreiche Erker, Balkone und Thürmchen schmückten den Bau. Die Jahrhunderte haben seitdem Alles wieder mit rauher Hand weggefegt; nur der Wartthurm hielt treu aus. Von seinen Zinnen breitet sich tief unten ein ungemein reizendes, malerisches Panorama aus.

Doch wie einst seine Mauern den Anprall feindlicher Horden zurückwiesen, so wehrt er jetzt, eifersüchtig gegen den Fremdling, seit Jahren unerbittlich jedem Wanderer den Eintritt. In Schweigen und Sinnen gehüllt, steht er droben auf einsamer Wacht, sieht die Wolken ziehen und lauscht dem heiseren Schrei der Dohlen. Manchmal schrickt er auch wohl aus seinen ritterlichen Träumen auf, wenn der gellende Ton des vorüberfausenden Dampfrosses ihn jählings aufrüttelt. Nur wer die Formel kennt und den Zauber zu brechen weiß, dem giebt er Thor und Himmelsleiter frei.

Uns war die Stunde günstig! — Schloß und Riegel sanken vor dem Zauberwort des Gewaltigen, und mit dankbarem Gemüth klommen wir erwartungsvoll die schmalen Stiegen hinan.

Und nun standen wir oben, hart an der Brustwehr, und schauten auf das liebliche Bild des Thales. Da unten lag sie, die freundliche Stadt, in dem grünen Kranze schattender Bäume. Ueber die rothen Dächer ragte hoch der Thurm von St. Beatae Mariae Virginis; zwischen dem Häusergewirr zeigte sich das Glockenthürmchen des Rathhauses und weiterhin, halb verborgen, St. Gertraud mit dem Hospital. Ein flinker Bach treibt sausend die Räder der Schloßmühle und verliert sich allmählich durch saf-

tige Wiesengründe in der blauen Ferne. Thäler und Hügel, Dörfer und Wälder, und über Alles ausgeschüttet die funkelnde, goldene Luft eines Maimorgens. Und wie die Blicke in die Landschaft bis zu den dämmernden Linien des Horizontes schweifen, so auch greift die Geschichte bis in das sagenhafte, graue Alterthum hier zurück. Stadt und Burg sind geschichtlich eng mit einander verbunden.

Die älteste auf uns gekommene Urkunde, vermittelst welcher Kaiser Otto II. die in dem einstigen Wendengau Plonin belegene Burgwarte Belizi dem Erzstifte Magdeburg verlieh, um dasselbe wegen gewisser Ansprüche auf Zehnterhebung zu befriedigen, lautet wörtlich:

„Otto Imperator Augustus ob interventum Gieselarii Magdeburgensis ecclesiae archiepiscopi, quoddam burgwardium in provincia Ploni dicta situm, pro ejusdem regionis concambio decimationis ad sanctum Mauritium donavimus in comitatu Teti comitio situm, nominatim vero burgwardium vulgo Belizi atque idem burgwardium cum omnibus suis pertinentiis. 997."

Mit dieser Umwandlung in eine deutsche Burg, setzte Kaiser Otto zugleich den Grafen Dedo als Gaugrafen ein, einen Nachkommen des Sachsen Wittekind.

Er war es, welcher an Stelle der heidnischen Befestigung das erste Kastell erbaute, und wie sich nun ringsherum in dem Lande solche Vertheidigungs-Vesten erhoben, Schutz den heranwachsenden Ortschaften und Weilern gewährend, so ging auch jetzt zugleich durch die rührige Thätigkeit der Cisterzienser- und Prämonstratenser-Mönche die Urbarmachung des Landes rüstig fort. Kultur und Gewerbe begannen ihre Segnungen auszustreuen. Zwei Jahrhunderte verrauschten. Einfälle der Polen haben darauf die Burg wieder zerstört, und erst unter dem Askanier Albrecht und unter Benutzung des stehen gebliebenen Wartthurms wurde ein erweiterter Aufbau der Veste in Angriff genom-

men, welche denn auch bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein allen Stürmen Trotz bieten sollte.

Aus dem slavischen Dorfe Belizi wuchs indessen langsam die Stadt Belzig heran. Um diese Zeit fällt die Erbauung der droben stehenden Kapelle St. Bricius, welche, wie alle Burgkapellen, während der herrschenden Fehden, eine geweihte und unantastbare Stätte bildete. Zur Zeit Herzog Albrecht I. (1212 bis 1260) finden wir auf der Burg einen Burggrafen Bederich.

Die überkommenen Nachrichten wissen nicht genug die Vorzüge und trefflichen Eigenschaften dieses Mannes zu preisen. Dem herrschenden Drange der damaligen Zeit folgend, wallfahrte auch er nach den heiligen Stätten des gelobten Landes. Dort lernte er die edle Thätigkeit kennen, welche die Orden der Templer und Johanniter ausübten. Bald nach seiner Rückkehr schenkte er denn auch dem deutschen Ritterorden eine Commende in dem zwei Meilen abgelegenen Dorfe Dahnsdorf, welche er reichlich ausstattete. Von hier aus sollten sich bald Ströme des Segens deutscher Sitte und christlichen Wesens über das Land ausgießen.

Mit dem Tode des Grafen Bederich, welcher ohne männliche Erben zwischen 1250—1260 starb, fiel das Belziger Grafenthum wieder als eröffnetes Lehen an den Herzog von Sachsen zurück. Von diesem Zeitpunkte an erhielt die Burg den Namen „das weiße Schloß", oder „das herzoglich-sächsische Grentzhaus von Belzig". Die Herzöge setzten eine Reihe von Vögten (advocati) in ihre nördliche Grenzstadt ein, welche fast ununterbrochen bis zum Aussterben des Hauses 1422 die Veste verwalteten. Nur gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts scheint es, als ob Belzig auf kurze Zeit unter brandenburgische Lehnsherrlichkeit gekommen ist, wie aus einem Ehevertrag zwischen der Markgräfin Jutta, Schwester des Markgrafen Hermann von Brandenburg, und dem Herzog Rudolph von Sachsen hervorgeht, und der vom Kaiser Albrecht 1298 bestätigt wird. In diesem Vertrage erhält Markgräfin Jutta das Schloß Belzig als Mitgift. Keiner aber von

allen sächsischen Herzögen hat so häufig und mit ausgesprochener Vorliebe sein Hoflager hier oben aufgeschlagen, als Rudolph I. Stets brachte er ein zahlreiches Gefolge von Rittern, Knappen, Spielleuten und Dienern mit, sowie auch seinen Wittenberger Kaplan, um sich hier auf längere Zeit einer ungebundenen Freiheit zu erfreuen.

Noch zweier Ereignisse gedenkt die Chronik, welche für die damalige Zeit außerordentliches Aufsehen erregten. Im Jahre 1382 war es die Nachricht von der blutenden Hostie zu Wilsnack, welche alle Gemüther beschäftigte und eine enorme Wallfahrt von Männern, Weibern und Kindern zur Folge hatte, sowie der um 1374 in Deutschland ausgebrochene St. Johannistanz. Schaaren verzückter und halb wahnsinniger Frauen und Männer zogen tanzend durch das Land, immer neue Opfer mit sich lockend. Das Volk hielt diese dansatores oder choriantes, wie sie genannt wurden, für Besessene und drohte den Priestern, welche es nicht vermochten, den Satan ihnen auszutreiben. Unter dem Gesange:

„Here sent Johann, so so,
vrisch und vro,
here sent Johann“

tanzte man halbe Tage lange in den Kirchen, auf öffentlichen Plätzen, ohne Scham noch Scheu, bis convulsivische Zuckungen und Krämpfe eintraten. Es sollte lange dauern, ehe diese merkwürdige Krankheit vollkommen erloschen war. Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, als sich in Straßburg plötzlich neue Symptome der Tanzwuth einstellten, brachte man die Wüthenden in die Kapelle St. Veit zum Roteſtein. Von da ab ward St. Veit der Schutzpatron der Kranken, welche fortan St. Veitstänzer genannt wurden.

Um das Jahr 1383 fällt auch die Stiftung des Hospitals zum heiligen Geiste, eine segensreiche Anstalt, welche noch heute in erweitertem Maßstabe der willkommene Zufluchtsort Kranker

b betagter Mittelloſen iſt. War es die Peſt, welche ſchon zwei- l den Ort heimgeſucht hatte, ſo ſollten jetzt die ſtarken Mauern lzigs die Feuerprobe gegen einen ſichtbaren äußeren Feind tehen. In einer Fehde, welche zwiſchen Kurfürſt Rudolph III. b dem Erzbiſchof Günther II. von Magdeburg ausgebrochen :r, rückte Letzterer vor die Stadt und belagerte ſie. Vergeblich ften die Bürger auf Unterſtützung ſeitens des Kurfürſten. ɔch nichts geſchah. So wurde trotz heftiger Gegenwehr endlich adt und Burg genommen und letztere bis auf den Grund zer- rt. Nur der Thurm ragte noch einſam in die Lüfte.

Und nicht allzulange darauf, da galt es wieder einen harten rauß auszufechten. Unter der Anführung Procop's über- theten die Huſſiten in mächtigen Raubſchwärmen die deutſchen nde und fielen endlich auch mordend und ſengend in Sachſen . Nachdem ſie Torgau angeſteckt hatten, zogen ſie in der chtung nach Magdeburg weiter. Vor Belzig wurde Halt nacht. Wie mögen da die Herzen der Bürger kleinmüthig und zagt anfangs geweſen ſein! Doch mit der Bedrängniß wuchs ch der Muth. Alles Berennen und Belagern erwies ſich ıchtlos. Die Eingeſchloſſenen wehrten ſich wie Löwen, bis ɔlich verſtimmt und müde des Kampfes Procop mit ſeinen lie- ıswürdigen Tugendbolden der Stadt mürriſch den Rücken ndte, nicht ohne vorher die Vorſtädte noch anzuzünden. Und ch tagelang zeigten die lodernden Feuerſäulen der brennenden ɔrfer den glücklich erlöſten Belzigern den Weg, welchen die ɔmiſche Lawine genommen hatte. Groß und klein ſang damals Sachſen:

„Meißen und Sachſen verderbt,
Schleſien und Lauſitz verſcherbt,
Baiern ausgenährt;
Oeſterreich verheert,
Mähren verzehrt,
Böhmen umgekehrt.“

Es war im Jahre 1414, als Kurfürſt Ernſt von Sachſen,

wie schon bemerkt, das „Grentzhaus zu Belzig“ in einen prächtigen gothischen Bau umwandeln ließ, in jener gewaltigen Ausdehnung, die noch heute die starken Mauern, sowie die sieben Rondele bezeugen, welche damals je einen Thurm von fünfzig Fuß Höhe trugen. Auch das Burgverließ, sowie der tiefe Schloßbrunnen sind noch heute theilweise vorhanden. Die Zugbrücke führte sofort auf die große Heerstraße nach Wittenberg. Nach seiner Vollendung empfing das Schloß fortan den Namen „Eisenhart“.

Und just um dieselbe Zeit erbaute Friedrich II., „der Eisenzahn“, seine stolze Fürstenburg zu Cölln an der Spree.

Jahrzehnte schwanden. Römische Hierarchie und ein frecher, gewissenloser Ablaß- und Seelenschacher hatten mehr und mehr die Gemüther dem alten Glauben abgewandt, und mit gläubigem Hoffen auf eine befreiende That sah man der nächsten Zeit gespannt entgegen. Nur wenige Jahrzehnte noch, und was alle Welt still und tief bewegte, sollte nun endlich seinen erlösenden Ausdruck finden. Luther fand dieses Wort. Dr. Tetzel, Ketzermeister und General des Dominikanerordens zu Zwickau, war, nachdem ihm, wie die Sage meldet, Hake von Stülpe seine Truhe nebst Baarschaft spöttisch abgenommen hatte, mit einem neuen Ablaßkasten über Belzig nach Jüterbock gezogen, um dort mit frischen Kräften, wuchernd und feilschend, die armen Seelen zu bethören und zahlreiche Beichtkinder der neuen Lehre Luther's abspenstig zu machen. Hierdurch war für Luther die letzte Rücksicht geschwunden. In heiligem Zorne schlug er am 31. Oktober 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg seine 95 Thesen an, eine unerschrockene, gewaltige That, welche bald in ganz Europa sollte Widerhall finden. Die Reformation war angebrochen, und eine ihrer ersten Segnungen sollte Belzig bald erfahren. Die von Luther angestrebten Kirchenvisitationen mußten allerdings noch unterbleiben, da der Kurfürst einen offenen Bruch mit den römischen Bischöfen vermeiden wollte. Jedoch hatte Melanchthon

inzwischen seinen „Unterricht für Visitationen" erscheinen lassen, bis denn endlich 1530 die erste, und zwar in Belzig, anberaumt wurde. Diese Kommission bestand aus Dr. Martin Luther, Dr. Julius Jonas und den beiden Laien Benedict Pauli und Johann von Taubenheim. Als Magister fungirte damals in Belzig Johann Theuerstenius.

Nachdem man die Einkünfte der Pfarre, der Kirche, des Hospitals, die Besoldung der Schulbedienten (Lehrer) u. s. w. geprüft hatte und M. Theuerstenius als tüchtig und wacker befunden, wurde in der Kirche Unserer lieben Frauen ein feierlicher Visitations-Gottesdienst abgehalten, wobei Luther die Festpredigt hielt. Es war eine Auszeichnung für das stille Städtchen, wie sie nur wenigen zu Theil wurde.

Wieder verrauschte ein Jahrhundert. An Stelle ehrsamer Tüchtigkeit und frommen Lebenswandels war Gottlosigkeit und Unzucht eingerissen. Völlerei und üppige Sinnenlust trieben inmitten von allem Elende ihre tollen, ausgelassenen Feste. Schon warfen die Vorgänge in Böhmen bereits ihre Schatten auch über das unglückliche Sachsenland. Die Furie des dreißigjährigen Krieges begann ihren blutigen Triumphzug. Die Schreckenstage, welche jetzt für Belzig anbrachen, sind so entsetzlicher Art, wie sie in gleich furchtbarer Weise kaum wieder eine Stadt Deutschlands erfahren sollte. Was nicht der Mordlust plündernder Schweden und Pommern oder der Hungersnoth zum Opfer fiel, das raffte der schwarze Tod, welcher mehrmals seinen unheimlichen Umgang durch die heimgesuchten Lande hielt, unerbittlich mit sich fort.

Wenn trotzdem aus der Asche der einstigen Stadt neues Leben späterhin erblühte, so ist dies ein um so rührenderes Zeichen der Anhänglichkeit für jene Wenigen, welche nach qualvollen Martertagen wieder aus den Wäldern zu der heimathlichen, gänzlich verödeten Stätte zurückkehrten. Es ist ein düsteres Stück Lokalgeschichte, welches die Chronik jener Tage enthüllt.

Am 4. April 1636 erfolgte die erste Plünderung der Stadt, ohne daß es jedoch zu einem Gemetzel gekommen wäre. Man begnügte sich, bescheiden genug, das Rathhaus, sowie die Kramläden gründlich auszuleeren und endlich noch sämmtliche Pferde zusammen zu koppeln, um dann mit diesen, sowie der anderen Beute heiter und wohlgemuth auf der entgegengesetzten Seite die Stadt wieder zu verlassen. Die Bestürzung der Bürger war groß. Es waren nur dreißig Reiter gewesen, welchen man in der richtigen Annahme, daß sie doch nur einen Vortrab größerer Heeresmassen bildeten, den Eintritt nicht verweigert hatte. Nun aber wurden sämmtliche Thore verrammelt. Die Nacht verging jedoch ruhig.

Am Dienstag, den 5. April erschienen wieder gegen fünfzig Reiter an den Wällen, Contribution für General Wrangel heischend. Dem alten Gebrauche folgend, ließ jetzt der Bürgermeister sämmtliche Glocken läuten, um mit den heraneilenden Bürgern auf offenem Marktplatz weisen Rath zu halten. Doch die Schweden, in der Meinung, es gälte Sturm und Ausfall, jagten plötzlich davon, um Verstärkung zu holen. Und so geschah es. Nach kurzer Zeit standen mehr als hundert Reiter, bis an die Zähne bewaffnet, draußen und begannen jetzt, voll Wuth und Habgier die Stadt anzugreifen. Nach heißem Kampfe drangen sie endlich am Sandberger Thore ein. Ohne sich länger in der Stadt aufzuhalten, erbrachen sie die Sakristei der Hauptkirche, darauf die Oberpfarre, wo sie in zahllosen Kisten und Kästen die hier angstvoll verborgenen Kostbarkeiten und Werthstücke der Einwohner entdeckten. Nachdem man dann noch alle Schlupfwinkel der Stadt durchsucht hatte, ging es reich und schwer beladen wieder von dannen. Kaum war der letzte Räuber hinter den Wällen verschwunden, als auch schon durch ein anderes Thor eine neue Rotte hereindrang. Alle Betheuerungen der Bürgerschaft, daß nichts mehr in Belzig zu finden sei, steigerten nur noch mehr die Wuth der Schweden. Die ein-

geschlossenen Frauen und Mädchen wurden unter den gräßlichsten Martern zu Tode gequält. Kinder nagelte man an die Hausthüren, als Zielscheibe für die Pistolen. Man sägte den Männern die Kniescheiben durch und zwang wieder andere, so lange Mistpfütze zu trinken, bis sie erstickten. Diese letzte Grausamkeit hieß damals allgemein der „Schwedentrunk". Ein zeitgenössischer Geistlicher beschreibt entsetzt die angewandte Procedur folgendermaßen: „Nach grausamen Prügeln und Schlagen haben sie die elende Person auf den Rücken geleget, einen Stab die Quere in den Mund geleget und mehrmals etzliche Kannen Mistpfütze eingeflößet. Wenn solche zurück ihnen wieder aus dem Munde angefangen, so ist einer mit gleichen Füßen ihm auf die Brust gesprungen, durch welche Marter die Henkerbuben die Vorräthe finden wollten. Aber leider, Gott dir sei es geklagt, die meisten Personen starben elendiglich." — — Acht Tage lang dauerten die Durchzüge. In den Straßen lagen haufenweise die Todten und Sterbenden. Alles Leben war in Belzig erloschen. So zündete man auch die Vorstädte an, bis endlich ein neuer Haufe Mordbrenner die Stadt zugleich an allen Ecken den Flammen übergab. In wenigen Stunden lag fast die ganze Stadt, die schöne Pfarrkirche, das Rathhaus, Hospital, Schulen und Scheunen in Asche. Einige Wochen später ging auch der Stolz Belzigs, die prächtige Burg Eisenhart, in den Flammen auf, und der erhalten gebliebene Wartthurm sah traurig auf ein Aschenfeld im Thale nieder, auf dem nichts als ein paar elende Hütten in der einstigen Vorstadt davon zeugten, daß einst hier eine blühende Stadt gestanden hatte.

Jahre sollten vergehen, ehe sich wieder eine kleine Gemeinde von neun Bürgern gebildet hatte, um dann droben in der wie durch ein Wunder unversehrt gebliebenen St. Briccius-kapelle ihren ersten Dankgottesdienst abzuhalten.

Während des dreißigjährigen Krieges war inmitten aller entsetzlichen Gräuel eine grenzenlose Zuchtlosigkeit eingerissen,

welche noch lange während der nachfolgenden Jahre in deutſchen Landen herrſchen ſollte. „Laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt," lautete die Parole allgemein. In manchen Kirchen ward voll Uebermuth oder wohl auch in Ermangelung anderer vorhandener Räume Bier gebraut; ja, der Superintendent von Zahna beſchwert ſich einmal ernſthaft: „Hunde laufen in der Kirche zu Haufen herum, ohne daß Jemand ſie hinaustreibe." Und ein anderes Mal donnert er draſtiſch genug, daß die Leute ſich in den Branntweinhäuſern herumtrieben, ebenſo habe der Rath die eingezogenen Strafgelder nichtswürdiger Weiſe „verſoffen". Dazwiſchen gab es immer noch Hexenprozeſſe, trotz aller Reformation und Aufklärung, und der Cantor von Belzig, welcher einmal eine Hexe zum Schaffot begleitete, erhielt für dieſe ſchauerliche Galanterie die enorme Summe von ſechszig Thalern, während der arme Nachrichter nur elf Thaler liquidiren durfte. Aberwitz, Verſumpftheit und Elend überall. Die Schreckensjahre des dreißigjährigen Krieges haben wenig Dichter gefunden, welche in gleich packender und erſchütternder Weiſe dieſe unſelige Zeit ſchilderten, als wie es 1637 Rudolph Waſſerhuen zu Anklam unternahm.

Charakteriſtiſch genug beginnt einer ſeiner zahlreichen Klagegeſänge:

„Wringet, Menſchen, ewre Hände,
Reibet ewre Augen ſehr,
Ob dem ewrigen Elende
Klaget immer mehr und mehr,
Vnd laßt vnbeſchwichtig ſein
Ewre kleine Kinderlein.
Mars vnd mors thun ſich zuſammen,
Kochen vns ein ſawr Gericht.
Ceres vnſres Lebens Amme
Karget ſehr vnd nähret nicht:
Ob wol in der Welt ein Mann
Solche Noth gedenken kann?

Man thut wunderbarlich hausen,
Raubet was er finden kann,
Städt vnd alle Land bemausen,
Vnd zündet die Dörffer an,
Daß das gantze Feld steht kahl;
Wüster Wind wohnt überall.
Auf den Gassen in den Thoren
Liegen Todte: hin und her
Exuliren die Pastoren,
Nicht ohn sonder groß Beschwer,
Vnd beschliessen ihre Zeit
In so grossem Herzeleid."

Das Schicksal Belzig's erregte allgemeine Theilnahme. Eine im Kurfürstenthum Sachsen angestellte Kollekte ergab die halbwegs nöthige Summe, um die „aedificia publica" wieder aufzubauen, und bald konnte sich die treue Bürgerschaft auch wieder den luxuriösen Genuß eines festangestellten Stadtpfeifers vergönnen.

Allmählich erstand dann aus dem Aschenhaufen heraus die Stadtkirche, das Rathhaus, erhoben sich auf's Neue Schulen und Pfarrhäuser, sowie das Hospital zum heiligen Geiste. Endlich erfuhr auch Burg Eisenhart unter der Regierung des prachtliebenden Herzog Ernst III. 1685 eine theilweise, moderne und ausgezeichnete Renovation.

Zu wiederholten Malen ward nun wieder droben das Hoflager aufgeschlagen, nachdem man dem Justizamtmann Wörger eine Amtswohnung eingeräumt hatte. Auch Peter der Große, nachdem derselbe in Torgau der Hochzeit seines Sohnes Alexei beigewohnt, in Wittenberg darauf das Lutherzimmer besichtigt hatte, wo noch heute sein Name über der Thüreinfassung zu sehen ist, kam über Belzig, um in Eisenhart zu übernachten. Dies war 1712. Wenn in dem später ausbrechenden siebenjährigen Kriege auch jene Gräuelthaten, wie sie Belzig in der Schwedenzeit erduldet hatte, nicht wiederkehrten, so brachten die Durchmärsche der Franzosen und Preußen doch

viel Kummer und legten den Einwohnern erdrückende Laste[illegible] auf. Nicht allein, daß man ungeheure Summen fort und for[illegible] erpreßte, auch die Felder wurden verwüstet, der prächtige Wild[illegible] beſtand der Brandtshaide total ausgerottet, und außergewöhnli[illegible] grimmige Kälte, ſowie auftretende Viehſeuchen thaten das Uebri[illegible] noch, die Verzweiflung der Einwohner zu ſteigern. „Ah, vo[illegible] n'avez pas d'idée, combien un peuple peut souffrir[illegible]!“ Ein damals geflügeltes Wort des raubluſtigen Darus, welc[illegible] ſich immer wieder bewährt hat. Auch Burg Eiſenhart litt viel Schaden während dieſer kriegeriſchen Epoche. Nur langſam vermochte ſich Belzig wieder von den harten Schlägen zu erholen.

Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts war es auch, daß in dem Städtchen zwei Männer das Licht der Welt erblicken ſollten, deren Erinnerung eine dankbare Nachwelt treu bewahren wird. Am 12. Januar 1769 ward hier dem Amtsvorſteher Eberhard ein Söhnlein geboren, welches in der Taufe die Namen „Chriſtian Auguſt Gottlob“ empfing und ſpäterhin hauptſächlich durch ſein ſinniges und gemüthvolles Idyll „Hannchen und die Küchlein“ den Beifall einer empfindſamen Mitwelt erntete.

Am 31. Januar 1798 aber erblickte Carl Gottlieb Reißiger hier das Licht der Welt, deſſen Opern noch unvergeſſen ſind, und deſſen Lieder lange fortleben werden, mit ihrem muſikaliſchen Wohllaut den Beifall dankbarer Herzen wachrufend.

Die Jahre deutſcher Schmach brachen herein. Der Kurfürſt von Sachſen, nationale Ehre und Stolz vergeſſend, hatte ſich Napoleon angeſchloſſen, um als Lohn die langerſehnte Königskrone in Empfang zu nehmen. An den Grenzen Sachſens, ſomit auch bei Belzig, wurden nun Tafeln mit der Aufſchrift: „Territoire de Saxe, pays neutre“ aufgerichtet, was

jedoch den korsischen Fuchs nicht hinderte, dem unbesonnenen Lande eine Contribution von 7,053,358 Thalern aufzuerlegen. Russen hausten acht Tage lang in Belzig; auf dem Eisenhart aber ward das Hauptquartier des Generals von Wittgenstein aufgeschlagen. Doch die Erlösung war nicht mehr fern. Die Schlacht bei Großbeeren ward geschlagen, und am 27. August 1813 fand das glänzende Treffen auf dem nahen Hagelberge statt. Und endlich läuteten die Glocken durch das aufathmende Land: Friede, Friede! —

Belzig, sowie der gesammte Kreis Wittenberg, fiel Preußen zu. Und wie die Stadt einstens für Sachsens Ehre stritt und litt, so haben ihre Bürger seitdem bewiesen, mit welch' unerschütterlicher Treue und Hingabe sie jederzeit für das Haus Hohenzollern einstehen. Ein reichbewegtes Leben ist über diese Fluren dahingezogen, mehr Leid wie Lust, mehr Trübsal, als Freude bringend. Doch unbeugsamer Muth und die treueste Anhänglichkeit zur heimathlichen Scholle haben immer wieder mit nicht erlahmender Kraft versucht, die Wunden, welche ein rauhes Geschick schlug, zu lindern und zu heilen. Und diese Hoffnung sollte nicht unerfüllt bleiben!

Wie oft auch wilde Feindesschaaren diese Fluren zertraten und verwüsteten, heute wiegt sich die Lerche jubilirend über weiten, wogenden Saatfeldern und streut ihre hellen Lieder schmetternd in die blaue Luft. Thore und Mauern sind gefallen, doch rühriger Fleiß und tüchtiges Streben, ein freier, wackerer Bürgersinn halten scharfe Wacht, daß Zufriedenheit und Wohlstand nicht mehr von dannen weiche. Möge er immer blühen!

Jahrhunderte kamen und gingen, und ein Geschlecht löste das andere im ruhelosen Wechsel ab. Nur droben der sagenumrauschte Eisenhart überdauerte alles. Einsam und allein ragt er gewaltig empor, ein ernstes Denkmal seinen Anwoh-

nern an jene Zeit, die wir so oft, undankbar gegen die eigene, als „die gute alte Zeit“ loben und preisen, und welche doch so überreich an Thränen und Elend war. Unbeweglich und sinnend lauscht der verwetterte alte Recke hinab in das frohjauchzende Thal, in den grünenden, blühenden Schloßgarten zu seinen Füßen, aus dem es heute heraufweht wie Blüthenduft und Nachtigallenschlag, wie ein Gruß innigster Frühlingsfreude.

Das Treffen bei Hagelberg.

Eine Stunde westlich von Belzig liegt das Dorf Hagelberg, auf dem gleichnamigen Höhepunkte des Fläming, dessen hier zusammenlaufende Hügelketten, wie schon früher bemerkt, sich zu dem überhaupt höchsten Punkt der Mark Brandenburg erheben.

Von dem ehemaligen Wiesenburger Thore Belzig's aus verfolgt man anfangs die freundliche Landstraße, welche, zu beiden Seiten von den ansteigenden, vielfach beackerten Hügellehnen eingefaßt, sich durch blühende Felder hinzieht, bis ein Kiefern-gehölz zur Rechten nach Hagelberg aufwärts abzweigt. In der Tiefe bleibt das Vorwerk Grützdorf liegen. Bald aber beginnen die Kiefern sich wieder zu lichten, noch eine freie, sonnige Bergeshalde, und ein hügeliges, überaus reizendes Birkenwäldchen empfängt uns mit leisem Rauschen. Rückwärts gewendet liegt, von den Vorbergen bereits halb verborgen dem Blicke, die nicht lange verlassene Stadt, aber Burg Eisenhart ragt um so malerischer jetzt auf dem vorspringenden Hügel hoch in die durchsichtige, flimmernde Luft, von den niederhängenden Zweigen der Birken des Vordergrundes wie von einem lichtgrünen, zarten Rahmen umflossen.

Es war bereits Spätnachmittag, als wir da oben standen. Eine geheimnißvolle Stille herrschte in dem grünen Waldrevier. Nur die Birken flüsterten verstohlen unter einander, und von dem linden Hauch des Windes bewegt, zitterte das Gras zu unseren Füßen, über welchem kleine, blaue Schmetterlinge flatterten, Grüße bringend, sich von Blume zu Blume wiegend. Sonst alles still wie im Traum. Und dieselbe wohlthuende Ruhe empfing uns, als wir bald darauf durch die Dorfstraße von Hagelberg schritten. Das junge Volk schien wohl hinab nach dem Nachbardorfe Klein-Glien gewandert zu sein, um dort die Freuden des Sonntags voller und lauter genießen zu können, als droben in dem ärmlichen, einsamen Neste. Da, wo die Straße sich zu einem Platze weitete, lagen ein paar Kinder lang hingestreckt im Schatten frisch belaubter Kastanien und ergötzten sich mit beneidenswerthem frohen Lachen an den grotesken Evolutionen, welche ein kleiner, halbnackter Pausback in dem Dorfpfuhl mit ergötzlicher Unbefangenheit ausführte.

Aus dem Kruge schallte weder Lärm noch Leben. Ein runzliges, graues Mütterchen hockte an der Thürschwelle und flickte kümmerlich an ihrem zerlumpten, sich herzlich nach Vergessenheit sehnenden Alltagskittel. Als wir vorübergingen, hob sie die müden Augenlieder langsam und nickte uns einen stummen Gruß zu. Dieses Wirthsschild, sowie der Anblick der ängstlich geschlossenen, trüben Fensterscheiben, an denen die Stubenfliegen verschlafen klebten, war nicht geeignet, uns zu erquickender Rast einzuladen.

Um so entzückender aber das Panorama, welches sich bald zu unseren Füßen entrollte. Noch eine Biegung des Weges, an dem mit Feldsteinen eingefaßten, stillen Gottesacker vorüber, und vor uns erhob sich neben einer isolirten Windmühle eine luftige, hohe Aussichtswarte, deren schwankende Leiter wir denn auch bald im Sturm genommen hatten. Wir standen auf dem Hagelberg, und weit vor uns ausgebreitet lag die so viel

geschmähte und stiefmütterlich hintenangesetzte „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches". Einfach aber groß ist die Aussicht von hier und entbehrt vor allem nicht des freundlichen Vordergrundes, welcher allmählich aus der bunten Farbenfülle in das weite Grün und Blau der Ferne übergeht. Weit schweift der Blick über die machtgebietende Brandtshaide mit ihrem wechselnden Grün saftiger Laubhölzer und schwermüthiger Nadelwaldungen; fort über das kahle, freie Hochplateau des Fläming, über welches die mit Pappeln eingesäumte, alte Heerstraße nach Wittenberg sich weltverlassen zieht. Belzig und Burg Eisenhart ragen prächtig aus dem Thale herauf, und über die blauen Hügelwellen, jenseits des in leisen Duft gehüllten Thales der Plane, grüßen in der Ferne die spitzen, hohen Thürme der ehrwürdigen Kurstadt Brandenburg.

Der Himmel hatte sich inzwischen hie und da mit drohenden Wolken umzogen, doch die Sonne kämpfte sich immer wieder siegreich durch, Thal und Hügel wie in einen schimmernden Goldglanz tauchend. Und wenn der Blick sich satt an der Ferne getrunken hatte, kehrte er gern wieder zurück zu dem, was da so still und friedlich vor uns lag. Die Ruhe eines Feiertages überall! Drüben der vergessene und verlassene Gottesacker, in dessen blühenden Hecken die Vögel sangen, und die Sonnenstrahlen wie fröhliche Kinder um die halbversunkenen Grashügel spielten; neben uns die graue, schlichte Windmühle. Auch ihre Räder feierten und ruhten sich aus von den Mühen des Werkeltages. Gedachte sie sinnend vielleicht heute wieder jener gewaltigen, großen Stunde, in welcher deutsche Kraft fränkischen Uebermuth hier züchtigte, und der heimathliche Boden schrittweise fremden Eroberern abgerungen wurde? Auch über jener Abendstunde des 27. August 1813 lag der Purpurglanz der durch das Gewölk noch einmal grüßenden Sonne, wie heute, aber sie beleuchtete nur ein mit Todten und Röchelnden haufenweise bedecktes Schlachtfeld, auf dem der Würgeengel furchtbare Ernte gehalten hatte.

Die Mühle auf dem Hagelberge, um welche damals der heiße Kampf bis zum Anbruch der Nacht tobte, ist seitdem historisch geworden. Das „Treffen bei Hagelberg“ aber fügte ein neues Blatt zu dem Ehrenkranze unserer märkischen Landwehr.

Bisher auf das Verächtlichste von Napoleon beurtheilt, hatte sie bereits bei Großbeeren und Dennewitz durch leuchtende Großthaten den höhnenden Korsen verstummen gemacht; die grausige Waffenthat hier oben zerstörte noch mehr den Glauben an die Unüberwindlichkeit welscher Größe, welcher bisher seinen Adlern triumphirend vorangeschwebt war. Immer näher rückte die Stunde der Befreiung für das deutsche Volk heran.

Während Bülow und Tauentzien das französische Korps, welches unter Oudinot gegen Berlin marschirte, durch die Niederlage bei Großbeeren am weiteren Vordringen verhindert hatten, war indessen General Girard am 21. August mit einem Korps von ungefähr 9000 Mann, aus Franzosen, Thüringern, Westfalen und Illyriern zusammengesetzt, von Magdeburg aufgebrochen, um dem bedrängten Oudinot zu Hilfe zu eilen. Graden Wegs zog er auf Belzig los, um von hier weiter in Eilmärschen Berlin zu erreichen. In der Nähe von Brandenburg hatte inzwischen General von Hirschfeld nach der Schlacht von Großbeeren auf Befehl des Kronprinzen von Schweden seine Division concentrirt und zwar gegen 12,000 Mann Infanterie, 1150 Mann Kavallerie und 260 Mann Artillerie. Den Hauptheil bildete die kurmärkische Landwehr. Indessen hatte sich General Girard wieder nach Brück gewandt, immer in der Hoffnung, endlich gewisse Nachrichten über die Stellung Oudinot's zu erfahren. Die inzwischen ausgegebene Ordre, die Franzosen bei Ziesar anzugreifen oder bis Magdeburg zurückzudrängen, konnte wegen zu späten Eintreffens nicht mehr befolgt werden. Die am rechten Ufer der Plane stehenden Truppen des Generals Putlitz vereinigten sich deshalb am Abend des 26. August mit dem andern Truppentheil, um am Morgen des folgenden Tages sich zu ordnen

und in nordwestlicher Richtung von Görzke, mit der Front gegen das noch $2^1/_2$ Meilen entfernte Belzig, Stellung zu nehmen. Die vereinten Truppen unter General von Hirschfeld bestanden jetzt aus 18 Bataillonen, 12 Eskadrons, 1 Kosackenregiment und 11 Geschützen. Girard hatte inzwischen alle Fühlung mit den Preußen verloren; ebenso fehlten ihm noch immer bestimmte Nachrichten über Oudinot's Aufenthalt. Als jedoch ein sächsischer Flüchtling im Lager eintraf, welcher die Niederlage bei Großbeeren verkündete, gab Girard sofort Befehl, denselben Abend, am 26. August, in Belzig einzurücken. Von der Nähe des Feindes besaß er keine Ahnung. Am andern Morgen aber, als sich General Tschernitschew vor der Front zeigte, ließ er seine Artillerie, deren Geschütze auf den Höhen bei Belzig aufgefahren waren, mit Kugeln auf die wieder fliehenden Kosacken feuern. Inzwischen hatte der gesammte Truppentheil unter Hirschfeld sich in zwei Kolonnen getheilt und im raschen doch vorsichtigen Marsch bis zu dem Dorfe Blenken vorwärts bewegt.

Die letzten Tage war starker Regen gefallen, und auch an diesem Morgen noch goß es in Strömen. Die Schlüpfrigkeit des Bodens erschwerte ungemein ein rasches Vorwärtsdringen, außerdem lagerte dichter Nebel über den Höhen des Hagelberges. Kaum angekommen, ritt General von Hirschfeld in Begleitung des Majors von Kleist, des Rittmeisters von Erxleben und ungefähr 20 Mann Bedeckung still bis zu dem vor ihnen liegenden Vorwerk Steindorf, wo sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung ganz in der Nähe des Dorfes Lübnitz das feindliche Bivouak erblickten. Der östlich daran grenzende Steindorfer Wald war nach der Versicherung einiger Bauern gänzlich unbesetzt und sicher. Rasch entschloß man sich daher, unter Führung des Försters Zschinschky aus Steindorf den Feind sofort durch den Wald von Norden her anzugreifen. Im Galopp ging es nach Blenken zurück. In der Schulstube daselbst ward in kurzen Zügen die Disposition entworfen und unter der Mühle des Dorfes den

Stabsoffizieren vorgelesen. Unter anderem hieß es darin: „Es wird in der größten und möglichsten Ruhe und Stille der Marsch fortgesetzt, und alles Maddern an die Gewehre wird bei sechs Wochen strengem Arrest verboten, damit kein Gewehr losgehe." — Und weiter: „Die Attaquen müssen sich nicht mit Schießen abgeben, sondern das Gewehr fällen und mit dem Bajonett entscheiden, wie unsere braven Kameraden bei Großbeeren."

Am Mittag brach die Division auf und erreichte gegen zwei Uhr nach einem höchst vorsichtigen Marsche durch den Wald das freie Feld nordöstlich von Lübnitz. Da die Mannschaften jedoch gezwungen waren, einzeln aus dem Walde herauszutreten, um sich dann erst zu ordnen, erregte ihr Erscheinen auf der feindlichen Seite, ehe es noch zum Angriff kam, bereits Unruhe und gespannte Aufmerksamkeit. Ein jetzt erfolgender Kavallerie-Angriff unter Führung des Oberst von Bismarck wurde mit einem starken Feuer, doch nur mit geringen Verlusten, bald zurückgewiesen. Major von Langen, welcher mit einer Avantgarde nach Lübnitz jetzt vordringen wollte, gab diesen Plan auf, als er plötzlich französische Truppen über den Hagelberg ziehen sah, und beschloß deshalb die Kuppe des Hüttenberges, nahe dem Hagelberge, zu besetzen. Während dieser Zeit hatte sich das Gros der Division unter Führung des Oberst Boguslawski aus dem Walde gänzlich entwickelt und stürmte, an der Spitze das fast nur aus Berlinern zusammengesetzte Bataillon Bornstädt, nach dem Hagelberge vorwärts. Aus dem Lübnitzer Birkenwäldchen schließt sich von rechts her der Oberstlieutenant von Reuß mit seinem Seiten-Detachement an, und so bewegt sich die gesammte Truppenmasse eiligst fort. Klein-Glien, unterhalb Hagelberg, wird sofort mit zwei Bataillonen belegt, zwei andere besetzen das Dorf Hagelberg selbst sowie den Windmühlenberg, und die Hauptmasse steht um vier Uhr dicht vor dem Triftberge. Aber noch sollte die Entscheidung des Tages im Zweifel bleiben.

General Putlitz, welcher von Lübnitz aus mit fünf Bataillonen

nach Belzig zu vorgegangen war, drang kaum mit dreien durch den Belziger Busch, als er auch plötzlich und unvermuthet unter heftigem Feuer angegriffen wurde, so daß das Pferd des Generals scheute, stürzte und er selbst das Schlüsselbein brach.

Ebenso eröffneten die französischen Geschütze vom Triftberge herab auf die muthig andringenden Bataillone eine starke Kanonade, so daß der Sturmangriff in's Stocken gerieth, die Soldaten zu weichen begannen, und mehrere Offiziere fielen. Dem leitenden französischen Befehlshaber, General Girard, entgeht die augenblickliche Stockung nicht. Eilig weist er den Major von Langen zurück, welcher von Klein-Glien aus versucht, den Weinberg zu erklimmen; dann rückt er gegen das noch immer im Kreuzfeuer muthig ausharrende Bataillon Bornstädt vor. Jetzt erst mußte dasselbe der feindlichen Uebermacht weichen und mit seiner Flucht reißt es auch die andern jäh mit fort. Klein-Glien, Hagelberg, sowie der Windmühlenberg waren wieder in den Händen der Feinde. Als ein eminenter Vortheil war es jedoch zu bezeichnen, daß Oberstlieutenant von der Marwitz um $5^3/_4$ Uhr mit drei Reserve-Bataillonen und zwei Geschützen den Spitzberg erreicht, besetzt hält und von hier aus nun eine Kanonade auf den Feind eröffnen kann. Dieser Handstreich giebt den Fliehenden neuen Muth, ihre Flucht wird gehemmt und der Feind zugleich an der Verfolgung behindert. Der Spitzberg bildet jetzt den Mittelpunkt; der rechte Flügel steht im Lübnitzer Birkenwäldchen, während der linke des verunglückten Generals Putlitz, jetzt unter Befehl des Majors von Borstell, sich bis zu dem Belziger Busch hinzieht. Einige verwegene Schützen dringen vom Spitzberge durch den Grund nach dem Vorwerk Grützdorf, von wo sie heimlich und unbemerkt den Kiehnberg erstiegen, um nun in das mit Franzosen angefüllte Dorf Hagelberg zu schießen. Major von Borstell sendet den Tapferen Unterstützung, worauf sie jetzt mit lautem Hurrah in die Dorfstraße einrücken. Aber zwei Kartätschen richten ein ent-

ſetzliches Blutbad unter ihnen an, ſo daß der Reſt in voller Flucht wieder hinab in den Belziger Buſch flieht, um ſich daſelbſt zu ſammeln. Und nun rücken franzöſiſche Bataillone nach, um die Preußen auf das freie Feld zu treiben, wo ſie unfehlbar einem ihnen auflauernden Huſaren-Regiment in die Hände gefallen wären.

Da ziehen plötzlich Koſacken über die Belziger Höhen. Es iſt Tſchernitſchew. Die Hülfe naht. Zwei Regimenter ſendet der Ruſſe in den Schmerwitzer Thiergarten, eins bleibt auf der Belziger Straße ſtehen, während noch zwei ſich zwiſchen Grützdorf und dem Petersberge in einer Thalſenkung aufſtellen. Kaum Poſten gefaßt, erblicken ſie das franzöſiſche Huſaren-Regiment, ſtürmen darauf ein, reiten es auseinander und nehmen den größten Theil gefangen. Die preußiſche Infanterie ordnet ſich ſchnell, nimmt auf dem Abhange des Petersberges Stellung und empfängt ſo den jetzt erfolgenden Angriff zweier heraufklimmenden franzöſiſchen Regimenter. Doch an der Spitze von dreihundert Tirailleurs ſtürmt Lieutenant Horgaß mit dem Rufe: „Die Gewehre weg!“ hinab in das Thal, dem verdutzten Feinde prall entgegen. In demſelben Momente jagen auch noch hundert Koſacken um den Berg herum, im Nu ſind die Franzoſen überrumpelt, entwaffnet und dreiunddreißig Offiziere, ſowie 1353 Mann gefangen, welche ſofort nach Belzig transportirt werden. Das Gelingen dieſes Wagſtückes gab den Ausſchlag. Denn kaum hatte Oberſtlieutenant von der Marwitz von der Höhe des Spitzberges das allgemeine Zurückweichen der franzöſiſchen Truppen bemerkt, als er nun auch den Geſammtangriff befahl. Major Grolmann drang auf dem rechten Flügel an der Spitze der Berliner vor, nahm eine feuernde Batterie, und mit noch einigen anderen Bataillonen rückt er jetzt von Weſten her in das Dorf Hagelberg ein. Ein verzweifelter Kampf entſpann ſich nun auf allen Punkten. Das entſetzlichſte Gemetzel aber fand droben am Windmühlenberge ſtatt, wo ein franzöſiſches Bataillon, mit dem Rücken an eine

Mauer gelehnt, sich bis auf den letzten Mann mit Todesverachtung wehrte. Die Preußen drangen mit gefälltem Bajonett vor und geriethen endlich in das wüthendste Handgemenge mit den Franzosen. Es schien, als sollte heute aller Haß und alle erlittene Schmach hier getilgt werden. Die kurmärkische Landwehr räumte furchtbar auf. Der Ingrimm war unbeschreiblich.

„Man hörte keinen Schuß, keinen Lärm und kein Geschrei, nur das Knarren der Kolbenschläge, das Stöhnen und Röcheln der Todesopfer; still, aber um so ingrimmiger ging die Blutarbeit vor sich, bis das Quarré, einer Pyramide gleich, an der steinernen Mauer, wo es sich aufgestellt hatte, aufgethürmt lag.“ — Ueber dieses grauenhafte Leichenfeld rückte die Landwehr jetzt in das Dorf. Ohne Pardon wurde Alles an den Zäunen, in den Gehöften und Gärten niedergehauen. Von der anderen Seite waren indessen noch dreizehn Bataillone eingedrungen, um nun auch die Letzten aus den Schlupfwinkeln zu ziehen und niederzumachen. Die Hauptblutarbeit aber war bereits gethan. Bald nach sechs Uhr war der vollständige Sieg entschieden. Ein kleine Schaar von ungefähr fünfzig Landwehrmännern kam ganz still und ernst, die blutigen Gewehrkolben über die Schultern gelegt, von der blutgetränkten Wahlstatt zurück. Der Adjutant des Bataillons Zschüschen, Lieutenant Kuriol, hielt die Leute verwundert an.

„Wohin wollt Ihr?“ frug er.

„„Feierabend machen!““ klang es kurz zurück, „„es giebt hier nichts mehr todtzuschlagen.““ — —

Nachdem man den jählings fliehenden Feind, welcher sich in regelloser Flucht nach Wiesenburg hingezogen, noch eine Stunde verfolgt hatte, sammelten sich die einzelnen Abtheilungen am Windmühlenberge, um dort erschöpft und dumpf sich zur Ruhe niederzulassen.

Nur die behenden Kosacken schwärmten immer wieder aus,

die Fliehenden zu beunruhigen und ſie ſchließlich noch einmal in Wieſenburg zu überfallen.

Der ſcheidende Sonnenball beleuchtete ſchmerzvoll ein wildes, grauſiges Leichenfeld. Oft wohl fuhren die Helden während der Nacht im Schlafe empor und griffen nach den Gewehren in der Meinung, es gelte einen Angriff. Wieder Andere ſahen dunkle Geſtalten geiſterhaft über den Wahlplatz huſchen, ſtöhnend und traurig herüberblickend, ſo daß die Erſchreckten ſich die Augen bedeckten. Am anderen Morgen wurden ſämmtliche Todten in große Gruben zwiſchen Hagelberg und Lübnitz eingeſcharrt. Allmählich kehrten auch die angſtvoll geflüchteten Dorfbewohner mit ihrer kärglichen Habe aus dem Verſteck in den Wäldern zurück, wohin ſie hauptſächlich die Furcht vor den plündernden Koſacken getrieben hatte.

Die Franzoſen hatten an die Preußen 7 Geſchütze, 20 Munitionswagen, ſowie 2000 Gefangene verloren, außerdem erbeuteten die Koſacken noch 1 Geſchütz und nahmen gegen 1200 Gefangene feſt. Gegen 4000 erſchlagene Feinde bedeckten das Feld; General Girard ſelbſt war verwundet. Ueber 6000 Gewehre ließ am Tage nach der Schlacht General Hirſchfeld aufleſen. Der Reſt von 3500 Mann rettete ſich kläglich über Wieſenburg nach Magdeburg. Trotz des ingrimmigen Handgemenges betrug der Verluſt der Preußen an Todten und Verwundeten noch nicht 1800 Mann. Das war das Treffen bei Hagelberg. Ein furchtbarer Tag, deſſen düſtere Tragik uns mit Grauſen und Bewunderung zugleich erfüllt; ein Ruhmesblatt mehr in der Geſchichte der Erhebung unſeres Volkes.

Die Erinnerung jenes gewaltigen Tages lebt hier noch heute unvermindert fort, und alljährlich feiern Groß und Klein die Bedeutung des herrlichen Sieges, welcher hier oben über den Erbfeind errungen wurde. Auch ſeinen Dichter ſollte dieſer hohe Tag finden. Kräftig, ſchwungvoll und reich an jenem glücklichen Humor, welcher am ſicherſten das Innerſte der Volksſeele zum

Wiedertönen bringt, singt der treffliche Niemegker Dichter, Christian Niemeyer, in seinem Liede von dem Hagelberge:

„Hurrah, hurrah, nun die Klippen hinauf!
Hurrah, durch die Kugeln und Blitze!
Die Führer, die herrlichen Helden, vorauf,
Hinauf zu des Hügels Spitze!
Hinauf, wo die wälsche Bande steckt!
Hinauf, und die Brut zu Boden gestreckt!"

„Nun sind sie schon oben! nun sind sie hinan,
Die Franzosen drücken zusammen
Und stehn und schießen und wollen nicht d'ran,
Die eisernen Schlünde flammen.
„„Was Stehen und Schießen? Die Kolben gebraucht,
Frisch drunter geschlagen, daß es raucht!""

Und als nun das Blutbad vollzogen und die windigen, übermüthigen Kosacken im tollen Galopp wie Sturmeswind den Fliehenden nachsetzen, da jauchzt er im hellen Siegesjubel auf:

„Gen Magdeburg läuft da, was laufen kann,
Held Girard, der läuft am besten,
Ein winziges Häuflein nur kommt dort an
Von allen den garstigen Gästen.
O Hagelberg, du berühmter Ort,
Viel Schläge hat es gehagelt dort."

Den Bewohnern des Belziger Landes sollte bald wieder die Siegesfreude vergällt werden. War es ja doch kursächsisches Territorium und deshalb französisch gesinnt. General Tschernitschew rückte denn auch vor die Thore, und drohte, die Stadt Belzig an allen vier Ecken zugleich in Brand zu stecken. Erst als eine Deputation der Bürger, an der Spitze Superintendent Seiffarth sowie ein Fräulein von Brandt-Schmerwitz, vor ihm erschien und fußfällig ihn um Gnade und Gerechtigkeit anflehte, nahm er zögernd von dem grausamen Vorhaben Abstand. Ein Jahr später, und der gesammte Kreis fiel durch den Friedens-

schluß an Preußen, ein Uebergang, welcher nicht allzu schwer empfunden wurde, da die nahen Beziehungen, welche man seit Jahrhunderten gepflegt hatte, durch die Grenzlage bedingt, alles Fremdartige und Ungewohnte ausschließen mußten.

Als der Friede endlich gesichert war, und kommende Jahre wieder Wohlstand, Ordnung und Ruhe dem schwer geprüften Lande gebracht hatten, da sollte endlich auch, was in Aller Herzen als Wunsch keimte, in Erfüllung gehen.

Droben auf dem Hagelberge ward ein Denkmal errichtet. Dem im Jahre 1864 verstorbenen Major im Regiment der Garde du Corps, Rittergutsbesitzer von Freyberg auf Sandberg bei Belzig, gebührt vor allem dieses Verdienst, den ersten Gedanken dazu angeregt zu haben, um dann, von echter Vaterlandsliebe beseelt, nach vielen Mühen und unter Opfern wie Hintenansetzung aller persönlichen Interessen die Ausführung des gefaßten Planes zu sichern.

Professor Streichenberg aus Berlin war die Aufgabe zugefallen, eine kolossale Borussia aus Sandstein herzustellen, und am 27. August 1849 fand die feierliche Enthüllung statt. Welch' ein frohbewegtes, jubelndes Leben in Belzig und den umliegenden Ortschaften! Galt es doch zugleich zum ersten Male einem preußischen Könige die Huldigungen in dem Ausdruck aufrichtigster Freude, Anhänglichkeit und Treue darzubringen. Von Potsdam über Treuenbrietzen kommend, traf Friedrich Wilhelm IV. in Begleitung des Prinzen Karl sowie des Generalfeldmarschalls Graf Wrangel in dem reich geschmückten Belzig ein und fuhr dann zum Hagelberge hinauf. Um elf Uhr begann die Feier, welche zwei Stunden währte, und zu der auch noch das herzoglich anhaltische Paar vom Rabenstein herüberkam. Als Festgesang, Rede und Umgang geendet war, begab sich der König hinab nach Klein-Glien, um dort im Hause des Landraths von Tschirschky das angebotene Festmahl einzunehmen. Sechsunddreißig Jahre

waren seit jenem Schlachttage verrauscht, aber die heutige ergreifende Feier ließ noch einmal die Erinnerung jener ernsten Stunde vor die Seele des Königs treten. Ergriffen von der Bedeutung des zurückliegenden Tages, erhob er sein Glas und feierte in zündenden und beredten Worten die alte preußische Landwehr. Gegen Abend kehrte er dann wieder nach Potsdam zurück. Friedrich Wilhelm IV. ließ in dankbarer Anerkennung dieser That zu Weihnachten 1849 dem Baron von Freyberg ein eigenhändiges Schreiben zugehen, worin er ihm seinen Dank für die schönen Stunden „bei dem herzwarmen Feste" auf dem Schlachtfelde bei Enthüllung des Denkmals aussprach.

Seit jener Stunde schaut Borussia stolz und kühn von dem Hagelberge hinab in die Thäler, ein starkes Heldenweib mit gehobenem Nacken und muthig blitzendem Auge. Bald hinter dem Dorfe leitet ein Feldweg zu dem, inmitten der Felder aufragenden Standbilde. Zwei Geschütze flankiren dasselbe, an dessen Vorderseite sich die Inschrift befindet:

Der
heldenmüthigen Landwehr
welche
am 27. August 1813
von Vaterlandsliebe begeistert
hier einen glänzenden Sieg erfocht.
Errichtet von Vaterlandsfreunden
1849.

Immer dichter sich zusammenziehende Gewitterwolken hatten längst das Bild der scheidenden Sonne verhüllt. Ueber der dunklen Wand des Waldes her kam es näher und näher gezogen, dumpf grollend und mit fahlem Wetterleuchten. Die Lerchen auf den Feldern waren verstummt; still stand das Gras, nichts regte sich. Lautlos und in banger Erwartung hielt die Natur furchtsam den Athem an. Nur Borussia stand aufrecht und

unbewegt da, das große Auge ruhig in die zürnende Ferne gerichtet, den runden Schild mit kräftigem Arm wie schützend vor sich haltend. Jetzt fielen die ersten großen Tropfen langsam nieder, ein jäher Blitzstrahl zuckt um das Haupt der königlichen Gestalt, und unter dem rollenden Donner der Himmelsgeschütze rauschte in vollen, warmen Strömen ein erquickender Regen auf das durstige Land hernieder.

Schloß Wiesenburg.

Was Potsdam uns Reichshauptstädtern seit einem Jahrhundert gilt, seitdem der königliche Philosoph Sanssouci mit seinen schlankleibigen Marmorgöttern, Terrassen und plätschernden Fontainen schuf, das bedeutet Wiesenburg für das Gebiet der Zauche und noch weit darüber hinaus. Denn nicht allein aus den naheliegenden Städten und Dörfern wallfahrten sie heran, seitdem der Schienenstrang hart an der Parkgrenze vorüberführt, sie kommen auch von Wittenberg, Cöthen, Zerbst und Dessau an jedem freundlichen Sommertage zu diesem lieblichen Erdenwinkel geeilt, um die Schönheit der Natur, die entzückende Anmuth und Heiterkeit des Parkes, die fürstliche Pracht des Schlosses mit seinen herrlichen Kunstschätzen, Fernsichten und historischen Erinnerungen zu bewundern, zu preisen und zu genießen. Wiesenburg ward das Potsdam der Zauche.

Ja, es ist keine märkische Sage, noch hämischer Leumund, — der besser und reiner empfindende Potsdamer, müde der fremdherrlichen Invasion, welche sich alltäglich lawinenartig an seinen eintönigen Häuserzeilen vorüberwälzt, durch die Schloßgärten lärmend zieht, aus seinen Lieblingssitzen ihn rauh aufscheucht und mehr und mehr rücksichtslos verdrängt, — er hat

mit stummer Nachgiebigkeit seiner Stellung enthoben, dem hastenden Fremdling die eigene Scholle längst schon überlassen, um abseits der großen Heerstraße sich hier ein stilles Plätzchen wieder zu gründen, wo er noch ungestraft und im Stillen den Traditionen einer großen Vergangenheit leben darf, die, hoch wie seine Riesengarde, selbst über die gewaltigen, wunderbaren Ereignisse des letzten Jahrzehnts in seinem Empfinden und Denken ragt.

Freilich, ganz läßt diese Untreue an der geliebten Heimathsstätte sein Gewissen nicht zum Schlummer kommen, und wenn wir dem Abtrünnigen hier unter den säuselnden Buchen und Linden des Parks zufällig begegnen, dann überzieht wohl ein eigenes Lächeln sein liebenswürdiges Antlitz, und Vergebung flehend hebt sich der Blick zu uns empor. Wer könnte ihm auch zürnen? Das Recht steht doch auf seiner Seite. —

Wohl reiht sich hier in Wiesenburg nicht ein Fürstensitz an den andern, umrauscht von den blauen Fluthen der Havel mit ihrem königlichen Schmuck stolzer Schwäne, aber dennoch ist Wiesenburg in seiner Stille und Abgeschiedenheit ein überaus anziehender und auch prächtiger Ort und gleicht noch einer, der eigenen Lieblichkeit unbewußten Schönen, deren jungfräuliche Frische und holde Befangenheit doppelten Reiz gewährt.

Wie lange noch wird es währen, und der Strom neugieriger und ozonbedürftiger Erdenbürger ergießt sich über die Höhen des Hagelberges auch in diese Wiesengründe, hinab in die romantische Brandtshaide, und jeder herranrollende Sonntagszug speit ganze Waggonladungen verliebter Pärchen, Gesang- und Skatverbrüderungen, Turner, „tagender deutscher Nachtwächter" und schwärmerischer Handelsbeflissenen aus, die mit Cymbel- und Hörnerschall die gefiederten Sänger des Parks entsetzt zum Schweigen bringen, während in der nahen Brandtshaide der lose Schalk Amor von Baum zu Baum das zarte Bändchen schlingt. Noch aber dürfen wir uns hier einer erquickenden Abgeschlossenheit erfreuen und in dem Cultus des Schönen und Guten, dem wir

auf Schritt und Tritt begegnen, das reine Empfinden Derer nachfühlen, die nicht mehr sind, die aber mit schöpferischer Hand aus dem Vollen schufen.

War drüben Belzig eine alte Slawenfeste, deren gewaltiger, steinerner Recke stolz und gebietend in das Thal hinabsah, so ragte hier in grauer Vorzeit, wie noch heute, über die Wipfel hundertjähriger Buchen und Eichen, über das Dachgewirr des sich an die Burg anschließenden Dorfes gleichen Namens der alte, feste Wartthurm des deutschen Schlosses Wiesenburg, welches, berühmt als der Sitz tapferer Ritter, im Gegensatz zu Belzig eine uneinnehmbare Wasserburg darstellte, wovon noch heute die mächtigen Untermauern, hohen Wälle, Gräben, Zugbrücke und Thore das wirksamste Zeugniß ablegen. Die Spuren jener ritterlichen Zeit vermochten die Jahrhunderte nicht zu tilgen; sowohl ein Umgang um das Schloß, der köstlich anheimelnde Burghof, als auch die glänzenden Rüst- und Jagdstück-Sammlungen im Inneren lassen jene fernliegende, glänzende und oft auch thatenreiche Epoche wieder lebhafter vor unsere Sinne treten und breiten über diesen stillen Erdenwinkel einen eigenartigen, poetischen Schimmer. Ehemals auch genoß Dorf Wiesenburg die Rechte eines Städtleins (oppidum), und noch heute sehen die Bewohner des freundlichen Ortes es nicht ungern, wenn man ihrer heimathlichen Scholle die alte, verblaßte Ehre wieder angedeihen läßt.

Der Name des ersten Burgherrn, welcher um 1213 genannt wird, lautet Gumpert von Wiesenburg. Nachdem das Lehngut durch eine lange Reihe von Besitzern gegangen war, kam es zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an die Gebrüder Heinz und Albrecht von Kracht, welche es dann um 1420 an die Brüder Jan und Thilo von Brandt, Söhne des kurfürstlich sächsischen Raths bei Rudolph II., Henning von Brandt, des Ahnherrn der Wiesenburger Brandt's, verkauften. Dieses uralte, blühende und hochedle Geschlecht, Brandt von Lindau auch geheißen, sollte

fortan durch Jahrhunderte mit fürstlichem Glanze und starker Macht hier herrschen. Nicht allein der unermeßliche Reichthum, bestehend in zahllosen Dörfern, sowie in weitausgedehnten Forsten, welche, ehemals einem Besitzer gehörig, den Namen Brandtshaide empfingen und noch heute führen, sondern auch die hervorragenden Leistungen einzelner Glieder dieser Familie als Staatsdiener und Krieger verliehen dem Namen mehr und mehr hellen, historischen Glanz. Thilo von Brandt's jüngerer Sohn übernahm 1456 Wiesenburg, nachdem durch die Belehnung von Habichtsberg (Hagelberg) an seinen älteren Bruder eine Seitenlinie der Familie Brandt entstand. Wiesenburg lag, wie die meisten Ortschaften ringsum, durch die Hussitenzüge total vernichtet; Thilo ließ es stattlich wiedererstehen und errichtete zugleich für seine Burgmannen, sowie die Bewohner des Ortes eine Kapelle, welche im Jahre 1480 vom Brandenburger Bischof, Arnold von Borgsdorf, feierlich eingeweiht wurde. Acht Jahre später starb er. Doch ruhmreich sollte das Geschlecht immer wieder neue Blüthen treiben. Benno Friedrich von Brandt ward in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Stammhalter aller noch lebender Brandt's von Lindau. Er hieß allgemein der reiche Brandt, indem er außer Wiesenburg nach den Erbbüchern von 1575 und 1592 noch an zweiundzwanzig Dörfer, sowie achtzehn wüste Dorfmarken besaß. Letzteres darf nicht auffallen. Die Hussiten-Ueberfälle und die Drangsale des dreißigjährigen Krieges hatten so arg in dem nur $14_{,13}$ Quadrat-Meilen großen Belziger Ländchen aufgeräumt, daß noch heute fünfundsechzig wüste Dorfmarken an jene schlimme Prüfungszeit erinnern. Nach dem Ableben Benno Friedrich's, 1625, theilten seine Erben, — er hinterließ aus zwei Ehen die immerhin erkleckliche Zahl von vierundzwanzig Kindern, — die Herrschaft in zwei Theile: Wiesenburg-Wiesenburg und Wiesenburg-Schmerwitz. Auf dem letzteren Antheil sitzt noch heute ein Brandt von Lindau, wäh-

rend in Wiesenburg 1754 der Letzte dieses Namens das Zeitliche segnete.

Von allen Wiesenburger Brandt's ragt am höchsten Christoph Friedrich Brandt von Lindau, genannt der Aeltere, der einzige Sohn des im Jahre 1483 verstorbenen Friedrich von Brandt. Der „Aeltere" besaß ein bedeutendes Ansehen am Hofe zu Wittenberg. Er war kurfürstlicher Rath unter drei großen Kurfürsten der bewegten Reformationszeit: Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen, sowie Johann Friedrich dem Großmüthigen, ein Beweis des ungetheilten Vertrauens, welches er am Hofe genoß. Außerdem nahm er den Rang eines Hofrichters ein. Johann Friedrich ernannte ihn obendrein während der Wirren des Schmalkaldischen Krieges zum General, doch war es ihm bei den herrschenden Streitigkeiten nicht möglich, neue Lorbeeren den alten hinzuzufügen. Nach der Schlacht von Mühlberg, 1547, leitete er geschickt und unerschrocken die Vertheidigung der Feste Wittenberg. Doch während er damit nur die Huld seines Fürsten verdoppelte, erregte er zugleich den bittersten Groll Kaiser Karl's V., welcher bald, empört durch den zähen Widerstand Wittenbergs, spanische Truppen nach Wiesenburg sandte, damit dieselben das Schloß und Städtchen zur Strafe plündern und den Flammen übergeben sollten. Auch dem damaligen evangelischen Pfarrer daselbst, welcher muthig dem vernichtenden Vorgehen der Marodirer entgegentrat, wurde übel mitgespielt.

Der Haß gegen die neue Lehre trat überall zu Tage. Alba, welcher sich im Gefolge Karl's V. befand, vermochte es nicht, seine Sehnsucht nach Ketzergerichten und Scheiterhaufen gänzlich zu unterdrücken, und als der Kaiser den irdischen Resten Luther's in der Schloßkirche zu Wittenberg einen Besuch abstattete, da war es der finstere, fanatische Spanier, welcher den Vorschlag machte, die Gebeine des großen Reformators öffentlich zu verbrennen. Doch groß und stolz lautete die bekannte Antwort des

Kaisers: „Ich führe nur mit Lebendigen Krieg und nicht mit Todten!"

Nach der Kapitulation von Biesteritz bestätigte der neueingesetzte Kurfürst Moritz von Sachsen den General von Brandt in allen Aemtern und Würden und belehnte ihn wieder mit sämmtlichen Gütern. Doch eines ruhigen Lebensabends sich nun zu erfreuen, war ihm nicht beschieden. Die Wiederkehr seines geliebten Fürsten sollte er nicht mehr erleben. Schon 1548, am Bartholomäustage, starb er und wurde zu Wittenberg in der Schloßkirche neben Luther beigesetzt. Sein Denkmal, welches späterhin leider zerstört wurde, trug die von Melanchthon verfaßten Worte:

„Ossa sub hoc recubant Friderici marmore Brandi,
Qui fuit ore, manu, consilioque potens."

Der letzte Brandt auf Wiesenburg hinterließ zwei Töchter, von denen die eine sich an einen Herrn von Trotta, genannt Treyden, die andere an einen Herrn von Watzdorf verheirathete. Das Lehngut Wiesenburg ging deshalb schon 1766 in zwei Theile, von denen Wiesenburg selbst bis zum Hingange des letzten Watzdorf vor einigen Jahren ununterbrochen in dieser Familie verblieb, während der andere Theil, aus Mahlsdorf und Glien bestehend, durch zwei Brüder sich auch noch theilte, so daß die einstige Herrschaft Wiesenburg sich einschließlich der Schmerwitzer Linie in vier Theile spaltete. Das Hauptgut aber blieb Wiesenburg mit Schloß und Dorf gleichen Namens, einer großen Anzahl weiterer Dörfer, Hüttenwerke, Mühlen, Vorwerke und dreiundzwanzig wüsten Dorfmarken. Auch die mächtige Brandtshaide befindet sich nicht mehr im Alleinbesitz einer Linie. Fast die Hälfte fällt heute der Herrschaft Schmerwitz zu. Nur den Glanz und poetischen Zauber, welcher um Wiesenburg weht, vermochte keine Erbtheilung noch der Wechsel der Jahrhunderte zu tilgen.

Doch nicht nur die Geschichte des ruhmreichen Geschlechts, noch die liebliche Anmuth der Parkanlagen, der romantische Reiz

der Brandtshaide ist es, welche eine mehr und mehr sich steigernde Anziehungskraft ausüben, auch die Summe dessen, was an Kunst und Geschmack in einer blendenden Fülle und Gediegenheit, sowie in Sinnigkeit der Anordnung in den hohen, weiten, fürstlichen Räumen des Schlosses angesammelt ward, macht den Besuch dieser Stätte zu einem reichen, lange noch nachwährenden Genusse.

Von Hagelberg kommend, durchschreitet man den stillen, schattigen Schmerwitzer Thiergarten, an dessen Ausgange die Wohnung des Försters, ein freundliches Schlößchen mit hohem Thurm, liegt. Noch eine kurze Strecke, und wir stehen vor Schmerwitz selbst.

Hier herrscht noch der letzte Zweig der Brandt von Lindau. Das alte, barocke Schloß bildet heute nur noch den umfangreichen Mittelbau; eine neue Generation ließ auch ein prächtiges, neues Heim erstehen, welches sich rechtwinklich als Flügel dem Stammschlosse anfügt, während gegenüber der linke gleich lange Flügel Wirthschaftsräume und, originell genug, in seinem äußersten Ende zugleich die Kirche umfaßt, durch den Thurm über dem langgestreckten Seitengebäude gekennzeichnet. An diesen Kirchflügel anstoßend, eröffnet sich thalwärts ein von zahllosen Singvögeln durchhuschter, lauschiger, großer Park, welcher allmählich in einen von silbergrauen, ehrwürdigen Buchen bestandenen Hain übergeht.

Kurz vor Wiesenburg betreten wir noch einmal das freie Feld. Der Boden hebt sich vor uns, so daß Erde und Himmel sich am Ausgang des Waldes zu berühren scheinen. Aber schon lugt die Spitze eines hohen Wartthurms über den Höhenrand, noch eine letzte Biegung, und vor uns ruht Wiesenburg. Inmitten der sich zusammendrängenden rothen Dächer und hochwipfligen Buchen und Linden baut es sich mit Mauern und Zinnen auf; ein stolzer Luginsland beherrscht wie ein Fürst das Gebiet; schlank greift dort der neue Kirchthurm in die blaue, leuchtende

Luft, und drüben lagert ſich, ſoweit das Auge blicken kann, die grünſchimmernde Brandtshaide. Ein reges Leben tummelt ſich heute im Dorfe. Vor dem freundlichen und höchſt einladenden Gaſthofe lärmen die Spatzen um die vollen Futterkrippen; Wagen kommen und gehen: da wird ausgeſpannt, abgeſchirrt, Begrüßungen werden ausgetauſcht, und Hausknecht und Mägde haben alle Hände voll zu thun, um den zahlloſen Wünſchen ſchweißtriefend Rechnung zu tragen. Zwiſchen den gaffenden Dorfſchönen pendeln unſere lieben, närriſchen Stadtdämchen auf und nieder, die zarten Geſichter ängſtlich unter den buntgeſtickten, exotiſchen Sonnenſchirmen bergend, Unnatur vom Scheitel bis zur Sohle. Von dem Garten her tönt die ehrliche Arbeit kräftiger Dorfmuſikanten zwiſchen all' dies Lärmen, Peitſchenknallen, Gänſegeſchnatter, Pferdewiehern, Gläſerklappern, in all' dies Lachen und Lieben voll Sonnenſchein, Schminke und Uebermuth.

Von dem Gaſthofe aus zweigt eine Seitengaſſe zum Schloſſe hinüber. Eigenthümlich überraſcht es, daß entgegen dem ſonſt bei Burgbefeſtigungen beobachteten Prinzip hier ſämmtliche Wirthſchaftsgebäude außerhalb der ſtarken Umwallung liegen. Dieſe Ausgeſchloſſenheit erhöht jedoch um ſo mehr das Bild ritterlichen Glanzes, der über dem ganzen Burgraum weilt. Nun ſtehen wir vor der Zugbrücke, an deren Seiten aus dem Graben herauf Blumendolden nicken und Epheugerank ſich liebend emporſchlingt. Ein architektoniſch reich gegliedertes Thor öffnet ſich, und über ihm grüßt einladend und freundlich der Spruch: „Gaſtfrei zu ſein, vergeſſet nicht, denn durch dasſelbige haben Etliche, ohne ihr Wiſſen, Engel beherberget. Hebräer 13, 2."

Worte, ſchlicht und ſchön und von jenem frommen Edelmuthe zeugend, wie ihn nur Adel der Seele und die wärmſte Herzensgüte offenbart. Und dieſes Empfinden verläßt uns hier nicht mehr. Sobald wir Brücke und Thor hinter uns haben, ſteigt links, wie ein treuer Wächter, der hohe, mehrere Stockwerke enthaltende Wartthurm auf, und wir treten in den, von den vier

Schloßflügeln gleichmäßig umschlossenen Burghof, von dem aus nach allen Seiten hin mit Sprüchen geschmückte, mittelalterlich verzierte, schmale Thüren zu dem Innern des Schlosses führen. Dieser Burghof ist mit seinem milden Dämmerlichte von einer süßen und entzückenden Poesie. Uralte, dichtbelaubte Linden heben ihre Häupter hoch über die Dachfirsten noch empor und wehren dem niederfallenden breiten Strom des vollen Tageslichtes den Zugang.

Wohl schießt manchmal ein kecker Sonnenstrahl flüchtig wie ein fallender Stern herab, aber schon regt sich's in den Wipfeln heimlich, und was noch eben auf der braunen Erde glänzte und gleißte, ist entflohen. Eine traumhafte Stimmung webt hier unter diesen Bäumen, in deren Zweigen die Vögel konzertiren und ein geheimnißvolles Rauschen weht und vergeht. Wer möchte es deuten?

Hohe, gewölbte Korridore ziehen sich längs des Burghofes im Innern des Schlosses entlang. In dem ersten, welchen wir betreten, hat man die prächtige Rüstsammlung aufgestellt. Was die Jahrhunderte an mörderischen Erfindungen sinnreich konstruirten, das ohnehin nicht zu lang bemessene menschliche Leben noch vor der Zeit heimtückisch zu kürzen, das reiht sich hier in gefälliger und stattlicher Anordnung, blitzend und Respekt gebietend, aneinander. Von den wuchtigen Armbrüsten und mit Pfeilen gefüllten Köchern an bis zu den raffinirten Mordwaffen unserer brutalen Neuzeit hängen die Waffen, nicht rostend, aber rastend an den Wänden, und zwischen den Schleudern, Wurfspießen, Donnerkeilen, Morgensternen, doppelschneidigen Schwertern, Streitkolben, Lanzen und Flambergen prunken vollständige Ritterrüstungen, sowie Hifthörner und Trinkgefäße in den absonderlichsten Formen und Stoffen.

Die anstoßende Gallerie enthält eine beträchtliche Anzahl alter Oelgemälde, Portraits sächsischer Kurfürsten, Staatsmänner und kraftstrotzender, schöner Frauen aus den polnischen Königs-

tagen. Mitten unter ihnen zeigt man uns zwei Bilder Friedrich's des Großen, darunter auch eins, welches ihn in seiner früheſten Jugend darſtellt. Für die Echtheit des letzteren möchte ich doch einige Zweifel geltend machen. Immerhin frappirt es ungemein, an dieſer Stelle dem ſpäteren Philoſophen von Sansſouci begegnen zu müſſen, deſſen Truppen einſt dem Schloſſe, wie dem ganzen Belziger Ländchen nicht immer zärtlich mitſpielten. Neben dem älteren, aber auch noch jugendlichen Bilde des großen Königs befindet ſich das ſeiner Gemahlin Eliſabeth Chriſtine, der ſchwergeprüften Einſiedlerin von Schönhauſen. Herzensgüte und weibliche Anmuth liegen auf den friſchen, roſigen Zügen, Tugenden, welche ſie niemals verlaſſen ſollten. Ihr freundliches Auge blickt klar und lächelt, als hätte es nie die bitteren Thränen geſehen.

Zwei Flügelthüren öffnen ſich jetzt, und eine Flucht von Zimmern empfängt uns, von denen jedes einzelne eine Fülle des Schönen und Intereſſanten bietet, nicht allein in dem, was aus früheren Zeiten erhalten blieb und pietätvoll gehütet wird, ſondern noch mehr durch die Summe der Kunſtſchätze, welche der feine, künſtleriſche Sinn deſſen hier niederlegte, der mit hoher Freigebigkeit und warmem Herzen, fördernd und anregend, die Kunſt ſelbſt in ihrer Werkſtatt aufſuchte und durch eigene Angaben ſo manchem Talente neuen, friſchen Schwung verlieh. Sein Geiſt iſt es, der uns hier überall entgegenweht. Seitdem man den letzten von Watzdorf der Erde übergab, ſtehen die Räume verwaiſt und einſam. Aber die Liebe und Sorgfalt, mit welcher er nicht nur hier in ſeinem Heim, ſondern überall, wohin ſein Auge fiel und wo fremde Wünſche und Hoffnungen ihm entgegentraten, Gutes und Segensreiches ſchuf, Alles dies nimmt auch unſere Herzen ſtill gefangen. Mit wehmüthigem Stolz leiten uns die ergrauten, treuen Diener von Raum zu Raum und zeigen uns, was er hier kunſtſinnig anſammelte, aufbaute und ſchmückte. Wir fühlen, unſer Lob thut ihnen wohl, und Theilnahme iſt eine Brücke zum Herzen. „Er war ein guter Herr!“ klingt es immer

wieder, und sie seufzen verstohlen und führen uns weiter. Welch' ein fürstlicher Reichthum von Kunstschätzen! Prächtig geschnitzte, dunkeleichene, mächtige Schränke, Jahrhunderte alt, bilden mit dem figurenreichen Kachelofen des ersten Raumes und dem imponirenden, hohen Bilde eines alten Brandt mit voller Allongenperrücke und faltenreichem Mantel ein trauliches, anheimelndes Ensemble. Auf den Tischen, Consolen und in den umherliegenden großen Mappen lagern zahllose Schätze der vervielfältigenden Kunst, Erinnerungen an Länder und fremde, ferne Zonen, welche sein Fuß ruhelos durchmaß, von Norwegens buchtenreichen Klippenufern bis hinab zu den Thoren von Granada. „Keine Rast, keine Ruh." Wir überschreiten eine neue Thürschwelle, und Söhne des himmlischen Reiches winken uns grüßend zu. Chinas barocke Thier- und Menschengestalten schmücken die Wände, blanke Lack- und zarte Porzellangeschirre und huschen, fliegen und wandeln über die Fächer, Schirme, Tapeten und Seidenstoffe. Wieder ein anderer, köstlicher Raum! Eichengetäfel an Decke, Wänden und Estrich. In den reichgeschnitzten Holzumkleidungen sind Medaillons eingelassen, welche mit keckem, farbenprächtigem Pinsel Sagen und Geschichte der Familie von Brandt mit überzeugender Lebenswahrheit darstellen. Kampf und Minne, Sieg und Tod! So reiht sich Raum an Raum, bald zart und duftig in Farbe und Anlage und dann wieder kraftvoll und energisch die Kontraste einend.

Der Hauptsaal bildet den Glanzpunkt des Schlosses. Aus den Flügelthüren tritt man hinaus auf den Balkon, von dem aus breite, malerisch gruppirte Terrassen zu dem Park niederführen. Unten kräuselt ein leiser Wind die blauen Fluthen des Sees, dessen Wasser, sich mannigfach verästelnd und breitend, hier in den Büschen sich zu verlieren scheint, dort als Cascade sprühend niederrauscht, um dann wieder als sanfter Bach unter Farren und bemooftem Steingeröll langsam dahin zu singen. Schwäne, Enten und zahllose fremde Wasservögel tummeln sich an den

Ufern, in den Wellen; die Fontainen plätſchern, Buchen und Linden flüſtern dazwiſchen, und über die fruchtbaren Wieſen fort ſchweift der Blick hinüber zu den dunklen Linien der Brandtshaide. Und auch drinnen im Feſtſaal ſcheint ſich Alles zu vereinen, als gälte es einen Wettkampf mit dem, was da draußen ſo herzerquickend lacht und blüht. Die Kolonie deutſcher Künſtler in Rom gab ſich hier ein Rendezvous. Da drüben an der Seitenwand, die ganze Breite beinahe deckend, hängt ein Koloſſalbild aus der Umgebung der nie alternden Roma von unbeſchreiblich tiefer Wirkung inmitten des ſchimmernden Frühlingsjubels draußen. Die Meiſterſchaft in der Darſtellung der ernſten, ſchwermuthvollen Pinien am verdeckten Horizonte inmitten dieſer ausgedörrten, trümmerbeſäeten Scenerie verräth ſchon von weitem den Künſtler: Lindemann-Frommel. Aber das ſüßeſte und lieblichſte, was hierher deutſche Kunſt aus Rom ſandte, bleibt doch inmitten des weiten, üppig ausgeſtatteten Raumes die auf einem Felſen ruhende, marmorne Quellen-Nymphe von Joſeph Kopf. Aus dem umgeſtürzten Kruge, zu dem Eidechſen emporhuſchen, rieſelt melodiſch das Waſſer hinab in ein von Topfpflanzen umgrüntes Marmorbecken. Der zartjungfräuliche, nackte Körper ſchauert ſichtbar bei der Berührung des Waſſers leicht zuſammen, die ſanftgebogene Hand legt ſich ſcheu über die athmende Bruſt. Zwiſchen den halbgeöffneten Lippen blitzen ſchelmiſch die blendenden Zähne, während aus den feuchten, ſehnenden Augen ein Schimmer holdahnenden Glückes dringt.

Genug der Aufzählung! Die nun folgenden Zimmer gewähren mehr und mehr jetzt die Ausſicht auf das tief unten liegende, idylliſche Dorf. Ueber die Hütten fort ragt der neue Kirchthurm, der, wie das ſich unter Bäumen halb verſteckende neue Siechenhaus, auch ein Geſchenk des Mannes war, deſſen Angedenken hier Alles feiert, von dem Alles ſpricht, nur die Lebenden nicht. „Er war ein guter Herr!“

Und ſo ſteigen wir ſchweigend hinan, einen mit vielen Tau-

senden von Geweihen und Hörnern geschmückten Korridor entlang, der zugleich alte, farbige Tapeten mit Jagdscenen aus früheren Jahrhunderten enthält, bis uns ein lichtes, trauliches Gemach aufnimmt: sein Arbeitszimmer. Von Tisch zu Tisch führt uns der Alte; bald tastet seine Hand hier und ordnet dann wieder dort, und oft scheint es, als führe er nur kosend und streichelnd über die Dinge fort. Dort im Halbdunkel über dem Sopha hängt ein energisch empfundenes und packend dargestelltes Bild von Bleibtreu, eine Reiterattacke von Königgrätz. „Sehen Sie, da vorn der Erste der blauen Husaren, das ist er. Jung, schön, und noch lebenslustig, so hat ihn der Maler gemalt; den Säbel in der Faust, hoch im Steigbügel, stürmt er dem Feinde lachend entgegen. Nur sein Herz, das konnte er nicht malen. Das Bild war für das Kasino in Merseburg bestimmt, aber es ist endlich doch daheim geblieben. Und besser so. Wir freuen uns hier doppelt darüber!“ —

Auf dem Schreibtisch lag noch Alles, wie er es einst verlassen. In der Mitte sein Bild selbst, männlich schön, das Auge ernst und fragend, wie nach innen gerichtet. Nicht weit davon hängt der silberne Ehrenkranz, welchen ihm seine liebende Gemeinde dankerfüllt weihte. Nebenan befindet sich die Bücherei, bis zur Decke mit seltenen Schätzen aller Sprachen angefüllt. Von hier betritt man das Thurmgemach, einen kleinen, runden Raum, nur einen Sitz und ein Lesepult enthaltend. Ein Tusculum, wie es wenige giebt. Da unten liegt sein Dorf, das er so liebte; lieblich grenzt die grüne Kirchenwiese daran, über welche jetzt die Heerde läutend heimwärts zieht. Bild an Bild reiht sich aneinander: Park, Weiher, Gehöfte, Aecker, Wiesen und Wald bis hinaus in die goldbeglänzte, sehnsuchtsvolle Ferne, hinaus in das rollende, schaffende, nimmer rastende Leben und Weltgetriebe. Was galt es ihm?

„Ich kann nicht ruhn. Ich weiß nicht, was ich will;
Ich fühl' nur, was Du bist und was ich bin.

Und einmal noch, eh' ich zu Grunde geh',
Möcht' ich die Stimme hören, die Musik
Mir war! — O, sprich zu mir! Ich habe Dir
In stiller Nacht gerufen, hab' die Vögel,
Die schlummernden, im stillen Nest erschreckt.
Hab' des Gebirges Wolf erschreckt, die Klüfte
Umsonst mit deines Namens Klang erfüllt,
Sie gaben Antwort mir, und Manches that's,
Die Geister thaten's und die Menschen. Du
Bliebst still. — Sprich jetzt zu mir! Ich habe länger,
Als selbst das Sternenheer gewacht, den Himmel
Vergebens nach Dir ausgesucht! O, sprich!
Ich pilgerte vergebens durch die Länder
Und konnte nie etwas Dir Aehnliches
Entdecken. Sprich zu mir!" — — —

Doch stumm blieb Alles. Einsamkeit, ein bitteres Wort! Was galt ihm Reichthum, Macht und Ehre? So ließ er Alles zurück, seinen Stern auf einem andern Erdball suchend. — — Die Diener wenden sich schweigend ab und deuten still über den See fort, nach der dunklen Tannenwand drüben. Wir fragen nicht weiter und schreiten durch den Park hinüber, der bezeichneten Stelle zu. Verbotener Weg! Und doch ging auch er darüber hin! Verworren laufen die Pfade durcheinander, labyrinthisch und dunkel, wie das große Etwas, das uns einst Alle aufnimmt. Jetzt aber wird es lichter und heller, voller bricht der Strom des Tageslichtes nieder, wir stehen auf einem freien, umbuschten Waldplatze, in dessen Mitte ein breites, niedriges Blumenbeet sich ausdehnt. Kein Hügel, kein Stein! Nichts was an die Nähe des Todes erinnert. Verbenen und Vergißmeinnicht blühen darüber hin, und die Drossel singt im Gezweig von der Liebe Lust und Leid. Wie eine warme Gotteshand liegt die Purpurgluth der scheidenden Sonne auf dem Beete, als wolle sie das Herz stillen und trösten, das da unten, müde des Irrens, ausruht, verlassen und einsam. Und doch nicht verlassen! Im Halbkreise um

den Platz ziehen ſich Bänke, zur Ruhe einladend, und wenn der Mond zur Rüſte geht oder die Erde Sonntagsfeier hält, dann ſitzen die alten Treuen wieder hier nieder, denen er mehr Vater als Herr war, und das Geſpräch geht im Flüſterton ſachte fort, und ſie denken deſſen in Anhänglichkeit und Liebe, der zu den Schatten einging und nun ein ſchöner Verklärter ihnen geworden iſt. Sie feiern das Andenken eines Edlen!

Burg Rabenstein.

Die Schönheit des Abends hatte uns spät noch einmal aus dem Gasthof hinaus in den Park gelockt, und so, zwischen Wald und Feld langsam dahinschreitend, gelangten wir endlich nach dem einsam gelegenen Bahnhofe, vor dessen Eingangsthür behagliche, grün umsponnene Sitze zum Weilen einluden. Die rothen Glühaugen des letzten Zuges waren soeben um die Waldecke entschwunden. Bei dem Scheine einer Lampe saß nur noch eine kleine Gruppe Männer draußen. Sonst war alles Leben ringsum verstummt. Die Natur athmete hörbar leise im tiefen Schlummer. Und so flossen die Stunden unbemerkt dahin, in jenem angenehmen Geplauder, wie es der Abend und die Ruhe nach dem Tagwerk liebt. Drüben lag die Brandtshaide stumm und dunkel vor uns, und über die schweigenden Wipfel wandelte einsam und groß der volle Mond, mit seinem Silberlichte Wald und Feld verwirrend. Ein lauer Wind trug zuweilen den berauschenden Blüthenduft der Gärten herüber, aus denen der Gesang der Nachtigallen sehnsuchtsvoll erklang. Ueber die Felder webten silberglänzende Nebel ihre durchsichtigen Schleier, und weit aus der Ferne kamen jetzt die ersterbenden Töne eines Horns. Eine Nacht, groß und schön in ihrer feierlichen Ruhe und dem

funkelnden Sternengewande. Wir aber lauschten noch immer dem Horne. Wie klang es doch?

„Vom Wald her aus der Ferne
Verloren klingt ein Horn,
Der Himmel flammt voll Sterne,
Im Mondlicht wallt das Korn.

Ein wundersames Wehen
Durchschauert süß die Nacht,
Als müsse sie vergehen
In Lenz- und Liebespracht." — —

Die Lichter im Dorfe waren längst erloschen, als wir den Heimweg antraten. Verschlafen lagen die Gassen und Schloßgebäude; nur ein paar Hunde regten sich unwirsch, und der wackere Wächter des Ortes, welcher eben um eine Gartenmauer langsam angeschurrt kam, blieb argwöhnisch stehen und ließ uns erst vorüber. Nachdem die Musterung beendet war, drehte er sich um und setzte kopfschüttelnd und brummend seinen Rundgang fort. Aber um so liebenswürdiger lächelte uns der Mond mit feistem Antlitz eine „Gute Nacht" noch einmal durch's Fenster, und bald umfing auch uns ein wohlthätiger Schlummer. — —

Spatzen und Staare hatten gewiß noch lange nicht das Frühkonzert im Garten des Gasthofs beendet, als bereits Wiesenburg weit hinter uns lag, und wir mit froher Wanderlust durch die noch im Morgenthau liegende Brandtshaide schritten.

Ein Frühlingsmorgen lachte uns hell und offen an. Die Sonnenstrahlen hüpften tändelnd über das Moos vor uns her, die Blumen nickten zutraulich, und der Chor übermüthiger, lustiger Waldvögel ward nicht müde, uns seine bunten Lieder auf den Weg zu streuen.

Laub- und Nadelholz lösten sich im gefälligen Wechsel ab, und durch die schwankenden, sonnenflimmernden Wipfel, welche die Nacht noch so gespenstisch im Mondlicht emporstarrten, blickte jetzt des Himmels blaues Auge nieder. So ging es auf und ab,

und hoch stand schon die Sonne, als uns jetzt der Forst entließ, und drüben, jenseits des schmalen Bächleins, aus dem Kranze uralter Bäume hoch und steil auf einem Bergkopfe mit starken Mauern, Brustwehr und stattlichem Luginsland sich Burg Rabenstein aufbaute. Ein überaus prächtiger Anblick! War es einst die Uneinnehmbarkeit, bedingt durch die steile und isolirte Lage, welche die Burg zur gebietenden Herrscherin weit im Umkreise machte, so ist es heute der Ruf ihrer malerischen, einsamen Schönheit inmitten der hart an sie herantretenden, mächtigen Forsten, welcher mehr und mehr den Strom der Touristen hierherlenkt.

Burg Rabenstein oder auch Ravenstein, wie sie in den ältesten Urkunden genannt wird, scheint ehemals eine Privatveste gewesen zu sein, indem ihr Name nirgends in den frühesten Urkunden über den Brandenburger Stiftssprengel als Burgwarte auftaucht. Zum ersten Male begegnen wir ihr 1277. Um das Jahr 1300 erhält die, ohnehin in der Zauche reich begüterte Familie von Oppen den Rabenstein zum Lehen, jedoch ohne alle Dörfer und Vorwerke. Am Fuße des Rabenstein entstand auch damals, nachdem die weiterhin belegene Burg Rädicke eingegangen war, das Dorf Raben, welch' letzteres sich späterhin sogar zu einem Marktflecken oder Städtlein emporschwang, in dem alljährlich mehrere Märkte abgehalten wurden, bis es seit 1530 wieder zum Dorfe herabsank. Der Besitz der Burg blieb in der Familie von Oppen bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, worauf dann derselbe an die Familie von Lypzk (jetzt Leipziger genannt) überging.

Im Jahre 1665 ist es, wo die Wittwe des Dr. Unruh ihren „um sie wohlverdienten Vetter", den Dr. jur. Wilhelm Leyser, zum Generalerben der Burg einsetzt. In seinem und seiner Erben Besitz blieb das Schloß bis 1720. Der letzte derselben war der königlich preußische Steuerrath Gottfried Leyser, welcher auch die noch heute erhaltene, hochinteressante Burgkapelle anlegen

ließ. Nachdem die Burg noch durch mehrere Hände gegangen war, erstand endlich 1804 die Frau Erbprinzessin von Anhalt, Christiane Amalie, geborene Landgräfin von Hessen-Homburg, das Schloß und Rittergut Rabenstein für 72,000 Thaler.

Kriege und Verheerungen haben im Laufe der Jahrhunderte auch der einsamen Veste droben manchen Schaden zugefügt. Schon der Einfall der Magdeburger in das Belziger Ländchen, 1394, brachte schweres Unglück über die Burgbewohner. Nach zähem Widerstande siegte endlich die steigende Hungersnoth, und die erbittert eindringenden Feinde demolirten die ritterliche Veste vollständig. Auch während der grimmen Schwedenzeit gab es manch' harten Strauß hier oben auszustehen und dem wüthenden Feuer-Elemente Einhalt zu gebieten. Im Dorfe Raben blieb damals nicht ein einziger Bewohner am Leben.

Auch der Anfang dieses Jahrhunderts brachte den Burgbewohnern unter der französischen Gewaltherrschaft schwere Lasten, ein Geschick, welches sie ja mit dem ganzen, ausgesogenen Belziger Ländchen theilten. Der Kronprinz von Schweden hatte bis kurz vor der Schlacht bei Dennewitz hier oben sein Hauptquartier aufgeschlagen, während unten im Bachgrunde das Lager stand. Damals auch verbreiteten einige in Raben in Quartier liegende schwedische Offiziere die allerdings wenig überraschende Nachricht, daß sämmtliche Urkunden über Rabenstein während des dreißigjährigen Krieges nach Schweden gewandert seien. Noch manchen anderen illustren Gast hatte die alte Veste im Laufe der Jahrhunderte in ihren Mauern gesehen, unter Anderen auch den brutalen und doch so genialen Russen Peter den Großen, welcher, von Wittenberg kommend, über Rabenstein nach Belzig reiste. Im Jahre 1815 kam Rabenstein, wie das gesammte Belziger Ländchen, an Preußen, jedoch blieb er bis heute ein Besitzthum des anhaltischen Fürstenhauses, welches das Rittergut fortan an einen Oberamtmann verpachtete.

Seit dieser Zeit haben mannigfache und tief einschneidende

Verbesserungen zur Hebung der Bequemlichkeit, sowie der Nutzbarkeit der Anlagen beigetragen, deren isolirte, steile Lage den Oekonomie-Zwecken manches Hinderniß in den Weg legte. Vor allen Dingen ward dem oftmals eintretenden, peinlichen Wassermangel abgeholfen. In Raben, wo man inzwischen noch ein Bauerngut zugekauft hatte, ward eine Brennerei errichtet, deren Dampfmaschine seit 1850 das für die Burg nöthige Wasser mittelst gußeiserner Röhren den hohen Schloßberg hinauftreibt.

Die in der That herrliche Lage der alten Veste macht dieselbe zu einem der sehenswerthesten und romantischsten Punkte des Fläming. Auch die Poesie ging nicht achtlos vorüber. Hübner-Trams, der viel zu früh geschiedene Jugendschriftsteller, hat in einer seiner frischen und anregenden Erzählungen, „Die schwarze Rinne", verstanden, Burg Rabenstein, wie auch Eisenhart in fesselnder Weise mit hineinzuweben.

Auf einer, schroff in das hier beginnende und sich dem Blick bis nach Niemegk hin erschließende Plauethal vorspringenden, zweihundert Fuß hohen Bergkuppe baut sich die noch sehr wohl erhaltene Ruine mit grauen, verwetterten Mauern auf und gewährt, je höher wir emporsteigen, immer lieblichere Ausblicke in die lauschigen Thäler und über die mit Laub- und Nadelholz bewaldeten Höhen. Ueber dem, mit uralten Eichen und Buchen bestandenen Schloßberge ragen die vierzig Fuß hohen, aus behauenen Steinen ausgeführten Mauern, gestützt durch starke Strebepfeiler, empor, und darüber erhebt sich die achteckige, stolze Veste. Ehemals muß die Burg fast uneinnehmbar gewesen sein. Jetzt ist der frühere tiefe Schloßgraben, welcher, von der Ostseite aus nur durch eine Zugbrücke passirbar, die Burg von den gegenüberliegenden Höhen trennte, zugeschüttet, und statt heimkehrender, siegeslustiger Gewappneter und dem Troß der Reisigen zieht jetzt der Heerde frommer Zug hier aus und ein. Charakteristisch ist, daß, wie noch heute in Wiesenburg, auch hier einst die Wirthschaftsgebäude vollständig abgesondert jenseits der Burg sich befanden.

Nur die praktische Neuzeit hob die Scheidung auf, und in den Kemnaten und ritterlichen Gelassen drängen sich heute die breitgestirnten Schaaren schmucker Rinder und wolliger Schafe zusammen und lassen den melodischen Zauber ihrer Töne sanft den Burgwall hinabwallen. Nur ein Wohnhaus, auf den gewaltigen Umfassungsmauern errichtet, blieb dem alten Zwecke treu und dient heute dem hier wohnenden Oberamtmann zur traulichen Heimstatt.

Wir waren langsam die Schlucht hinaufgekommen und traten jetzt, an einigen Hütten vorüber, an deren Gartenzäunen noch die letzten Veilchen blühten, in den mit Wirthschaftsgebäuden umschlossenen Vorraum, welcher ehemals Zugbrücke und Graben umfaßte, doch heute nur einige von dem Regen angeschwollene Misttümpel aufwies, um welche ein paar gackernde Hühner wichtig thuend hin und her stolzierten. Sonst schien Alles ausgestorben.

Aber drüben hinter dem niedrigen, blanken Fenster regt es sich jetzt. Neben einem blauen Glase, in dem ein Strauß frischgepflückter Himmelsschlüssel leuchtete, stand schräg am Fensterkreuz ein kleiner, goldgerahmter Spiegel, und vor ihm, rothglühend und mit den entblößten, vollen Armen die starken, braunen Flechten auf dem Hinterkopfe bändigend, eine dralle, hemdsärmliche Magd. Bei unserem Gruße trat sie verlegen etwas zurück in das Halbdunkel ihrer jungfräulichen Kemnate; dann aber lachte sie halblaut, zugleich eine Doppelreihe blendender Zähne zeigend. Der Anblick war durchaus nicht dazu angethan, unser frohes Empfinden niederzudämpfen. Mit einem kurzen Ansatz nahmen wir jetzt den letzten trüben Teich, welcher uns noch von dem Haupteingange trennte, und nun standen wir vor dem niedrigen, sich tief durch die starke Mauer ziehenden Thorgewölbe. Aber noch immer wollte sich nichts regen. Dornröschens Zauber schien heute auf Schloß und Hof zu liegen. Zur Rechten ragte in mächtiger Rundung der gewaltige Wartthurm in die Höhe, um

dessen Zinnen ein paar Dohlen krächzend flatterten. Am Eingang zum Hofe links, in einer Mauernische, fristeten eine verrostete und gichtbrüchige Kanone, sowie ein Mörser aus dem sechszehnten Jahrhundert ein neidloses, vergessenes Dasein, Mordwaffen, welche angesichts unserer modernen Menschenschlachtmaschinen wie Tand an einer Uhrkette wirken. Nun standen wir auf dem Burghofe, der nur schmal und fast oval ist, aber einen äußerst alterthümlichen Eindruck hervorruft. Im Halbkreise liegen die heutigen Wirthschaftsgebäude und Ställe aneinander; dann reiht sich dem Thore zu das massive Wohnhaus des Oberamtmannes, während links in der breiten Umfassungsmauer halbzerbröckelte Steinstufen zu der Brustwehr führen, von der weiterhin ein Gang zu Thurm und Kapelle neben dem Hofthor leitet.

Unser wiederholtes Klopfen war ungehört verhallt. Burgherr und Burgfrau, darüber waltete kein Zweifel mehr, waren mit Roß und Reisigen über Land gefahren. Nur aus den Ställen scholl es zuweilen halbverstohlen. Der Kriegsplan war bald entworfen, und die gastfreundliche Offenheit, der wir bisher überall begegnet waren, sollte unsererseits nicht mit Kühle aufgenommen werden. Schon klommen wir die Steinstufen zur Brustwehr empor, um von dort den Thurm und, wenn möglich, die Kapelle zu gewinnen.

Aber auf halbem Wege stockte unser beflügelter Schritt. Aus dem Schatten einer epheuumsponnenen Mauernische hob es sich jetzt langsam, schwarz und knurrend auf uns zu, und die Gestalt eines knochigen, mit dem sonntäglichen Wamms geschmückten Knechtes schob sich zwischen uns und das Ziel unserer Wünsche. Eine Diskussion war unvermeidlich. „Ist Niemand da unten zu Hause, der uns Erlaubniß zur Besichtigung der Burg geben könnte?" fragten wir.

Er glotzte uns groß und dumm an und stellte sich noch breitbeiniger in den Weg, als gälte es ernsthaft einen Angriff abzu-

wehren. Dann endlich brummte er gedankenschwer durch die halbgeschlossenen Zähne: „Nä!“ Und wie im sanften Echo von jenseits der Bergwand hallte es jetzt aus dem einen Stalle mehrstimmig und herzerquickend: Mäh! Ein verzeihliches Lachen ward noch rechtzeitig unterdrückt.

„Und würden Sie uns nicht vielleicht freundlichst das Sehenswertheste zeigen?“ Sichtlich war ihm die Zähigkeit, mit welcher wir bei unserem Ansuchen beharrten, unbequem. Er blinzelte mehrmals unruhig nach dem Hofthor nieder, dann schüttelte er mürrisch und abweisend das edle Haupt, und abermals entrang sich ungnädig den Lippen: „Nä!“ Und das Echo raunte leise: „Mäh!“ — — Süße Hammelsprache, nie habe ich tiefer die bezwingende Gewalt deiner tiefdeutigen Töne empfunden, als in diesem Augenblicke! — — Guter Rath war theuer. Der Vice-Burgherr hatte sich bereits uns wieder abgewandt, als betrachte er, Dank seiner überzeugenden Beredsamkeit, unser Anliegen für vollständig erledigt. Jeder diplomatische Verkehr schien abgebrochen. Seine Ruhe und die sichere Würde des Auftretens besaßen in der That etwas Imponirendes.

„Aber eine Cigarre werden Sie uns doch nicht auch abschlagen und hier, trinken Sie auf unsere Gesundheit, mein Lieber. Wohl bekomm's! Nicht wahr, dort geht's hinauf zum Thurm? Und die Kapelle ist wohl auch geöffnet?“

Ueber das Antlitz des würdigen Sauhirten war jetzt ein Lichtstrahl wie Altweibersommer geflogen. Er grinste uns breit an, versenkte die Cigarre kauend in die Mundhöhle, die schwieligen Hände in die weiten Hosentaschen; dann nickte er zustimmend und hockte auf der Brustwehr nieder. Die Thür war frei!

Noch ein paar Schritte in einem halbdunklen Gang, eine schmale Pforte öffnete sich knarrend, und wir traten in die Burgkapelle ein. Der erste Anblick wirkt überraschend. Die Kapelle nimmt die ganze Tiefe der gewaltigen Umfassungsmauern ein, in welche sie hineingearbeitet ist. Trichterförmig sich nach dem

einzigen Fenster zuspitzend, empfängt sie von dort zugleich den warmen Strahl des Tages, der, gemildert und verklärt durch ein an dem Fenster angebrachtes buntes Glasbild, Maria mit dem Jesuskindlein, in gedämpften und halbgebrochenen Farben durch das kleine Gemach fluthet. Die muthmaßlichen Malereien wie architektonischen Verzierungen sind leider vollständig durch zolldicke Gipsauflagen verschwunden. In der äußersten Fensternische ist der Altar angebracht, während ein davor befindliches Pult die Kanzel darstellt. Beide sind mit einer grünen Tuchbekleidung geschmückt.

Die Altardecke trägt in Silber gestickt die Inschrift: Matth. XI. 28., während das Tuch an der Kanzel im silbergestickten Epheukranze die Worte enthält: „Friederike, regierende Herzogin zu Anhalt, geb. Prinzeß von Preußen, 1849." Zu verschiedenen Malen wohnte die herzogliche Familie hier dem Gottesdienste bei, und einmal auch, als sie wieder und diesmal recht zahlreich auf Rabenstein erschien, da donnerten der Mörser und die Liliput-Kanone am Thore nach jahrhundertlangem Schlafe den Einziehenden ein fröhliches Salve entgegen.

Das Interessanteste birgt jedoch der Altar. Wenn man die Tuchbekleidung zurückschlägt, bemerkt man noch deutlich die Inschrift: „Am Tage Martini 1717, den 11. November, war der 31. Oktober alten Kalenders, wurde die erste Predigt hier gehalten." — Zu beiden Seiten aber stehen folgende höchst charakteristische und sonderbare Hexameter:

„Lutherus post bis centum florens redit annos;
En post bis centum Lutherus flens redit annos."

Klingen diese Verse nicht wie ein Angstschrei der kraftlos dahinsiechenden Orthodoxie, dem immer mehr um sich greifenden Pietismus warnend und mahnend zugerufen? Und nur wenn man sich in die gehässigen Glaubenskämpfe am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hinein versetzt, vermag man diesen wehmüthigen Klagegesang zu verstehen, welcher da weissagt, daß

Luther, wenn er nach abermals zweihundert Jahren, also am Ende unseres Jahrhunderts, auf die Erde zurückkehren würde, bei dem Anblick der neuen Zustände jammervoll in Thränen ausbrechen müßte. Wohl möglich, daß der Stifter der Burgkapelle zugleich auch Verfasser dieser Inschrift gewesen ist, denn die damals hier oben gepflegte Familien-Tradition stand, im Gegensatz zu dem Begründer des Geschlechts, mit fanatischer Intoleranz ganz auf dem Boden starrgläubiger Orthodoxie.

An die Kapellenthür grenzt der Eingang zum Thurm. Mehrere Stockwerke hoch, dann eine himmelstürmende, steile Leiter empor, und wir traten hinaus auf die Zinnen. Unter uns Burg, Schloßhof und die gewaltigen Mauern, auf deren äußerem Rande, nahe dem Thurme, unser Cerberus saß, langsam die Beine schwenkend und stillvergnügt den Dampf der Habana in die klare, ruhige Luft blasend. Aus dem steil abfallenden Schloßgarten, in dem noch der alte, tiefe Burgbrunnen steht, hoben stolze Eichen und Buchen ihre Wipfel hinan, während zu ihren Füßen der gesprenkelte Blumenteppich voll holder Frühlingskinder freundlich lachte. Und nun weiter fort Hügelwelle an Welle, dazwischen Schluchten, zerklüftet und verworren durcheinander laufend; Dorf Raben; endlich weiterhin das Thal der wasserreichen Plane, deren zahllose Wasserarme aus saftigen Wiesengründen aufblitzten. Jenseits aber schaut uns die ganze süße Poesie des Hochwaldes in's Auge, und der Blick vermag sich nur schwer zu trennen von der Lieblichkeit und einsamen Schönheit dieses Stückchens Erde. Als wir endlich wieder den Burghof betraten und die morschen Steinstufen abwärts stiegen, läutete der Burgherr noch immer taktmäßig das Pendelpaar auf und nieder, aber auf seinem Antlitz lag jetzt stumme Zufriedenheit.

Er nickte uns würdevoll zu, dann setzten wir wieder über den Mistteich fort und schritten an der Kemnate vorüber zu dem äußeren Ausgange. Das Fenster stand jetzt offen, aber die Maid war nicht mehr sichtbar. Ich dachte an jene zwei Königskinder,

die, wie es so wehmüthig schön in der Ballade heißt, zusammen nicht konnten kommen, „das Wasser war viel zu tief.“ Doch ein nochmaliger Rückblick sollte mich bald energisch in die gesunde Wirklichkeit zurückführen.

Soeben huschte die Holde, rothbäckig und rothröckig über den Hof; mit einem kühnen Ansatz hatte sie das trennende Gewässer genommen, und nun durch das Thorgewölbe schreitend, eilte sie recte die Steinstufen empor zur Brustwehr. Dornröschen war erwacht, der Zauber entflohen! Als wir auf halbem Wege vom Schloßberge noch einmal hinaufschauten, da standen Burgherr und Burgfräulein froh beisammen, und wie die Ackerwinde sich liebend um die Aehre rankt, so hielt jetzt das starksehnige Heldenmädchen den stummen und dummen Schäfer umfangen und herzte und küßte ihn gar weidlich. Er aber wehrete ihr nicht.

Doch uns summten beim Hinabstieg durch die Tannen die weit zeitgemäßeren Verse des göttlichen Busch durch den Kopf:

„Die Raben in dem Rabennest
Sind aber kreuzfidel gewest.“

Bald standen wir wieder auf der heimlich umrauschten Waldstraße. Es ist ein stiller, einsamer Weg, jene uralte Heerstraße, welche sich über das Plateau des Fläming nach Wittenberg hinzieht. Anfangs begleitet uns noch die dunkle Haide, schattenspendend und mit dem Gesange lustiger Vögel das Herz erfreuend. Aber dann tritt der Forst fast ganz zurück, und frei schweift das Auge fort über das wellenförmige, fruchtbare Land, das sich allmählich immer tiefer senkt und bei jeder neuen Biegung des Weges auch neue Bilder eröffnet. Da liegen die einsamen Dörfer, bald in den grünumrahmten Mulden still geborgen oder auf freiem Hochplateau sich lagernd, fern, abseits der Straße. Freundliche Bilder des Friedens und der Genügsamkeit, auf denen selbst das verwöhnte Auge so gerne weilte, weil sie dem Herzen wohlthun. Nur wenig Menschen, denen man auf dieser Wan-

derung begegnet, aber im Geiste zieht um so reicher die Fülle historischer Gestalten im bunten, sonderbaren Zuge an uns vorüber, Erinnerungen fernliegender Jahrhunderte heraufbeschwörend. Verlotterte böhmische Horden, heulend und beutegierig, nahen wieder; verwegene schwedische Reiter, bis zu den Zähnen bewaffnet, sprengen, mit vorgebeugtem Oberleib ausspähend, vorüber. Kriegsleute aller Nationen, Franzosen, Spanier, Russen, Illyrier; Reformatoren aus Wittenberg, Waffen- und Gottesstreiter, Ordensritter, Ablaßkrämer, Scholaren, Mönche und zahlloses fahrendes Volk. Welch' ein Getümmel, welch' ein Sprachgewirr! Und drüben schweben lichte, weiße Lämmerwölkchen über die stillen Dörfer dahin, die einstens von diesen buntscheckigen, deutschfeindlichen Kriegsbarbaren zertreten, verwüstet und dem Erdboden gleich gemacht wurden, und von denen jetzt das Geläute des Abends sanft über die Felder herübertönt.

Schon haben wir mehrere Dörfer passirt, doch noch immer will sich nicht das ersehnte Ziel den suchenden Blicken zeigen. Die Lerchen auf den Feldern verstummen allmählich, und Grille und Heimchen beginnen schüchtern die Instrumente zur Nacht-Serenade zu stimmen. Bereits werfen die Bäume an der Heerstraße lange, dunkle Schatten über die leise wallenden Aehrenfelder, durch welche das Rauschen des Abendwindes zieht. Mein Begleiter war, müde des Weges, etwas zurückgeblieben, nachdenklich das Haupt wiegend und dann wieder forschend den Blick über die Gegend schweifen lassend. Plötzlich leuchteten seine Augen auf, und mit der ausgestreckten Rechten wies er hinab auf das Thalbild, welches jetzt zu unseren Füßen lag.

Einer neuen Steigung des Weges folgend, deren Scheitelpunkt uns bisher das Kommende neidisch noch verdeckte, standen wir jetzt oben und blickten, den Kreuzfahrern vor Jerusalem gleich, freudig bewegt auf das erreichte Ziel nieder. Die Sonne war hinabgetaucht, doch Himmel und Erde glühten noch in flam-

Der hohe Golm.

In der tiefen Einsenkung, welche sich zwischen dem westlichen und östlichen Flügel des Fläming hinzieht und es ermöglichte, zwei Eisenbahnen, die Berlin-Anhaltische, sowie die Jüterbock-Riesaer über den Plateau-Rücken dieses Höhenzuges zu führen, liegt die alte Stadt Jüterbock. In einer Seitenkapelle der Nikolaikirche daselbst befindet sich, wie bekannt, der Ablaßkramkasten Tetzel's, den, wie die Ueberlieferung meldet, der übermüthige Hake von Stülpe bei Trebbin in einer tollen, schneedurchwehten Sturmesnacht dem übertölpelten Dominikanerpater abnahm, mit Hinweis auf einen bereits von ihm für künftige Sünden vorher erhandelten Ablaßschein.

Man müßte eben nicht eine märkische Streife unternehmen, wollte man an dieser sonderbaren Reliquie achtlos und vornehm, vorübergehen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Ablaßtruhen Tetzel's, wie Pilze nach einem Landregen, jetzt überall in unheimlicher Anzahl aufzutauchen beginnen, von denen jede einzelne natürlich das Vorrecht der unzweifelhaften Echtheit für sich allein in Anspruch nimmt. Und dennoch, bei aller Skepsis angesichts solcher vergilbten und verwetterten Kuriositäten, — sofern sie natürlich mit der Geschichte des Vaterlandes und darüber hinaus

verbunden ſind, möchten wir ſie nicht gerne miſſen, wie wir auch jenen litterar-hiſtoriſchen Maulwürfen nur wenig Dank wiſſen, die uns mit hochgelehrter Miene auf Grund ihrer geheimnißvollen Unterminirungs-Arbeiten an Eidesſtatt verſichern, wie ſo viel eitel Dunſt durch die Geſchichte weht und ſo manches ja nur ganz gräulich erſtunken und erlogen ſei; daß niemals ein Tellſchuß fiel, noch jemals die liſtigen und unerſchrockenen Weiber von Weinsberg ihre ſonderbar dreinblickenden Ehegeſponſe auf den Rücken überglücklich durch die Thore der belagerten Stadt im Triumphzug trugen, noch auch Hake von Stülpe pfäffiſchen Uebermuth mit bitterem Hohn und ſchmerzenden Geißelhieben züchtigte.

Ihr hiſtoriſches Gewiſſen mag allerdings dann, wie von einem Alpdruck befreit, höher und reiner aufathmen; uns aber will bedünken, als thue man dem Volksgemüthe herzlich wenig damit zu Liebe. Die Volksſeele bedarf der Sagen und Dichtungen, die, unbeirrt aller hiſtoriſchen Zweifel und Trugſchlüſſe, von Mund zu Munde gehen, von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich vererben, in bunten, bewegten Bildern die Geſchichte fernliegender Epochen in den ewig friſchen Born der Poeſie tauchen und neu und lebendig vor unſeren Augen wieder erſtehen laſſen, die Liebe zur Heimath weckend, fördernd und befeſtigend.

Die Volksſeele iſt und bleibt ja nun einmal ein großes, unmündiges Kind, das nach dem Bunten am liebſten begehrt und mit dankbarem Gemüth alles das in ſich aufnimmt, was ſeiner Einbildungskraft ſchmeichelnd neue Nahrung giebt, deſſen Schlichtheit der Darſtellung es folgen kann, das es begreift und lieb gewinnt, mit dem es zu denken und fühlen vermag, lachen und weinen darf. Und je menſchlicher es ſich giebt, um ſo dankbarer und lauter der Beifall. Nicht zuletzt aber iſt es der Humor, welcher eine Brücke von hüben nach drüben ſchlägt und mächtiger als jede andere Empfindung das Echo der Volksſeele tönend wach ruft. Und welch' ein grotesker, überſprudelnder Humor lacht uns

nicht aus der Figur des ritterlichen und verwegenen Schelmen Hake von Stülpe entgegen?

Noch heute faßt es uns hart wie Spott und Hohn an, blickt man auf diesen verwetterten, berüchtigten Ablaßkasten nieder, der einst die Opferspenden armer, bethörter Seelen verschlang. Und wenn man, wie wir Tags zuvor, in Wittenberg durch die weiten Räume des ehemaligen Augustinerklosters gewandert ist und noch frisch die gewaltigen Eindrücke, welche jene augustinische Sammlung hervorruft, nachfühlt, dann erscheint der Uebermuth jenes Dominikaners, gegenüber der ehrlichen Glaubensfreudigkeit und schlichten Selbstlosigkeit des genügsamen Augustinermönches, nur noch abstoßender. Denn keine Lutherstätte, nicht einmal das trauliche Lutherstübchen mit dem koketten Tintenklex auf der Wartburg, noch die Reformations-Zimmer droben auf der fränkischen Veste Koburg, vermag so wie hier die erhabene und wuchtige Größe des kühnen Reformators wieder vor uns erstehen zu lassen und in zahllosen Reliquien, Angedenken, künstlerischen Meisterwerken damaliger berühmter Zeitgenossen, in ausgezeichneten, seltenen Druckschriften, in der ganzen historischen Anlage wie Ausschmückung dieser prächtigen Säle und Gemächer, der pietätvoll erhaltenen Wohnräume des Doktors und Magisters, uns das Bild des liebenden Hausvaters und geraden deutschen Mannes vorzuführen. Hake von Stülpe's Schelmenstreich mag eine Mythe sein, dennoch wird die Figur des wackeren Ritters noch so lange fortleben, als märkischer Volkshumor seine Blüthen treibt.

Von Jüterbock bis zum Fuße des hohen Golm, des letzten noch einmal steil sich erhebenden Ausläufers des Fläming, ist ein weiter, mühevoller Weg, und wehe dem, der wie wir sich vermißt, abseits von der Heerstraße, durch die ausgedehnten Waldungen zwischen Jüterbock und Luckenwalde, dem Ziele entgegenzusteuern. Ufer- und steuerlos wird er bald die kecke Verwegenheit seines Unterfangens bereuen, und wenn er jemals wieder zur heimathlichen Schwelle zurückkehren sollte, dankbar und zerknirscht den Wan-

derstab vor des Hauses Laren niederlegen. Nirgends mehr in der Mark, wie hier, vermag man jenes Gefühl nachzuempfinden, das die Seelen Derer ergreift, welche nach tagelangem Irren durch des Urwalds Schrecknisse plötzlich den Schlag einer Axt oder die sanften Töne frommer Hausthiere vernehmen. Sie stehen still wie gebannt und lauschen den holden Klängen. So ging es auch uns, als wir nach halbtägigem Wandern endlich die ersten rothen Ziegeldächer wieder begrüßten.

Eine Wüstenei, doch ohne Oasen, so ziehen sich die meilenweiten, unwirthlichen Waldungen einsam hin, und mühevoll, seufzend und mit jenem bekannten Echternacher Prozessions-Takte hastet der unglückliche Pilger durch die unter seinen Füßen zurückweichenden Sandwellen und glatten Kiefernadelstrecken. Keine sprießende Vegetation, welche das Auge erfreuen könnte und die triste Armuth der Landschaft freundlicher schmückte. Nur Sand, echt märkischer, lieblicher Sand, vom blendenden Weiß bis in's neidische Gelb überspielend. Verkrüppelte, häßliche Kiefern stehen eng und verschlafen beisammen, Spinnweben und Flechten ziehen sich von Baum zu Baum, und kein Strahl des goldenen Tageslichts spielt durch die verwachsenen und verworrenen Zweige. An den Wegen führt dürres Gras ein kümmerliches Dasein, denn kein Bächlein oder Waldsee rings, das trockene Erdreich aufzufrischen. Und vergebens lauscht man dem Gesange munterer Waldmusikanten. Todtenstille ringsum, Farblosigkeit, soweit das Auge blickt. Nur manchmal streichen krächzend ein paar Krähen schwerfällig über die Wipfel fort. Doch sie rasten nicht, auch sie meiden gewöhnlich die gastlose Oede. Und jeder Kreuzweg bringt neue Räthsel. Hier liegen, wie Grabsteine auf vergessenen Gottesäckern, die Wegweiser halb vergraben schon im Sande; dort wieder sind die Namen vom Regen und Wintersturm verwaschen und verweht. Ja, manchmal scheint es gar, als triebe ein hämischer Kobold in diesem stillen Waldrevier sein tolles, ausgelassenes Unwesen. Vertauscht sind die Namen, versetzt die

Steine, und wenn wir eben noch ſtumm und reſignirt am Rande des Kiefernweges hintrollten, ſehnſüchtig dem angewieſenen Pfade folgend, ſo führt uns nach ſtundenlangem Mühen der loſe Schelm im Kreiſe herum, und wir ſtehen noch weiter von dem Ziele ab, das wir ſuchten, und ſein Kichern und Höhnen ſchallt noch lange uns aus dem geſicherten Verſtecke nach. Ehemals freilich trieben noch die Lüchtemännekens hier ihr loſes Spiel. Sie irrten aber nicht allein den Wanderer, der hier Abends ſpät noch die Haide durchzog, ſondern dienten ihm auch oft bereitwilligſt und freundlich. Ein alter Mann, der lange Jahre am Golm unten einſam wohnte, ſah ſie oft, wenn er noch ſpät aus Dorf Stülpe heimkehrte, vor ſich luſtig hertanzen. War es nun gar zu finſter einmal oder hatte der Schnee den Weg verſchüttet, ſo rief er wohl einem ſolchen Lüchtemänneken zu: „Komm und leuchte mir nach Hauſe!“ Da war denn auch gleich eins da und führte ihn wohlbehalten bis zu ſeiner Hütte, wo es verſchwand. Der Alte legte dann ſtets einen Dreier auf die Thürſchwelle und konnte gewiß ſein, daß der jedesmal am anderen Morgen verſchwunden war; dafür aber waren ihm die kleinen Lichtgeiſter das nächſte Mal wieder gefällig und dienſtbar.

Endlich ſchlug auch für uns die Stunde der Befreiung. Rothe Dächer leuchteten über eine Schonung. Hunde ſchlugen an, und dann hielten wir im Dorfe Stülpe feierlichen Einzug. Das Dorf liegt hart am Fuße des in der That hier impoſant aufragenden Golmberges, der in ſeiner Unmittelbarkeit, mit welcher er aus der Flachlandſchaft plötzlich emporſpringt, nur doppelt wirken muß. Noch bis zu unſerer Rückfahrt von Baruth aus blieb er uns treu, und ſo oft wir uns ſpäter noch umwandten, tauchten immer geſpenſtiſcher die dunklen, mächtigen Conturen über die einfache Landſchaft in den dämmernden Abendhimmel. Ehemals ſoll droben auf dem hohen Golm ein Wendentempel geſtanden haben, welchen jedoch Karl der Große zerſtören ließ und an Stelle deſſen eine Kapelle errichtete, welche den Namen

St. Hilpe, heilige Hilfe, empfing. Höchſt amüſant iſt die Sage von einem Bäuerlein, welches unten am Fuße des Golm wohnte und eines Tages in höchſter Bedrängniß ſeines Gewiſſens und der Erkenntniß ſeiner Sünden eine Reiſe nach Spanien zu dem Gnadenorte S. Jago di Compostella unternahm. Als es nun da ankam, ihm auch däuchte, es habe noch immer nicht genug gebüßt, fragte es einen Mönch des Ordens, ob es wohl noch einen heiligeren Ort in der Welt gäbe. Da hat ihm jener geantwortet, ja, es gäbe noch einen heiligeren auf dem Golmberge, worauf denn das Bäuerlein in hellem Unmuth ausrief: „Was zum Teufel ſuche ich denn hier, weil ich doch den Ort hart vor der Thüre habe?!“ Lange glaubte man, den Namen des Dorfes Stülpe von der Kapelle droben ableiten zu dürfen.

Der Name Stülpe iſt jedoch ſtreng wendiſch und bedeutet Säule. Und alle Orte der Mark und weiter hinaus, welche den Namen Stülpe oder Stolpe führen, beweiſen nur, daß einſtens an dieſer Stätte eine Betſäule dem Wendengotte Woloß errichtet war, der, gleich dem arkadiſchen Hirtengotte Pan, als Schützer und Helfer der Viehheerden einſtens galt. Vorzugsweiſe mag darum wohl auch an dieſen Orten von den Bewohnern Viehzucht betrieben worden ſein. Golm aber, oder richtiger Cholm geſchrieben, bedeutet überhaupt jede Bergerhöhung.

Jäh und ſteil geht es von Stülpe hinan zum hohen Golm. Letzterer iſt nicht nur ein einzeln aufragender Hügel, ſondern eine langhingeſtreckte Kette zuſammenhängender Hügel, welche von OSO. nach WNW. ſtreichen und nach Norden hin am ſteilſten abfallen. Man unterſcheidet vier Gipfel, von denen der erſte, weſtlichſte, den Namen „hoher Golm“ führt, und deſſen Höhe, vom Belvedere oben aus gerechnet, 606 Fuß beträgt. Dann folgt der Wichtelplane (539), der Spitzberg (441) und endlich als letzte Kuppe der Dalenberg (447).

Prächtige Waldungen bedecken das ganze Berggebiet bis zu

den Höhen hinauf, denn von seinem Fuße an zeigt der hohe Golm mit einem Schlage eine völlig veränderte, üppige Vegetation.

Uralte, knorrige Eichen, hohe Fichten und malerische Kiefern stehen beisammen, während hie und da junge Buchen-Anpflanzungen das Auge erfreuen. Im Zickzack steigt der Weg hinauf, bis endlich ein thurmartiges, hölzernes Belvedere sich uns zeigt. Eine luftige Treppe zieht sich außen um das Gebäude und führt zu einem Flachdach, an welches noch ein von unten durch Balken gestützter, freier Austritt grenzt, während unten, im Innern des Thurms, ein mit Bänken versehener Raum Schutz für Viele bei eintretendem Unwetter bietet. Unendlich weit schweift droben der Blick rings in die duftige, vom blauen Horizonte eingefaßte Ferne, und fehlt ihm auch die Anmuth des Vordergrundes wie bei Hagelberg, so erschließt sich dafür auf dem hohen Golm, in Folge seiner steilen Isolirtheit, eine viel umfassendere, ungemessene Aussicht dem Auge. Ueber das grünwogende Meer der Hügelkette und der zu dem Fuße des Berges sich meilenweit hinziehenden Waldungen schweift der Blick fort über zahllose Dörfer und Weiler, Städte, deren rauchende Schlote Dampfwolken in die klare Luft senden, bis hinüber zu den am Horizonte auftauchenden Thürmen der jungen Kaiserstadt, während drüben der dunkelblaue Höhenzug des Brand bei Wendisch-Buchholz deutlich sichtbar wird. Kein Punkt der Mark, der so gebieterisch die Landschaft beherrscht und zugleich jenes behagliche und erhebende Empfinden tiefster Einsamkeit und friedlicher Stille hervorruft, wie hier oben das Belvedere des hohen Golm.

Und blickt man von dem Aussichtsthurm wieder auf die Bergeskuppe, so breitet sich ein moosbedeckter Waldplan aus, eingefaßt von ehrwürdigen Baumriesen, blühenden Hecken und malerischen Hügeln. Von allen Seiten schlängeln sich die gewundenen, lieblichen Pfade hinab in die grüne Tiefe, und das Auge wird nicht müde, sich des wohlthuenden Anblicks zu erfreuen.

Doch so verlassen und einsam hier oben auch alles liegt,

auch der hohe Golm hält seine Feiertage, wo auf seinem Gipfel zwischen den bemooften Bäumen und mit Erdbeerblüthen bedeckten Anhöhen ein fröhliches, heiteres Leben sich entfaltet. Spiel und Tanz regt sich dann im munteren Kreise, Gesang und das Lachen holder Mädchenstimmen schallt durch die Stille, und der kluge Kuckuk hat vollauf zu thun, all' die Jahre des Wartens bis zum Ehestande den lieblichen Waldnymphen schalkhaft auszurechnen. Dann rollen Wagen auf Wagen, wohlverproviantirt, durch die aufhorchende Haide bis zum Berge hinauf, und die Buckskin-Aristokratie von Luckenwalde und Jüterbock findet sich droben zusammen, um bei Sonnenschein, Musik und Becherklang den Zauber der Waldeinsamkeit in vollen Zügen zu genießen. Zuweilen ziehen wohl auch Turner oder Schüler-Abtheilungen hinan und krabbeln und kribbeln zwischen den Büschen und Trümmern herum, als suchten sie die hier verborgenen Klosterschätze. Ja, manchmal taucht auch ein verwegener Tourist vom fernen grünen Strand der Spree hier auf, um, alle überstandenen Mühseligkeiten vergessend, das entzückende Panorama zu betrachten.

Wenn man westlich vom Belvedere die hohen Brombeer- und Schlehenbüsche auseinandertheilt, gewahrt man mit Erstaunen noch deutlich die Umrisse starker Untermauern, bemooste, malerisch durcheinander geworfene Steinblöcke und geborstene Trümmer, über welche die Sonnenstrahlen huschen und blaue Glockenblumen träumerisch fortläuten. Noch im Jahre 1819 sah man hier ein hohes, altes Gemäuer, das aber seitdem vollständig verfallen ist. Es sind die Ueberreste einer sogenannten Ablaßkapelle, welche, 1435 hier oben gestiftet, auf dem Concil zu Basel 1437 bestätigt wurde und der gebenedeiten Jungfrau Maria geweiht war. Die Mönche des in der Nähe liegenden Klosters Zinna, unweit Jüterbock, waren verpflichtet, hier oben die Hora zu singen und alltäglich Messe zu lesen. Aus diesem Grunde wurden neben der Kapelle auch noch Wohnräume für die frommen Brüder, sowie andere Klosterleute errichtet, welche nun droben den Ablaß fortan

verkündeten und die Spenden der Gläubigen eifrig in Empfang nahmen. Letztere floſſen jedoch nicht in die allgemeine Kloſterkaſſe. Nach Abzug des Zehnten für Rom, legte der würdige Abt Beſchlag auf das Sündengeld, welches allein für ſeine Perſon verwandt, auch Tafelgut genannt, fortan zur Verbeſſerung ſeines üppigen Tiſches diente. Der Ablaßkram da droben machte reißende Geſchäfte, und bald reichten die vorhandenen Mittel und Räume gar nicht mehr aus, all' die bußfertigen Pilger aufzunehmen und zu bewirthen. Aus den weiteſten Entfernungen begann man Wallfahrten zum hohen Golm zu unternehmen. An Marien- und Johannistagen ward endlich auch noch Jahrmarkt auf dem Berge abgehalten, was ſelbſtverſtändlich den ohnehin ſchon koloſſalen Zudrang noch vermehrte.

Deshalb erbaute man zwiſchen Dahme und Roſenthal eine ſteinerne Zelle oder Klauſe als Nachtherberge für die Golm-Wallfahrer, und noch im Jahre 1502 ertheilte Papſt Alexander VI. der Golmkapelle erneuten Ablaß. Ein tolles Leben, welches ſich hier oben breit machte und allmählich in die wüſteſten Orgien überging. Denn für Luſtbarkeiten und Schwelgereien war beſonders Sorge getragen, da ſie ja zugleich den ſtärkſten Magnet mitbilden ſollten. Am hervorragendſten betheiligten ſich an den allgemeinen Bacchanalen die Fratres cucullati, die verkappten Mönche, wie Dionyſius, der Chroniſt von Zinna, verſichert, bis einſt, während eines furchtbaren Gewitters, ein Blitzſtrahl dicht neben den Füßen des einen kahlköpfigen Tänzers niederfuhr, jedoch ohne ihn zu verletzen.

Dieſe Erſcheinung, gleichſam eine Gotteswarnung, mußte aber einen tiefen Eindruck hervorgerufen haben, denn fortan unterblieb der ganze Unfug, bis endlich die ſiegreich vordringende Reformation auch dem Ablaßhandel ein Ende machte. Im Jahre 1568 war die Kapelle bereits ganz verfallen. Darum bat auch Chriſtoph von Hacke, Beſitzer von Stülpe unten, ſich die Erlaubniß aus, ſie abbrechen zu dürfen, um ſeine Dorfkirche damit

ausbessern zu können, was ihm auch bereitwilligst zugestanden wurde. Was blieb, war nur wenig. Jahrhunderte kamen und gingen, und immer tiefer sank es in das Erdreich hinab, und Moos und Ranken legten sich verschwiegen und sanft darüber hin, als wollten sie jede Erinnerung jener Irrzeit auslöschen.

Aber die Poesie blieb der Stätte treu. Allabendlich, wenn die Schleier über die müde Erde nieder zu schweben beginnen, da sitzt die Sage droben auf den halbversunkenen Klostersteinen und sinnt hinaus auf die stille, dämmernde Landschaft. Denn tief unten im Berge, da liegt ein gewaltiger Schatz verborgen, und wer den Eingang zwischen den Trümmern entdeckt, von wo ein unterirdischer Gang nach dem Kloster Zinna führt, der wird unermeßlich reich und kommt zu Ehren. Freilich sitzt zuweilen ein großer Hund mit feurigen Augen am Eingange und hütet den Schatz. Manche sagen, es sei eine große, silberne Wiege, wieder andere eine aus feinstem Golde angefertigte Bildsäule eines Mönchs. Auf jeden Fall aber lägen große Haufen Goldes und Silber unten. Am Fuße des Golms wohnte vor langen Jahren in einer Pechhütte ein Mann, dem wäre es beinahe gelungen, den Schatz zu heben. Ein Zauberer hatte ihm verkündet, daß er drei Tage und drei Nächte ununterbrochen wachen müsse. Er that es denn auch. Und richtig, am dritten Tage hörte er bereits einen wunderlieblichen Gesang am Eingang zur Höhle, welchen die Nonnen ertönen ließen, die jetzt von Zinna herüber erschienen waren. Muthig drang er hinein und bald vernahm er deutlich, wie in einer daneben liegenden Kammer weite, mit Gold gefüllte Mulden in eine große Lade geschüttet wurden. Nun bedurfte es nur noch der Bannung des Schatzes, wozu ein Stein nöthig war, der am südlichen Abhang des Golm an einer von dem Zauberer bezeichneten Stelle lag. Der Glückliche machte sich denn auch auf, ihn zu holen. Da überfällt ihn unterwegs die Müdigkeit, er setzt sich hin und schläft ein. Als er wieder erwacht, nimmt er einen anderen, in der Nähe liegenden Stein, damit der

Zauberer nicht das Versäumniß merke, und eilt zurück. Umsonst. Der Betrug war entdeckt, er fand die Höhle verschlossen, die Nonnen verschwunden. Sind auch nie wiedergekommen. Der Schatz blieb ungehoben. So Viele auch seitdem hinanwallten, noch Keiner hat ihn gefunden. Alle aber nahmen wohl den Schatz freundlichster Erinnerung mit von dannen. Was Menschenwitz und Menschenhand hier oben einstens schuf, es ist verweht worden vor dem gewaltigen Hauche einer hereinbrechenden, freier und gerechter denkenden Zeit. Keine Kirchenfahnen flattern mehr, keine lateinischen Hymnen steigen mit dem wirbelnden Dampfe der Räucherfässer empor zum Himmel; verhallt sind Gebete und Gesänge, noch lösen hier oben unter Glockenläuten arme, bedrückte Menschenbrüder ihre Seelen gläubig aus dem Fegefeuer und schachern mit dem lieben Herrgott um die Seligkeit. Verweht ist alles, nur die ewige Liebe nicht. In Jubelhymnen strömt sie rings die ganze Schöpfung aus.

In den Wipfeln rauscht es geheimnißvoll, die Blumen duften und flüstern's, des Himmels goldene Sonnenlichter leuchten's im hellen Glanze herab, und aus den Zweigen singt und klingt es vielhundertstimmig selig hernieder, jenes Hohelied von der Allmacht der Liebe, einer Liebe, die alles umfaßt und versteht, die Verzeihen kennt und still Beglücken.

Und wohl dem Menschenherzen, das noch mit einzustimmen vermag in das große Halleluja der Natur!

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

Werke von August Trinius:

Märkische Streifzüge.

Neue Folge.

Preis brochirt M. 4,50, eleg. geb. M. 5,50.

Inhalt des zweiten Bandes:

Oestlich von Berlin: Friedrichsfelde. — Straußberg. — Im Blumenthal. — Buckow und die märkische Schweiz. — Im Lande Lebus: Müncheberg. — Neu-Hardenberg. — Comthurei Lietzen. — Lebus. — Die Schlacht bei Kunersdorf. — Spree-Landschaften: Erkner. — Kloster Kagel. — Fangschleuse. — Fürstenwalde. — Auf den Rauen'schen Bergen. — An der Nuthe: Jüterbock. — Kloster Zinna. — Schloß Beuthen. — Auf dem Kapellenberge. — Saarmund und die Burgfischerei. — Havel-Landschaften: Von Wannsee bis Babelsberg. — Heiligensee und Bötzow. — Oranienburg. — Am Lehnitz-See. — Am Wandlitz-See.

Thüringer Wanderbuch.

Gewidmet Sr. Hoheit dem Herzoge von Sachsen-Coburg-Gotha.

Band I. — Preis eleg. broch. 6 M. 50 Pf., fein geb. 8 M.

Inhalt: Schulpforta. — Rudelsburg und Saaleck. — Dornburg. — Die drei Gleichen. — Arnstadt. — Auf der Käfernburg. — Plaue und die Ehrenburg. — Die Reinsburg. — In den Kammerlöchern. — Auf dem Veronikaberge. — Elgersburg. — Auf dem Singerberge. — Paulinzelle. — Liebenstein. — Gräfenroda. — Von Geschwenda bis Manebach. — Der letzte Schulze von Lütsche. — Von Gossel bis Linzruhe. — Durch's Ensebachthal zum Triefstein. — Von Schwarzwald bis Luisenthal. — Im Dörrberger Grunde. — Oberhof. — Zwischen der zahmen und wilden Gera. — Schmücke und Schneekopf. — Goldlauter. — An den Quellen der Ilm. — Ilmenau.

Vom grünen Strand der Spree.

Berliner Skizzenbuch.

Eleg. broch. Preis M. 2,—, Hocheleg. geb. M. 3,—.

Inhalt: I. Berlin aus der Vogelperspektive. — II. Berlin im Frühling. — III. Berliner Hofmusik. — IV. Auf der Jannowitzbrücke. — V. Das Berliner „Fräulein". — VI. Berliner Luftkünstler. — VII. Berlin auf der Oberspree. — VIII. Zeitungsnänien. IX. Ein Berliner Wahllokal. — X. Hochsommerfreuden. — XI. Berlin und seine Hasenhaide. — XII. Die Fischerbrücke. — XIII. Nur einen Sonnenstrahl. — XIV. Im Treptower Park. — XV. Mein Sargtischler. — XVI. Berliner Hintertreppen-Litteratur. — XVII. Herbst im Thiergarten. — XVIII. Berliner Sonntagsjäger. — XIX. Berlin im Tannengrün. — XX. Die Burgstraße in Berlin.

Recht für Recht.

Schauspiel in einem Aufzuge.

Preis brochirt 60 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Stanford University Libraries
3 6105 026 868 369

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004